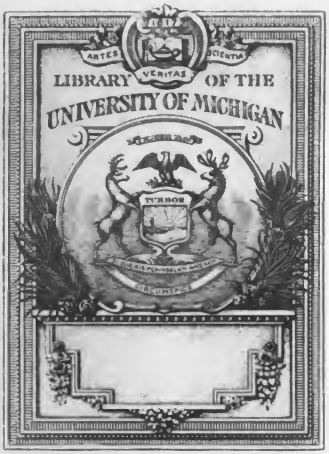
SIBIRIEN: EIN ZUKUNFTSLAND

Fridtjof Nansen

Digitized by Google


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

DK
755
.N18
1922

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Verfasser an Bord des „Correct".

Digitized by Google

Fridtjof Nansen

Sibirien
ein Zukunftsland

Vierte Auflage

Leipzig / F. A. Brockhaus / 1922

Harr.
7988
Geol.
3-19-1923
gen.

DK
755
N 16
1922

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten
Copyright 1914 by F. A. Brockhaus, Leipzig

Digitized by Google

Vorwort.

Es ist jetzt bald ein Jahr her, seit unter dem überwältigenden Eindruck der endlosen Länderstrecken Ostasiens, die noch unausgenutzt der Menschen harren, der größte Teil dieses Buches geschrieben wurde. Es gab mir Mut und Glauben an das Leben, mit eigenen Augen zu sehen, wieviel Raum noch die Erde birgt für Millionen Heimwesen glücklicher Menschen.

Einen furchtbaren Gegensatz dazu gewährt das Bild des jetzigen Weltbrandes, das sich von Tag zu Tag weiter vor unsern Augen aufrollt: Europa scheint den Völkern zu eng geworden zu sein, und sie bieten ihren äußersten Scharfsinn auf, um sich gegenseitig zu vernichten.

Welch eine unselige Verschwendung edler Kräfte! Welch ein unersetzlicher Verlust für Europas Kultur! Was hätte sich alles schaffen lassen, wenn diese Summe von Kraft und organisatorischer Tüchtigkeit, diese Begeisterung und selbstlose Aufopferung, die sich in diesem Völkerkriege so großartig entfalten, auf das eine Ziel wäre gerichtet worden, sich die Erde dienstbar zu machen — dort im Osten ist noch Raum in Fülle!

Man sollte sich doch der Worte Bacons über die drei Arten des Ehrgeizes erinnern. Die erste Art Ehrgeiz will die eigene Macht im eignen Lande vergrößern — eine Niedertracht und Verirrung. Die zweite Art strebt danach, Macht und Herrschaft ihres Landes unter den Menschen zu vergrößern; sie ist zwar würdiger, aber nicht weniger habsüchtig. Will man aber Macht und Herrschaft der Menschheit über die Natur begründen und vergrößern, so ist dieser Ehrgeiz — wenn man ihn so nennen darf — ohne Zweifel nicht nur gesünder, sondern auch edler als die beiden andern.

Den Ausgang dieses großen Weltkrieges kann heute noch niemand von uns übersehen. Er kann zu einer ganz neuen Gestaltung aller Lebenswerte führen, und das alte Europa muß eine völlig

419792

Digitized by Google

neue Rechnung aufmachen, von der wir noch nicht wissen, wie sie ausschauen wird. Eines aber wissen wir: Sibiriens große Wälder, die endlose Taiga mit ihren mächtigen Strömen und wogenden Steppen, liegen unberührt vom Kampfgetöse und warten wie bisher der Menschen, bis sie mit ihrem Zerstörungswerk fertig sind, und was dieses Buch berichtet, wird auch weiterhin seine Gültigkeit haben.

Ich kann mein Werk nicht in die Welt hinaussenden, ohne Herrn Direktor Jonas Lied und der Sibirischen Gesellschaft herzlichsten Dank auszusprechen für die Einladung zur Teilnahme an der Fahrt nach dem Jenissei, die der Anlaß meiner Reise wurde. Ebenso warmer Dank gebührt dem Ingenieur Wourtzel, dem Chef des Russischen Eisenbahnbaues, für seine Einladung zur Reise durch Sibirien nach dem Amurland und seine liebenswürdige Gesellschaft unterwegs. Auch dem Kapitän Johan Samuelsen bin ich für den angenehmen Aufenthalt an Bord des „Correct" verpflichtet, und meinen beiden Reisegefährten Herrn Stephan Wostrotin und dem Legationssekretär Loris-Melikow sage ich gleichfalls herzlichen Dank für all ihre Liebenswürdigkeit, besonders während der langen Fahrt den Jenissei hinauf, für die Hilfe, die sie mir leisteten, und für viele wertvolle Aufklärungen, die ich bei der Ausarbeitung meines Buches benutzen durfte. Ferner verdanke ich Herrn Dr. Olaf Broch, Professor der slawischen Sprachen an unserer Universität, mancherlei Hinweise und Ratschläge. Schließlich, aber darum nicht weniger aufrichtig, möchte ich noch der wertvollen Hilfe erwähnen, die mir Kapitän W. Steffens durch Übersetzung russischer Dokumente und Berichte über Sibirien geleistet hat.

Lysaker, 24. Oktober 1914.

Fridtjof Nansen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Erstes Kapitel. Von Norwegen ins Karische Meer	1— 21
Zweites Kapitel. Samojeden auf Besuch	22— 32
Drittes Kapitel. Durchs Eis nach Norden	33— 43
Viertes Kapitel. Offene See. Ostwärts nach dem Jenissei	44— 66
Fünftes Kapitel. Samojeden	67— 87
Sechstes Kapitel. In Erwartung der Weiterfahrt	88—102
Siebentes Kapitel. Den Jenissei hinauf	103—117
Achtes Kapitel. Von Dudinka zur Kureika	118—140
Neuntes Kapitel. Das Troizkij-Kloster und weiter südwärts	141—161
Zehntes Kapitel. Von Werchne-Imbazkoje nach Sumarokowo	162—181
Elftes Kapitel. Von Sumarokowo nach Jenisseisk	182—200
Zwölftes Kapitel. Von Jenisseisk nach Krasnojarsk	201—224
Dreizehntes Kapitel. Die Kolonisation und Entwicklung Sibiriens	225—242
Vierzehntes Kapitel. Von Irkutsk nach Wladiwostok	243—265
Fünfzehntes Kapitel. Das Ussurigebiet, Wladiwostok und Chabarowsk	266—278
Sechzehntes Kapitel. Rußland im Osten. Die gelbe Frage	279—298
Siebzehntes Kapitel. Das Amurgebiet und die Amurbahn	299—319
Achtzehntes Kapitel. Nach Transbaikalien	320—341
Neunzehntes Kapitel. Heimwärts durch Sibirien	342—349
Zwanzigstes Kapitel. Die Fahrt durch das Karische Meer	350—375
Register	376—383

Abbildungen.

Der Verfasser an Bord des „Correct“	Titelbild
Die Reisegesellschaft auf dem „Correct“. — Direktor Jonas Lied. — Eislotse Johansen	8
Bug des „Correct“ mit der Eishaut. — Der „Correct“ im Eis	9
Samojedenboot beim Abfahren	16
Jamal-Samojede und Syrjäne. — Jamal-Samojede	17
Der selige Samojedenhäuptling. — Neugierige Samojeden	24
Samojedenboote beim „Correct“	25
Der „Correct“ an einem großen Grundeisblock festgemacht. — Ausflug auf das Eis	32
Die Beute an Bord. — Walroßkuh	33
Jagdausflug auf die Dickson-Insel	40

Seite

Das Heim eines politischen Verbannten in Sopotschnaja-Karga 41
Auf Deck des Leichters. — Landung des „Samojeden-Königs" 48
Großreinmachen bei den Samojeden. — Frauen und Kinder der Jenissei-Samojeden 49
Schönheiten der Jenissei-Samojeden 56
Der angeheiterte Fürst. — Voll ehrlicher Bewunderung 57
Novizen und Nonnen im Kloster. — Schuppe einer 18 Jahre alten Njelma 64
Koch Alexei mit einer Njelma. — Mussune. — Alexei mit einem Stör . . 65
Auf der Nosonowski-Insel 72
Jenissei-Samojede. — Jenissei-Samojede beim Sprechen 73
Jurake. — Alte Jenissei-Samojedin 80
Männer und Frauen der Juraken und Jenissei-Samojeden 81
Jenissei-Samojedinnen im Zelt bei der Arbeit 88
Fürst Jabtung Aljo und seine beiden Frauen 89
Samojeden-Zelt in der Tundra 96
Eine gutgelaunte Dolganin 97
Abfahrt auf dem „Omul" (Photographie von Lied). — Ostufer des Jenissei 104
Die nördlichste Kuh der Welt 105
Juraken-Schlitten in der Tundra bei Karaulnoje. — Ananjino 112
Russen in Ananjino 113
Der Gnom von Kasanskoje im Gespräch mit Wostrotin. — Ein zivilisierter Jenissei-Samojede und ein Jenissei-Ostjake 120
Die nördlichsten Bäume (Lärchen) in Dudinka. — Jenissei-Ufer mit Lärchen- und Tannenwald und Hochwassermarken 121
Wald in Kureika (Tannen, Birken und sibirische Zedern) 128
Alte Eingeborenengräber im Wald von Kureika 129
Troizkij-Kloster. — Kirche des Troizkij-Klosters 136
Der bewachte Geldschrank 137
Frühstück im Heim des Pristaw. — Dorfstraße in Troizkij-Monastir . . . 144
Freigelassener Verbrecher in seiner Höhle im sandigen Ufer. — Birkenrindenzelte der Jenissei-Ostjaken 145
Sandstrand am Westufer des Jenissei. — Felsufer bei Mirojedicha 152
Frauen der Jenissei-Ostjaken 153
Kinder der Jenissei-Ostjaken in Syriansti-Pesok 160
Kapitän und Maschinist auf Deck des „Omul" 161
Kirche in Werchne-Inbazkoje im Mondschein 168
Birkenrindenzelte der Jenissei-Ostjaken auf dem Sandstrand des Westufers des Jenissei. — Jenissei-Samojeden in Sumarokowo 169
Jenissei-Ostjaken bei der Mahlzeit 176
Männer und Kinder der Jenissei-Ostjaken 177
Jenissei-Ostjake. — Jenissei-Ostjakin. — Jenissei-Ostjaken (Männer und Kinder) 184
Jenissei-Ostjake. — Jenissei-ostjakischer Knabe. — Schamane der Jenissei-Ostjaken 185
Hausboote der Jenissei-Ostjaken in Sumarokowo 192
Abfahrt der Boote der Jenissei-Ostjaken aus Sumarokowo 193
Stromschnellen bei Monastirskij. — Telegraphenamt in Worogowo 200

Digitized by Google

Seite

Aufgang zum Dorf Worogowo über Berge von Dünger 201
Betrunkener Tunguse. — Der Kapitän des „Omul" verspeist den Rückenstrang eines Störs 208
Blick über den Jenissei nach Süden. — Sibirische Hauseinfahrt 209
Jenisseisk 216
Berittener Hirt einer mongolischen Herde. — Sibirische Landstraße. . . . 217
Hof einer Poststation. — Kathedrale von Krasnojarsk. 224
Krasnojarsk 225
Blick auf Krasnojarsk von der Westhöhe 232
Fähre über den Jenissei bei Krasnojarsk 233
Auf der Fähre über den Jenissei 240
Nansen und Ingenieur Wourtzel 241
Gebirge im Südosten des Baikalsees. — Chinese in der ersten mandschurischen Eisenbahnstation. — Der Chailarfluß in der Mandschurei. — Mandschurisches Haus und Hütten für chinesische Arbeiter 248
Eisenbahnstation Buchedu in der Mandschurei. — Granitrücken bei der Eisenbahnstation Barim im Osten des Großen Chingan. — Typische Bergformen in der Mandschurei. — Tal am Westabhang des Kentei-Alin 249
Chinese in einer Eisenbahnstation 256
Chinesen auf dem Bahnsteig. — Eisenbahnstation Pogranitschnaja an der Grenze der Mandschurei und des Ussurigebiets 257
Wladiwostok 264
Giljakenboote in Chabarowsk. — Provisorische Eisenbahnbrücke. — Russisches Kanonenboot am Kai von Chabarowsk. — Der Amur bei der Brücke von Chabarowsk 265
Chinesische Goldwäscher in einer Station der transsibirischen Eisenbahn . . 272
Chinesische Arbeiter 273
Sumpf im Amurgebiet 280
Gefängnishof im Amurgebiet 281
Russische Arbeiterkinder in einer Station der Amurbahn 288
Baggermaschine in Tätigkeit. — Koreanische und russische Arbeiter beim Eisenbahnbau 289
Auf der Draisine durch Sumpfland. — Bär (Ursus torquatus) aus dem Amurgebiet 296
Eichen- und Birkenwald bei Bira. — Hölzerne Straßenbrücke 297
Taiga am Kamenuschkafluß 304
Niedergebrannter Wald am Kamenuschkafluß. — Bewaffneter russischer Bauer auf der Suche nach seinem gestohlenen Pferde. 305
Schwarze und weiße Birken. — Basalthügel in der Bureja-Ebene im Osten des Archarasflusses. 312
Ort des Untergangs der Goldwäscher an der Bureja. 313
Heimkehrende Arbeiter in der Station „Nansen" der Amurbahn. — Rückkehr der Telegas, nachdem sie die Arbeiter nach Hause befördert haben . . 320
Bau der Eisenbahnbrücke über die Seja bei Alexejewsk. — Durch einen Pferdegöpel getriebene Fähre über die Seja 321
Waldbrand im Amurgebiet. — Windbruch 328

Seite

Über einer Quelle entstandener Eishügel 329
Leichentransport in der Taiga des Amurgebiets 336
Eisstalaktiten in einem Tunnel der Amurbahn 337
Eisenbahnunglück bei der Brücke über den Tschikan 344
Gefängnis von Rasdolni mit Kirche 345
Über die Wasserscheide zwischen dem Amasar und dem Schwarzen Urjum. — Eisenbahnlinie in der Nähe des Schwarzen Urjum 352
Goldwäscherei am Schwarzen Urjum. — Kirche in der Station Jenjewski . 358
Wourtzel und seine Abteilungsingenieure Seeft und Podrutzkij im Salonwagen. — An der Selenga 360
Baikalsee bei Tanchoi. — Sibirische Dorfstraße 361
Straße im Dorf Tanchoi. — Straße in Tulun 368
Brunnen in der Station Chudojelanskaja. — Dampfboote in Nowo Nikolajewsk, von der Brücke über den Ob gesehen. — Mittlere Wintertemperaturen, vom 1. November bis 30. April, in den Stationen Obdorsk (O), Karmakuli (K), Pustoserek und Ozino (P). (Diagramm im Text.) — Mittlere Temperaturen der zehn Monate November bis August in den Stationen Obdorsk (O), Karmakuli (K), Pustoserek und Ozino (P). (Diagramm im Text) 369
Heißes Wasser zum Tee in einer sibirischen Station. — Die winterliche Steppe 372
Buchdruckerei im ehemaligen Palast eines Goldbergwerkbesitzers in Jekaterinburg. — Dorf im Gouvernement Wiatka 373

Karten:

Sibirien, Maßstab 1:22500000.
Karisches Meer, Maßstab 1:6500000.
Amurgebiet, Maßstab 1:10000000.

Erstes Kapitel.

Von Norwegen ins Karische Meer.

Es war am 2. August 1913; der Zug sollte um 3 Uhr 25 Minuten vom Ostbahnhof in Kristiania abgehen. Schon zwanzig Minuten nach drei — und noch hatte keiner meiner Reisegefährten sich blicken lassen. Ich begann, offen gestanden, ein bißchen ungeduldig zu werden.

Endlich! Da kommt ein Herr in gewählter Reisekleidung mit einem Diener und allerlei Paketen. Er stellt sich vor als Legationssekretär Loris-Melikow und als mein Reisegefährte. Auch er hatte die andern Mitreisenden auf dem Bahnhof noch nicht gesehen.

Jetzt fehlten nur noch ein paar Minuten. Da erschien Direktor Lied und sagte uns, es könne heute aus der Reise wohl nichts werden, Wostrotins Reisegepäck sei aus Versehen nicht mitgekommen und stehe noch im Grand Hotel. Er wolle sich nach Wostrotin umsehen und sich auch beim Stationsvorstand erkundigen; vielleicht sei es möglich, den Zug einige Minuten warten zu lassen. Damit verschwand er.

Während ich dastand, unschlüssig, ob ich bis morgen warten oder jetzt abfahren sollte, kam Wostrotin an; beladen, erhitzt und atemlos stieg er in den Zug. Er wolle mitfahren; das Gepäck solle mit dem nächsten Zug nachkommen; Direktor Lied habe er auf dem Bahnhof nicht gesehen. Damit verschwand er im Wagen, um sich einen Platz zu suchen.

Generalkonsul Lorentzen und Direktor Whist, Mitglieder der Direktion der Sibirischen Gesellschaft, waren erschienen, um uns Lebewohl zu sagen. Whist glaubte, wie er erklärte, an meinen Stern; deshalb habe auch seine Gesellschaft die Versicherung des Schiffes übernommen. — Im selben Augenblick pfiff es, ein Ruck, und der Zug begann zu rollen. War das Gepäck mitgekommen?

Digitized by Google

Und wo war Lied? Niemand wußte es. Da kam er gemächlich anspaziert und rief uns zu, er bleibe bis morgen hier und nehme Wostrotins Gepäck mit. Da hätten ja auch wir ebensogut warten können, und ich hätte noch so viel vor der Reise zu erledigen gehabt! Doch jetzt saßen wir im Zuge und warteten nun unnötig einen vollen Tag in Trondhjem.

In Eidsvold erreichte mich ein Telegramm von Direktor Whist; Lied und das Gepäck würden uns mit Extrazug nach Hamar nachgesandt. Wir hatten in Hamar gerade gut zu Mittag gespeist, da fuhr Lied in gewohnter Ruhe in seinem Extrazug und mit ihm das Gepäck in den Bahnhof ein!

So war denn alles in Ordnung. Alle vier konnten wir zufrieden nach Trondhjem und von dort mit dem Dampfer nordwärts nach Tromsö weiterfahren. Von der wunderbaren Schönheit der Nordlandküste konnten wir nur träumen, denn Regenschauer und trübes Wetter auf See verhüllten die Aussicht; über der niedrigen Nebeldecke war alles verschwunden, blaue Berge, ragende Gipfel und weiße Gletscher.

Es galt bei dieser Reise nichts Geringeres, als einen neuen ernstlichen Versuch zu wagen, eine dauernde Handelsverbindung mit dem Innern Sibiriens durch das Karische Meer und die Jenisseimündung zu eröffnen. Hauptsächlich zu diesem Zweck hatte sich eine „Sibirische Gesellschaft" gebildet, dank der Initiative des Herrn Jonas Lied und unter seiner Leitung.

Die Gesellschaft hatte schon im Jahre 1912 einen Versuch gemacht, die Jenisseimündung durch das Karische Meer zu erreichen, und dazu den norwegischen Dampfer „Tulla" gemietet, der eigens für die Eismeerfahrt gebaut war und sich deshalb auch dafür hätte eignen sollen. Doch der Versuch mißlang; die „Tulla" stieß im Karischen Meer auf viel Eis und kehrte schon Anfang September entmutigt wieder heim.

Lied selbst war von Krasnojarsk aus mit einigen beladenen Leichterschiffen den Jenissei nordwärts bis an die Mündung hinab gefahren, um dort mit der „Tulla" zusammenzutreffen und ihr, die ja ohne Zweifel eintreffen mußte, neue Fracht zu bringen. Ja, er war mit einem kleinen Dampfer sogar noch weiter, nach dem Dickson-Hafen im Norden der Mündung gegangen, um nach der Erwarteten Ausschau zu halten.

Digitized by Google

Sogar ein Zollbeamter mit zwei Zollsoldaten hatte den weiten Weg von Irkutsk zur Jenisseimündung gemacht, um die Waren der „Tulla" zu verzollen — eine Reise von 2900 Kilometern, also etwa wie von Berlin nach Jerusalem! Und obendrein war noch, wie nicht anders zu erwarten, eine Anzahl Polizisten und Gendarmen erschienen mit dem Polizeimeister in eigener Person.

Leute und Leichterschiffe hatten ruhig gewartet, bis weit in den September hinein; dann mußten sie wieder den Jenissei hinauf, um nach Krasnojarsk zurückzugelangen, ehe der Fluß zufror.

In diesem Jahr, 1913, sollte ein ernsterer Versuch gemacht werden. Der für uns gemietete Dampfer „Correct" lag in Tromsö und erwartete uns; Lied wollte diesmal mit dem Schiff von Norwegen aus mitfahren. Die Fracht des Schiffes bestand hauptsächlich aus Zement aus Stettin, der zum Bau der Sibirischen Eisenbahn dienen sollte.

Die große Frage war, werden wir hingelangen oder nicht? Mißlang der Versuch auch in diesem Jahr, so glaubte die Sibirische Gesellschaft, den Gedanken an eine Fortsetzung der Fahrten aufgeben zu müssen. Glückte er aber, so konnte er vielleicht den Anfang einer neuen ständigen Schiffahrt zur Jenisseimündung bilden! Darum knüpften sich an die diesjährige Reise recht bedeutende Interessen.

In Sibirien ist die Entwicklung dieser Seeverbindung schon lange als eine Lebensfrage angesehen worden. Sibirien hat ja beinahe unbegrenzte Zukunftsmöglichkeiten, aber deren Entwicklung stößt auf Schwierigkeiten, die hauptsächlich in den großen Entfernungen liegen. Die Eisenbahnstrecke von Mittelsibirien westwärts nach der Ostsee und ostwärts nach dem Stillen Meer ist so lang, daß die Fracht zu teuer wird, um die wichtigsten Erzeugnisse des Landes, wie Getreide, Holz usw., mit Vorteil versenden zu können; denn die Fracht vom Erzeugungsort bis an den Verkaufsort kann leicht den Wert der Ware übersteigen.

Aber unermeßliche Strecken des Landes, von Minussinsk und der nördlichen Mongolei an und ostwärts bis zum Baikalsee besitzen im Jenissei und seinen Nebenflüssen die vorzüglichsten Wasserwege, die sich mit verhältnismäßig geringen Kosten nordwärts bis an die Jenisseimündung benutzen lassen. Es sind anbaufähige, fruchtbare Landstrecken, viel größer als Deutschland und Frankreich zusammen.

Digitized by Google

Unglücklicherweise aber ergießt sich der Jenissei ins Eismeer, wo alle Schiffahrt mit dem Eise zu rechnen hat.

Ließe sich trotzdem eine regelmäßige, sichere Fahrt zwischen der Jenisseimündung und Europa einrichten, so daß die große Produktion in Zukunft auf diesem Wege versandt werden könnte, so wäre dies selbstverständlich für die künftige Entwicklung des ganzen mittleren Sibiriens von größter Bedeutung. Daher beschäftigt man sich dort sehr mit allem, was dieses Ziel fördern kann. Und ohne daß wir es ahnten — ich wenigstens hatte davon keine Kenntnis — war in Sibirien die Aufmerksamkeit vieler auf unsere Fahrt und ihr Ergebnis gerichtet.

Wir waren unser vier. Als erster sei der Direktor der Sibirischen Gesellschaft genannt, Jonas Lied, der die Fahrt veranlaßt hatte. Er war ein Dreißiger, hatte sich einige Jahre in Rußland und Sibirien aufgehalten, die dortigen Verhältnisse studiert und mit offenem Blick für die außerordentlichen Möglichkeiten, die dieses große Zukunftsland bietet, eine Gesellschaft mit norwegischem, englischem, russischem und sibirischem Kapital gegründet. In alles, was die Schiffahrt auf dem Jenissei anging, hatte er sich gründlich eingearbeitet und unsere Fahrt mit großer Einsicht und Sorgfalt geplant und vorbereitet.

Dann waren noch wir drei anderen da, die wir die Fahrt als geladene Gäste mitmachen sollten.

Der eine war Stephan Wassiliewitsch Wostrotin, Goldminenbesitzer aus Jenisseisk, ehemaliger Bürgermeister dieser Stadt und jetzt Mitglied der Duma für das Gouvernement Jenisseisk; er war der einzige Vertreter eines Landes, das wohl eine Million Einwohner zählt. Ein beneidenswertes Land! Wenn sich unser Storting nach demselben Verhältnis zusammensetzen ließe, hätten wir nur 2¼ Abgeordnete — mit denen es sich gewiß bedeutend leichter auskommen ließe als mit den hundertdreiundzwanzig, die wir jetzt haben!

Eine bessere Gesellschaft als Wostrotin konnte man auf einer sibirischen Reise gar nicht haben. Durch das Karische Meer war er im Jahre 1894 auf seiner Hochzeitsreise gekommen und den Jenissei hatte er mehrmals auf- und abwärts befahren. Er kannte sein Land und kannte die Million Einwohner in- und auswendig und war wie ein lebendes Konversations-Lexikon für alles,

Digitized by Google

was man nur über dortige Lebens- und Arbeitsverhältnisse zu erfahren wünschte. Dazu kam, daß er sich in den neunziger Jahren lange Zeit an der Schiffahrt im Karischen Meer und auf dem Jenissei beteiligt, selbst Dampfer gekauft und viel Geld dabei verloren hatte. So konnte er auch davon aus eigener Erfahrung reden.

Der zweite Gast war Joseph Gregoriewitsch Loris-Melikow, seit mehreren Jahren Sekretär der russischen Gesandtschaft in Kristiania. Von Geburt ein Armenier aus Kaukasien, war er in Deutschland erzogen worden, hatte an einer deutschen Universität studiert und sprach außer Russisch und Deutsch vorzüglich Norwegisch, Französisch und Englisch. Er nahm auf der Reise auch Gelegenheit, jurakische, samojedische und jenissei-ostjakische Aufzeichnungen zu machen. Als ein Mann, dessen Aufgabe es ist, für gute Beziehungen zwischen Rußland und Norwegen zu sorgen, hatte er selbstverständlich großes Interesse an diesem Unternehmen, das einen neuen Handelsweg von Nordnorwegen nach dem Herzen des östlichen Teiles des großen Russischen Reiches erschließen sollte; dies verschaffte uns das Vergnügen seiner Gesellschaft. Stets war er freundlich und liebenswürdig, stets der elegante feine Diplomat, stets blieb er der unterhaltende Reisegefährte, ebenso bereit, selbst zu scherzen, als einen gemütlichen Spaß zu würdigen, und nichts vermochte seinen Glauben an das russische Regierungssystem und dessen Vorzüglichkeit zu erschüttern.

Nummer 4 war ich. Wie und warum? ist mir selbst im Grunde ein Rätsel! Kaufmann bin ich nicht, mit Sibirien hatte ich nie etwas zu tun, nur daß ich einmal an seiner Nordküste entlang gefahren bin. Gleichwohl hatte mich das ungeheure Land stets lebhaft interessiert, und es kennen zu lernen, reizte mich. Im übrigen wußte ich nur, daß man mich zu der Fahrt einlud, weil ich schon einmal das Karische Meer besucht hatte und ein wenig Erfahrung im Befahren des Eises besitze. Lied hatte mich ein paarmal aufgesucht, um meine Ansicht über die Möglichkeit einer regelmäßigen Schiffahrt durch das Karische Meer zu hören. Dabei hatte er wohl den Eindruck erhalten, daß die Sache mich interessierte, und so kam denn eines schönen Tages von der Gesellschaft die Einladung, auf dem Dampfer „Correct"

Digitized by Google

die Fahrt nach der Jenisseimündung als Gast mitzumachen. Zu gleicher Zeit traf vom Direktor des Kaiserlich russischen Eisenbahnbauwesens, Ingenieur Wourtzel, eine außerordentlich liebenswürdige Einladung ein, mit ihm den Jenissei hinauf und weiter mit der Bahn nach Ostsibirien und dem Amurgebiet zu reisen, um die neue Eisenbahn kennen zu lernen, die dort im Bau ist. Und der russische Verkehrsminister ließ mir durch Wourtzel freundlich sagen, ich werde auf dieser Reise Rußlands Gast sein.

Weshalb da nicht mittun? Eine Reise durch das Eismeer nach dem Jenissei und durch ganz Sibirien bis in den fernsten Osten, ohne eigene Reisevorbereitungen und Mühen — das lockte! Außerdem brauchte ich Ferien; besser konnte ich sie gar nicht benutzen. So nahm ich denn mit Dank an.

Auch Ingenieur Wourtzel hatte als Gast auf dem „Correct" mitfahren sollen; da aber die Stationen für drahtlose Telegraphie am Karischen Meer noch nicht fertig waren, konnte er sich nicht so lange Zeit von der Verbindung mit der Welt und von seiner umfassenden Tätigkeit loslösen; er hatte daher diesen Teil der Reise aufgeben müssen, ließ mir aber durch Lied sagen, daß er mich in Krasnojarsk treffen und dort bis zum 25. September auf mich warten wolle.

Am 5. August erreichten wir mittags bei trübem regnerischem Wetter Tromsö. Dort nahm uns der kühne Kapitän des „Correct", Johan Samuelsen, freundlich in Empfang. An Bord war alles bereit, man hatte nur auf uns gewartet, um die Anker zu lichten. Doch die Nachrichten von Osten waren nicht günstig: vor einigen Tagen war ein Dampfer von der Petschora eingetroffen; er hatte die See zwischen der Petschoramündung und der Insel Kolgujew voll Eis gefunden, war eingeschlossen worden und tagelang mit dem Eise nordwärts getrieben, so weit hinaus, daß Nowaja Semlja in Sicht gekommen war! Der Kapitän fand es nicht gerade ermutigend.

In Tromsö war noch mancherlei zu besorgen. Da waren Telegramme und Briefe abzuschicken, die Ausrüstung für das Eismeer mußte vervollständigt, Faustхandschuhe, Pelzmützen und Halstücher angeschafft werden, ja Loris-Melikow kaufte sich einen vollständigen eleganten braunen Lederanzug, ähnlich dem eines

Digitized by Google

Chauffeurs; um so sicherer hoffte er dem rauhen Eismeer zu widerstehen.

Dann wurde ich gebeten, Kapitän Alfred Ritscher zu besuchen, der in Tromsö im Katholischen Krankenhause lag. Er war der Führer des Schiffes der verunglückten Schröder-Stranz-Expedition nach Spitzbergen, die im Sommer 1912 nordwärts gegangen war und der das deutsche Komitee im Frühling eine Hilfsexpedition unter Kapitän Staxrud nachgeschickt hatte, wobei auch ich behilflich gewesen war.

Ich trat in Ritschers Zimmer. Ein hübscher, liebenswürdiger, junger deutscher Seemann lag dort im Bett und begrüßte mich lächelnd. Der Arme! Es war über sieben Monate her, daß er, halbtot von einer abenteuerlichen Wanderung, die Adventbai auf Spitzbergen endlich erreicht hatte. Jetzt war er noch ans Bett gefesselt; ein Fuß war ihm amputiert worden.

Er erzählte viel von überwundenen Schwierigkeiten, die zum großen Teile dadurch entstanden seien, daß keiner von ihnen mit dieser Art Reisen vertraut gewesen sei. Kein einziger sei vorher im Eismeer oder auch nur im Eise gewesen! Er sprach dann von der Ausrüstung der Expedition und schließlich von seiner unheimlichen Wanderung von der Sorgebai (der Treurenbergbai) auf der Nordostseite Spitzbergens, wo das Schiff im Eis eingeschlossen lag, nach der Adventbai im Eisfjord.

Zu Beginn der Wanderung waren sie ihrer acht gewesen. Zwei schlugen gleich anfangs einen andern Weg ein — man hat nichts wieder von ihnen gehört! Zwei andere blieben in einer Hütte liegen — weil der eine nicht weiter konnte! Die letzten drei blieben in einer Hütte weiter südlich zurück, und nun machte sich Ritscher mutterseelenallein auf, mitten im Winter, ohne Schlafsack, mit nur einem Sack auf dem Rücken, den weiten Weg über das Gebirge und den Eisfjord zu suchen, wo er in dem neuen Eis einbrach und beinahe ertrunken wäre. Im letzten Augenblick erreichte er endlich die Adventbai; ein Fuß war erfroren und mußte abgenommen werden! Und er war auch kein geübter Skiläufer! Ich muß die Zähigkeit und die Willenskraft bewundern, die ihn trotz alledem am Leben erhielten!

Vier der auf der Wanderung Zurückgebliebenen erreichten schließlich wieder ihr Schiff in der Treurenbergbai und retteten sich,

Digitized by Google

der fünfte kam unterwegs um; von den dreien, die im Schiff hatten bleiben wollen, starb der eine; auch Schröder-Stranz und drei Kameraden, die das Schiff schon früher verlassen hatten, sind verschwunden; sie werden wohl ebenfalls umgekommen sein. Eine traurige Expedition!

Ich fragte Ritscher, ob es wirklich wahr sei, was ich in der Zeitung gelesen, daß man nämlich, als Schröder-Stranz, der Leiter der Expedition, mit drei Begleitern das Schiff im Eise im Norden des Nordostlandes verlassen habe, um ans Land zu gelangen, verabredet habe, das Schiff bis zum 15. Dezember in Spitzbergen auf sie warten zu lassen? Ich hatte es für einen Druckfehler anstatt des 15. September gehalten.

„Nein," antwortete er, „es war in der Tat der 15. Dezember vereinbart."

„Ja, haben sie denn nicht gewußt, daß dies für die Heimreise von Spitzbergen ein ganz unvernünftiges Datum ist, daß die See um jene Zeit längst zugefroren ist und daß dann obendrein stockdunkler Winter ohne Tageslicht herrscht?"

„Nein", antwortete er. „Es mag Ihnen sonderbar erscheinen, aber keiner von uns wußte das; wir hatten ja keine Erfahrung, erst jetzt, hinterdrein, sehe ich, wie verkehrt alles war!"

Ritscher machte einen offenen, angenehmen Eindruck und schien ein eifriger, tüchtiger Seemann zu sein. Jetzt brannte er vor Eifer, das Bett zu verlassen und wieder nordwärts nach Spitzbergen zu gehen, um sein Schiff zu holen; anderes könne für ihn gar nicht in Frage kommen. Ich erwiderte ihm, dies könnten wohl auch andere besorgen; er solle lieber erst ganz gesund werden, denn er habe doch hoffentlich noch ein langes Leben vor sich.

Als ich ihn verlassen hatte, dachte ich daran, wie viel unnötige Unglücksfälle und Tragödien die unglückselige Sehnsucht nach dem Eismeer und den Polargegenden schon verschuldet hat. Hätten diese Leute ein klein wenig Erfahrung in Eis und Schnee gehabt, so hätte sich all dieses Elend leicht vermeiden lassen! Reisen in jenen Gegenden können wahrhaftig genug Schwierigkeiten bieten, ohne daß man diese durch leichtsinnige Ausrüstung und Überfluß an Unkenntnis noch zu vergrößern braucht! Wie oft habe ich dies ungeduldigen jungen Männern gepredigt, die ins Blaue drauflos-

Digitized by Google

Die Reiſegeſellſchaft auf dem „Correct“.
1. Kapitän Samuelſen, 2. Lorts-Melikow, 3. Lied, 4. Voſtrotin, 5. Nanſen.

Direktor Jonas Lied.

Eislotſe Johanſen.

Digitized by Google

Bug des „Correct“ mit der Eishaut.

Der „Correct“ im Eis.

Digitized by Google

reisen wollten! Aber was nützt es?! Durch diese Art unreifer Reisen wird wahrhaftig nichts erreicht!

Aber wie es der Zufall wollte, gerade damals, im August 1912, war auch ich mit meiner kleinen Luftjacht in denselben Gewässern im Norden Spitzbergens und der Hinlopenstraße, — wir können nur wenige Meilen voneinander entfernt gewesen sein! Wären wir uns zufällig begegnet, vielleicht wäre durch ein gelegentliches Wort, durch einen kleinen Rat all das Unglück abgewehrt worden, und sie weilten allesamt noch fröhlich und zufrieden unter den Lebenden!

Doch wie es so geht; in jenen Tagen war Nebel und wir sind jedenfalls aneinander vorbeigefahren, ohne es zu wissen! —

Endlich waren wir in Tromsö fertig. Nur fehlte Wostrotin noch ein Motorboot für die Fahrt auf dem Jenissei. Aber ein so großes Motorboot läßt sich dort nicht in Eile kaufen. So begaben wir uns am späten Nachmittag an Bord des „Correct", der draußen im Sunde vor Anker lag. Ein festliches Diner wartete zur Verzweiflung des Stewards schon seit drei Stunden auf uns. Doch unser Hunger war deshalb nicht geringer geworden, und wir empfanden es sehr angenehm, aus dem naßkalten Wetter in die warme Kajüte zu kommen, Essen und einen Willkommenstrunk zu finden und von unserm liebenswürdigen Kapitän gut untergebracht zu werden.

Kapitän Samuelsen, ein Dreißiger, ist Reserveoffizier der norwegischen Marine. Mit einem Reeder zusammen hat er den Dampfer gekauft und führt ihn schon seit einigen Jahren, meist auf Reisen nach dem Mittelmeer, um Südfrüchte zu holen. Er ist ein unerschrockener, flinker Seemann, mit dem sich sehr angenehm verkehren läßt.

Glücklicherweise gab es auf dem „Correct" eine Gastkajüte mit zwei Kabinen. Dort fanden die beiden Ausländer, Wostrotin und Loris-Melikow, Unterkunft, wenn sie auch eng genug war. Lieb mußte sich mit dem Ersten Maschinisten verständigen, der ihm seine Kabine überließ und sich anderswo im Schiffe Platz suchte. Schlimmer war es, meine Wenigkeit unterzubringen; der edelmütige Kapitän trat mir zwar seine eigene Kajüte ab, aber er fand für sich keine andere, sondern mußte im Salon schlafen; denn der Bestecraum, der einzige Raum, den er sonst etwa hätte bewohnen

Digitized by Google

können, war schon durch den drahtlosen Telegraphen und den Telegraphisten besetzt.

Im gemütlichen Salon des „Correct" versammelten wir uns zu allen Mahlzeiten. Gewöhnlich waren wir unser sechs: der Kapitän, Lied, wir drei Gäste und der Eislotse. Dort hielten wir uns auch sonst öfters während des Tages auf und verlebten manch angenehmen Abend mit Lesen, Rauchen und Kartenspiel. Lied und Loris-Melikow spielten fleißig Schach, im Salon und auf Deck, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot. Recht viel wurde geplaudert, und zwar über alle Dinge zwischen Himmel und Erde, hauptsächlich aber über Eis und Eismeer.

Der Dampfer „Correct" gehört der Reederfirma Ivar An. Christensen in Haugesund; er wurde 1908 in Holland gebaut, freilich nur zu gewöhnlicher Schiffahrt, aber er ist ein gutes starkes Schiff mit dicken Stahlplatten und bewährte sich auf dieser Reise recht gut. Er hat 1550 Tonnen totes Gewicht, ist 76 Meter lang und 10 Meter breit. Belastet hat das Schiff einen Tiefgang von ungefähr 5 Meter. Es hat eine dreifache Expansionsmaschine von 700 indizierten Pferdekräften und würde bei stillem Wetter wohl zehn Seemeilen in der Stunde machen; da es jetzt aber schwer beladen war, hauptsächlich mit Zementfässern (über 1000 Tonnen), war seine Geschwindigkeit wohl etwas geringer.

Um das Schiff dem Eise besser anzupassen, hatte der Kapitän es vorn am Bug mit einer Eishaut aus Eichenbohlen versehen lassen. Sie reichte ungefähr von 60 Zentimetern über der Wasserlinie bis 1¼ Meter darunter. Da es zu schwierig war, die Bohlen auf andere Weise zu befestigen, standen sie senkrecht und wurden oben und unten von zwei Eisenschienen festgehalten. Besser wäre es ja gewesen, wenn sie wagerecht gelegen hätten, aber dann hätte man sie nicht so leicht befestigen können. So, wie sie waren, brachten sie guten Nutzen und nahmen manchen Stoß in Empfang, der ohne sie recht schlimm hätte werden können; auch schützten sie den ganzen Bug so gut, daß wir es wagen durften, uns in engem Fahrwasser durch die Schollen vorwärtszudrängen.

Für diese Reise war der „Correct" auch mit einem drahtlosen Telegraphen versehen. Die Masten waren verlängert und Antennen zwischen ihnen ausgespannt worden. Mit Hilfe dieses Telegraphen

Digitized by Google

sollten wir mit den drahtlosen Stationen auf der Insel Waigatsch und an der Jugorschen Straße korrespondieren können; auch auf der Halbinsel Jamal sollte eine Station errichtet werden. Allerdings waren die Stationen noch nicht ganz fertig und dem Verkehr noch nicht übergeben, aber man hatte uns in Aussicht gestellt, daß sie um diese Zeit schon telegraphieren könnten; jedenfalls waren Schiffe mit drahtlosem Telegraphen dorthin gegangen, die uns Nachricht über die Eisverhältnisse geben konnten. Leider erhielten wir aber auf unserem Weg nach Osten keinerlei Verbindung mit diesen Stationen; wir hatten daher von dem drahtlosen Telegraphen gar keinen Nutzen.

Die Mannschaft des „Correct" war, wie es auf norwegischen Schiffen heutzutage üblich ist, ein Gemisch aller möglichen Nationen. Die Steuerleute, der Maschinist und ein paar Matrosen waren Norweger, sonst aber bestand sie aus Engländern, Finnen, Schweden und Dänen.

In Tromsö war Kapitän Hans Christian Johansen, der das Eismeer von mehreren Fahrten her kannte, als Eislotse an Bord gekommen. Auf Nordenskiölds Vega-Expedition im Jahre 1878 führte er das Dampfschiff „Lena" von Norwegen längs der sibirischen Küste nach der Lenamündung. Er ging dann diesen Fluß bis Jakutsk hinauf, und mehrere Jahre später führte er dasselbe Schiff auf dem Lenastrom. In den Jahren 1883 und 1884 war er der Kapitän von Sibiriakows Dampfer „Nordenskiöld" und sollte damit nach der Jenisseimündung gehen; aber schlechte Eisjahre und andere Schwierigkeiten hinderten ihn. Dann erwarb er die Schaluppe „Gjöa" und trieb mit ihr mehrere Jahre hindurch Robbenfang im Eismeer, bis er sie 1901 an Roald Amundsen verkaufte, der auf ihr seine berühmte Reise durch die Nordwestpassage machte. Neuerdings hat Kapitän Johansen mit einem kleinen Dampfer „Victoria" Eismeerfahrten ausgeführt. Bei seiner langjährigen Erfahrung im Eismeer war er, sobald es sich um Fahrten im Eise handelte, selbstverständlich von großem Nutzen.

5. August. Am Abend konnten wir endlich die Anker lichten und nordwärts durch den Tromsö-Sund gehen, der uns in der trübgrauen Regenwetterstimmung zum Abschied nicht sein schönstes Lächeln schenkte. Ein einsames Motorboot kam auf uns zu und ging hinter uns vorbei, gesteuert von einer schlanken Unbekannten,

Digitized by Google

die sich erhob und uns mit der Hand, die nicht das Steuer hielt, ein Lebewohl zuwinkte.

6. August. Um die letzte Post abzusenden, liefen wir am nächsten Tag Honnings-Vaag an und gingen gegen 10 Uhr abends wieder in See in östlicher Richtung. Der Kurs wurde gerade auf die Insel Waigatsch genommen. Wir beabsichtigten einen Durchgang durch die Jugorskij-Schar, die Jugorsche Straße, zu suchen. Es war trübes Wetter und Gegenwind aus Nordosten und Osten, mit ziemlich starkem Seegang, so daß der „Correct" recht oft kleine Sturzseen über den Bug bekam, während er sich mit etwa sieben Meilen Geschwindigkeit nach Osten vorwärts arbeitete.

In dieser See sind nicht viel Leute unterwegs. Das einzige Schiff, das wir erblickten, war ein viermastiges Fahrzeug aus Archangelsk; es war am ersten Tag nach der Abfahrt von Honningsvaag.

Seitdem waren auf der wogenden, bleigrauen Meeresfläche keine andern lebenden Wesen zu schauen als dreizehige Möwen und Eissturmvögel, dann und wann auch eine dunkle Raubmöwe; wie ein Falke schießt sie hinter einer dreizehigen Möwe hinab, die eben etwas in der See erbeutet hat. Der klagende Ton des verfolgten Vogels durchdringt die Meeresstille. Bald hierhin, bald dorthin, bald hoch, bald tief taumelt er in wildem Flug durch die Luft; dann muß er seine Beute fahren lassen. Leicht wie eine Schwalbe durchschneidet die Raubmöwe die Luft und erschnappt die fallende Beute, bevor sie das Wasser erreicht — dann fliegen beide Möwen ruhig weiter, jede ihres Weges.

8. August. Heute ließen sich viele Scharen dreizehiger Möwen sehen. Das läßt auf Köder im Wasser und vielleicht auch auf Fische schließen. Wir befanden uns etwa auf 70° 45′ nördlicher Breite, ungefähr nördlich der Mündung des Weißen Meers und von Kanin Noß.

Kalt ist dieses Meer, und daher ist die Fischmenge recht wechselnd und unzuverlässig. Freilich zieht ein Zweig des Atlantischen Stroms („Golfstrom") am Nordkap vorbei nach Osten, ich habe ihn den Nordkapstrom genannt; er folgt ziemlich dem Rande der seichtesten Bank, die sich vom Festland nach Norden erstreckt; über sie fahren wir hinweg.

Das Meer ist überall seicht. Die Tiefe wechselt hier zwischen

Digitized by Google

50 und 90 Metern nördlich der Russenküste und zwischen 300 und 360 Metern in der tiefsten Rinne, nördlich von uns. In einem so seichten Fahrwasser mit diesem unebenen Grund hat die Strömung keine Macht; es bilden sich viele Strudel und Widerseen, und die Wassermassen werden im Laufe des Winters stark abgekühlt.

Dennoch hat der warme Atlantische Strom Einfluß auf die Eisverhältnisse jener Gegenden, denn ohne ihn würde das Wasser dieses seichten Meeres noch kälter sein; es würde im Winter bis zum Gefrierpunkt des Seewassers abkühlen, es würde sich mehr und dickeres Eis als jetzt auf dem ganzen Meere bilden, und selbst im Sommer würde es wenig offenes Wasser geben.

Unsere Lotungen ergaben sehr verschiedene Tiefen, zwischen 70 und 200 Metern. Es sind dort unter dem Wasser viele Senkungen, Rinnen und Täler.

Meiner Meinung nach ist der Boden der Barentssee, nordwärts bis Spitzbergen und Franz-Joseph-Land, nur als ein Teil des europäischen Festlands anzusehen. Es war einst ein zusammenhängendes Land, durchströmt von gewaltigen Flüssen, die ihre langen, breiten Täler in das Flachland eingruben, wo sich breite, niedrige Höhenzüge zwischen den Flußtälern ausdehnten. Später wurden die Flußtäler durch Gletscher und eine große Eisdecke umgestaltet, das ganze Land mit seinen Höhen und Tälern wurde vom Meer überschwemmt, und jetzt wogt die See mit ihrer endlosen Fläche über diesen vergessenen Ländern.

Wir sind gespannt, wie es mit unserm Vordringen nach Osten werden wird; bei jeder Mahlzeit werden unsere Aussichten erörtert: ob wir leichte Durchfahrt durch das Eis finden und wann wir wohl an der Jenisseimündung anlangen werden. Auch Wetten werden abgeschlossen, Lied hat mit Loris-Melikow gewettet, daß wir schon vor dem 14. August dort eintreffen.

Johansen, der Eislotse, glaubt fest daran, daß wir durchkommen werden. Eine alte Wahrsagerin in Tromsö hatte es ihm vor der Reise noch prophezeit; unterwegs aber würden wir zwei Schwierigkeiten zu besiegen haben. Die Alte prophezeit immer richtig, erklärte er. Sie hatte ihm aber auch noch gesagt, er werde auf dieser Reise eine hübsche Extrasumme verdienen; was sie damit habe sagen wollen, konnte er sich gar nicht denken. Als aber Lied, der ein gewaltiger Nimrod war, 50 Kronen (56 Mark) dem-

Digitized by Google

jenigen verſprach, der einen Bären ſehen werde, glaubte Johanſen die Löſung des Rätſels gefunden zu haben; denn es war nicht unwahrſcheinlich, daß er, wenn wir ins Eis hineinkamen, von der Ausguckkonne aus mit dem Fernglas einen Bären ausfindig machen könnte.

Auch von dem Eiſe, auf das, wie oben erzählt, der Dampfer von der Petſchora geſtoßen war, wurde geſprochen; ich glaube aber nicht, daß dies für uns viel auf ſich haben kann; denn das Eis in jenem Fahrwaſſer hat mit den Eisverhältniſſen im Kariſchen Meer nichts zu tun; es wird wohl nur Eis aus dem Meer im Weſten der Inſel Waigatſch geweſen ſein, das nach Norden ins Treiben geraten iſt.

9. Auguſt. Der Wind weht beſtändig friſch aus Oſten, und der Seegang nimmt ein wenig zu; es beſteht darum nur geringe Ausſicht, daß es hier öſtlich von uns Eis geben wird.

Am Abend gegen 11 Uhr waren wir ſo weit gelangt, daß der Telegraphiſt ſich mit der Station an der Jugorſchen Straße in Verbindung zu ſetzen verſuchte. Die Dynamomaſchine beginnt ihr ſteigendes Sauſen, und die klagenden Anrufe werden in die Nacht hinausgeſandt — dringend, immer wieder und wieder. Dann hält die Maſchine an, der Telegraphiſt lauſcht. Keine Antwort. Die Dynamomaſchine erneuert ihr Brauſen, von neuem klagende Anrufe. Dann wieder Stille. Noch einmal und noch einmal, keine Antwort!

Die Station an der Jugorſchen Straße iſt wohl noch nicht benutzbar; aber wo ſind denn die Schiffe mit drahtloſer Telegraphie, die hier liegen ſollen?

Eine Stunde ſpäter verſuchten wir, trotz der viel zu großen Entfernung, Verbindung mit der Station Ingö in Norwegen zu erhalten; aber vergeblich. Ingö ſollte uns Telegramme ſenden, falls dort welche waren; doch nichts ließ ſich hören.

Aus Honnings-Vaag (7. Auguſt) hatten wir gute Verbindung mit Ingö gehabt, obwohl der Abſtand gegen 240 Seemeilen betrug, und unſer Apparat nur für 150 Seemeilen während der Nacht garantiert. Am 8. Auguſt ließ ſich weder mit Ingö noch mit Archangelsk eine Verbindung herſtellen.

Am Nachmittag des 9. Auguſt und in der folgenden Nacht hatten wir dieſiges Wetter und zeitweiſe Nebel, ſo daß wir Nowaja

Digitized by Google

Semlja nicht sahen, obgleich wir nicht weit von der Insel entfernt sein konnten. Besteck und Lotung stimmten gut miteinander überein.

10. August. Um 8 Uhr morgens hatten wir endlich wirklich Land in Sicht. Es war die Insel Sachanin, die drei Seemeilen quer ab vor uns lag. Die Lotung ergab, wie der Steuermann sagte, 184 Faden. Dies scheint recht viel zu sein und mag auf einem Irrtum beruhen, denn es sollen nur etwa 180 Meter sein; aber es paßt insofern gut, als hier gerade die tiefe Rinne liegt, die sich von Karskija Worota, dem Karischen Tore, an der Südküste Nowaja Semljas hinzieht.

Es ist eine starke Dünung von Ostsüdosten her, folglich kann trotz des beständigen östlichen Windes, den wir gehabt haben, kein Eis durch das Karische Tor nach Westen gekommen sein. Wir beginnen zu hoffen, daß wir auf diesem Wege werden vordringen können, obschon wir geglaubt hatten, wir müßten nach der Jugorschen Straße gehen, um durch sie ins Karische Meer zu gelangen.

Dichter Nebel herrscht, aber bald werden wir vor dem Karischen Tor sein und können dann einen östlichen Kurs halten.

Noch gibt es kein Zeichen von Eis, aber beständige Dünung. Es hat den Anschein, als ob wir durchkommen würden, und es fängt an spannend zu werden! — Die Lotungen stimmen gut.

Wir versuchen es erneut mit der drahtlosen Telegraphie. Hier in der Nähe der Station, die auf der Insel Waigatsch eingerichtet wird, soll ja ein Schiff mit drahtloser Telegraphie liegen. Aber keine Antwort. Beständig dichter Nebel.

Vor 12 Uhr hatte das Lot 28, 26 und 27 Faden ergeben. Um zwölf änderten wir den Kurs nach Nordosten, um schräg durch das Karische Tor zu gehen. Nach drei Seemeilen wurde wieder gelotet: zuerst 6, dann 4 Faden. Stopp! Volldampf achteraus! Wir drehten nach Südwesten ab.

Nächste Lotung 12 Faden. Wo sind wir denn? Der Nebel dicht wie eine Wand. Kann es die Insel Waigatsch sein, an die wir zu nahe herangekommen sind? Nein, so weit können wir unmöglich schon gelangt sein. Eher ist es wohl die Prokofewa-Bank draußen vor der Kusow-Spitze auf der Nordseite zum Eingang des Karischen Tors. Auf ihr würden es nur noch 2 Faden sein.

Digitized by Google

Wieder wird der Kurs oſtwärts gerichtet. Die Lotung ergibt 24 Faden. Das ſcheint gut zu ſtimmen, wir müſſen an der Bank vorüber ſein. Es geht mit halber Geſchwindigkeit. Bei der nächſten Lotung ſind es 6 Faden. Wieder gedreht und ſüdwärts. Das iſt eine mehr als ſpannende Fahrt. Wir müſſen uns zwiſchen Schären befinden.

Die nächſte Lotung ergibt 30 Faden, dann 27, darauf 68, 100, 108 und zuletzt 105. Wir drehen jetzt wieder nach Südoſten und meſſen 68 Faden; dann folgen gleichmäßigere Lotungszahlen, meiſt zwiſchen 20 und 30 Faden. Um 1 Uhr 42 Minuten nachmittags wird der Kurs oſtwärts gerichtet, um 2 Uhr 5 Minuten nach Nordoſt zu Nord.

Vergebens ſtarren wir in den dichten Nebel hinein, um Anzeichen von Inſeln oder Land zu erblicken. Die Lotungen bleiben leidlich gleichmäßig, meiſt 20 und 30 Faden. Wir glauben durch das Kariſche Tor durchzukommen, ohne Land zu erblicken.

Endlich, um 4 Uhr 20 Minuten nachmittags, verzieht ſich der Nebel ein wenig, und wir gewahren vor uns, etwas auf der Steuerbordſeite des Bugs, eine Inſel. Das ſtimmt, es muß die Olenij-Inſel (die Renntierinſel) ſein. In dieſer Annahme ſteuern wir und richten den Kurs einen halben Strich nördlicher, um nicht aufzufahren. Das einzige Sonderbare dabei iſt, daß wir den Tſchiratſchi-Holm nicht ſehen. Er kann doch nicht weit von uns ſein.

Da erblicken wir einen Holm gerade vor uns. Wir müſſen noch mehr nordwärts halten. Es ſtimmt nun nicht länger. Wir geraten in eine greuliche Strömung hinein, der Strom iſt ſo reißend wie ein Gebirgsfluß und bildet weiße Rücken und große, blanke Stromaugen. Es ſieht gefährlich aus, und das Schiff wird ſeitwärts gedreht. Wir loten, aber es ſind noch über 30 Faden.

Weiter vorn, jenſeits des Holms, lagen zwei kleine Inſeln. Das mußten die Janowa-Inſeln ſein, und der Holm war Tſchiratſchi. Die erſte Inſel, die wir ſahen, war alſo nicht die Inſel Olenij, ſondern augenſcheinlich das Kap Woronow, und nun erblickten wir auch die Inſel draußen vor der langen Landſpitze.

Auf einmal war alles klar. Die Strömung hat uns über 13 Seemeilen nach Südoſt gedrängt, und ſie ſteht uns noch ſo reißend entgegen, daß wir nordwärts ſteuern müſſen, um am Land

Digitized by Google

Samojedenboot beim Abfahren. 2

Digitized by Google

Jamal-Samojede und Syrjäne.

Jamal-Samojede.

Digitized by Google

vorüber zu kommen. Strömung um Strömung mußten wir passieren.

Endlich, nach Verlauf einiger Stunden, schien sich die Stromrichtung gedreht zu haben und kräftig mit uns ostwärts zu gehen. Zu unserer großen Enttäuschung hat aber der Wind begonnen, von Nordost her zu wehen. Heute morgen war er südlich, darüber freuten wir uns; denn er treibt das Eis nordwärts. Dann wurde er westlich, was weniger gut war; nun aber ist er ein steifer Nordost, — etwas Schlimmeres hätte uns gar nicht widerfahren können; denn er jagt das Eis südwestwärts und westwärts ins Karische Meer hinein.

Trotzdem sehen wir vor uns noch kein Eis, dagegen etwas zerstreutes Eis rückwärts nach dem Lande zu. Da aber die Luft nie klar ist, reicht der Blick nicht weit, und bald wird es wieder neblig und das Land verschwindet. Wiederum nichts als Nebel rings um uns und über uns, und Wasser unter uns; aber jetzt können wir den Kurs auf Jamal ungefähr Ost zu Nord setzen.

So fuhren wir denn aus dem Karischen Tor ebenso im Nebel hinaus, wie wir hineingefahren waren, und vor uns wogte das Karische Meer mit nördlicher Dünung; es schien ganz offen zu sein.

Jetzt herrschte Freude an Bord. Johansen erklärte, es sei dies die erste der beiden Schwierigkeiten gewesen, die wir, der Wahrsagerin in Tromsö zufolge, auf dieser Reise zu überwinden hätten.

Schon glaubten wir, bis an den Jenissei offene See vor uns zu haben, als wir einige Stunden später, abends um ½9 Uhr, an der Steuerbordseite des Bugs Eis erblickten. Es erstreckte sich weit vor uns. Wohl 20 Seemeilen hinter dem Karischen Tor befanden wir uns inmitten von Eisstücken, und der „Correct" machte seinen ersten Versuch mit dem Treibeis.

Es waren nur vereinzelte kleine Stücke aus morschem, schmutzigem Eis, das in Auflösung begriffen war. Der Himmel sah auf keiner Seite besonders hell aus. Am hellsten war er im Süden. Das Eis hier war nur ein schmaler Streifen von zerstreuten Stücken; weiter südwärts schien es dichter zu werden, ebenso im Norden, nach dem Widerschein am Himmel zu urteilen.

Wir hatten die ersten Stöße erhalten und die Eishaut am Bug, der Stolz des Kapitäns, hatte sich trefflich bewährt; dann glitt der „Correct" von neuem in offenes Wasser hinein. Der

Digitized by Google

Himmel vor uns ist dunkel, und wieder haben wir etwas Dünung von Norden her. Es hat den Anschein, als ob wir nur offenes Meer vor uns hätten.

Gegen Mitternacht — wir waren etwa 40 Seemeilen von dem Karischen Tor entfernt — wurde wieder Eis vor uns gemeldet. Doch auch dies war nur ein Streifen kleiner Eisstücke; nach ungefähr einstündiger langsamer Fahrt hatten wir ihn hinter uns und waren wieder in der weiten offenen See, ohne daß wir Eis in irgendwelcher Richtung sehen konnten.

Vor uns ist die Luft hell. Das ist verdächtig; aber es ist wohl nur klarer Himmel unter den Wolken dort im Osten. Der Eislotse Johansen droben auf der Kommandobrücke war sehr beleidigt, weil ich es nicht für unmöglich hielt, daß dies am Horizont Eisblink sein könne. — Je weiter ostwärts es geht, desto mehr klärt es sich auf. Wir fahren also doch in die helle Stelle mit klarem Himmel hinein.

11. August. Schöne Nacht, blauer Himmel, offene See und fast gar kein Wind. Die Sonne beginnt den Nordhimmel zu vergolden; bald steigt sie in ihrer vollen Pracht über dem Meeresrand auf.

Die See vor uns ist so blau und so groß, daß wir um 3 Uhr morgens den Kurs fast in Nordnordost verändern, weil wir hoffen, so gerade nördlich um die Weiße Insel (Bjelij Ostrow) herumgehen zu können; im festen Glauben hieran legte ich mich schlafen.

Gegen 6 Uhr wachte ich davon auf, daß die Maschine die Geschwindigkeit mäßigte. Also wieder Eis! Im Norden hatten sie schon lange Eis gesehen, jetzt zeigte es sich auch vor uns. Sie glaubten, es sei nur ein Streifen zerstreuten Eises, und wollten hindurchgehen. Es herrschte schwacher Nebel.

Immer weiter ging es hinein ins Eis. Als ich um 9 Uhr droben auf der Brücke stand, dehnte es sich auf allen Seiten aus; aber es war merkwürdig morsch und meist kleines Brucheis, das in ein paar Tagen schon ganz zerschmolzen sein mußte. Östlich und nördlich wurde das Eis dichter, und es schien nicht rätlich, in dieser Richtung weiter vorzugehen. Es war sicherer, wieder in das offene Fahrwasser zurückzukehren. Allerdings mußte dem Himmel nach zu urteilen nach Osten offenes Fahrwasser im Eis sein, denn die Luft war in dieser Richtung bläulich und nicht weiß. Aber

Digitized by Google

von der Tonne aus war kein offenes Wasser zu erblicken und bis weit nach Osten schien das Eis ziemlich dicht. Man konnte daher nicht wissen, wieviel offenes Wasser dort sein mochte und ob es für die Durchfahrt des „Correct" genügte. Es ist noch weit bis zur Küste von Jamal, und wenn Eis auf dem ganzen Wege anzutreffen ist, kommen wir in Gefahr festzusitzen und längere Zeit im Eis zu treiben.

Hätte man doch ein Flugzeug gehabt, das man ostwärts hätte senden können. Dann hätten wir genau in Erfahrung bringen können, ob es hier einen Durchgang gab. Das hätte uns vielleicht viele Tage erspart!

Wir steuerten mit Volldampf südwestwärts zwischen den Schollen hindurch, um aus dem Eisgürtel hinauszugelangen, und dann südwärts an seinem Rand entlang in der Hoffnung, auf der Südseite des Eises einen Weg nach Jamal zu finden.

Beim Durchfahren eiserfüllten Wassers, wie wir es hier hatten, kann es vorteilhaft sein, sich an der Küste zu halten und dort vorzudringen. Denn sobald auch nur der geringste Wind vom Lande her weht, treibt er das Eis von der Küste weg und läßt eine offene Rinne frei.

Versucht man dagegen, sich mitten draußen in See einen Weg durch die Eismassen zu bahnen, so kann man eingeschlossen werden, und der Wind wird keine rechte Macht haben, das Eis auseinanderzutreiben. Im Gegenteil, die Winde werden dazu beitragen, daß es oft auf der Luvseite dichter wird, während es sich im Lee ein wenig zerstreut.

Die Mittagshöhe ergab 70° 51′ nördlicher Breite, was ein wenig südlicher war, als wir erwartet hatten; die Länge sollte dem Besteck nach ungefähr 63° östlicher Länge betragen.

Weiter südlich war das Eis am Eisrand offener, und wir steuerten zwischen den Schollen nach Osten in der Hoffnung, einen Durchgang zu finden. Doch nach einer Weile verdichtete es sich von neuem. Südostwärts von uns sahen wir eine breite Rinne offenen Wassers, die sich weit in nordöstlicher Richtung hinzog; aber dort hinein gab es keine Durchfahrt, und wir mußten mehrere Stunden daran wenden, um auf der Südseite um die Eisspitze herumzukommen.

Erst gegen 8 Uhr abends war der Einfahrtskanal erreicht,

Digitized by Google

auf dessen Südseite wir ostwärts steuerten, und wir gelangten nun in das offene Wasser, das sich, so weit wir von der Tonne aus sehen konnten, nach Nordosten hinzog; kaum eine Eisscholle war darin. Aber auf der andern Seite nach Osten zeigte sich Eis; daher war es sehr zweifelhaft, ob die offene Rinne bis zum Land reichen werde.

Wir beschlossen, den Versuch nicht zu machen, sondern lieber über die offene Bucht nach der andern Seite in ungefähr südöstlicher Richtung zu steuern. Hier war ziemlich tiefes Wasser; die Lotung ergab um 11 Uhr 105 Faden, dann aber wurde es wieder seichter.

12. August. Es dauerte mehrere Stunden, ehe wir gegen Morgen den Eisrand erreichten. Wieder mußten wir südwärts an ihm entlang gehen und zum Teil auch das Eis durchfahren.

Es ging immer weiter südwärts. Inzwischen hatten wir Land auf der Südseite des Karischen Meeres gesichtet, und am Morgen waren wir, wie der Kapitän glaubte, kaum sechs oder acht Seemeilen davon entfernt.

Schließlich blieb uns nach Samuelsens Ansicht nichts übrig als der Versuch, wieder durch das Eis ostwärts zu gehen; denn es erstrecke sich bis zum Lande im Süden. Nachdem wir uns einen engen Weg zwischen einigen großen Schollen durchgebrochen hatten, begann das Eis lockerer zu werden. Und als ich am Morgen gegen 9 Uhr hinaustrat, befanden wir uns in ziemlich offenem Fahrwasser und konnten nordöstlichen Kurs halten. Der Himmel hatte sich bewölkt und es war diesig geworden, zum Teil zeigte sich zwischendurch auch Nebel. Wir hatten seichtes Wasser von nur 11 Faden.

Endlich gewahrten wir vormittags gegen 11 Uhr durch den Nebeldunst im Osten hindurch flaches Land. Es war Jamal, dasselbe niedrige Sandland, das ich vor zwanzig Jahren von der „Fram" aus durch denselben Nebel zum erstenmal gesehen hatte. Es ähnelt ein wenig den norwegischen Landschaften Jäderen und Lister, doch ist der Strand bedeutend höher, vielleicht sieht es mehr wie die Westküste von Jütland aus.

Ganz Jamal ist ein einziges großes Flachland, das aus Sand und Ton, Kies und kleinen Steinen aufgebaut ist. Am Strande

Digitized by Google

fällt es 20 bis 30 Meter tief steil ab; landeinwärts ist es eine einzige, flache, wellige Ebene, die mit Gras, Moos und da und dort mit Weidengestrüpp bewachsen ist und eine Menge großer und kleiner Seen, seichter Flüsse und Bachrinnen hat. Diese weiten Flächen bieten eine vorzügliche Renntierweide; darum ziehen den Sommer hindurch Samojeden mit Renntierherden im ganzen Land herum bis an seine Nordspitze. An diesem Land entlang steuerten wir jetzt nordwärts. Bald erblickten wir eine hohe Bake, die sich nördlich von uns auf einer Landspitze erhob. Das mußte die Bake sein, die auf der russischen Karte an der Mündung des Flusses Mora Jaga, ein wenig nördlich von der Spitze Mora Sale, verzeichnet steht. Aber das Land ist überall gleich flach, so daß es schwierig ist, einen Teil vom andern zu unterscheiden.

Nach Norden zu wurde das Wasser wieder weniger offen, und da der Wind beständig aus Westen kam, erschien es uns zweifelhaft, ob wir jetzt durch die Rinne am Land entlang nordwärts gehen sollten; denn wenn das Eis sich zusammendrängte, konnte es an der offenen, flachen Küste eine schwierige Sache werden. Wir machten daher halt, um zu überlegen, und ließen das Schiff einstweilen beilegen und treiben. Inzwischen konnte sich der Kapitän endlich einmal eines ungestörten, wohlverdienten Schlummers erfreuen; seit unserer Abreise von Norwegen war er nicht aus den Kleidern gekommen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Samojeden auf Besuch.

Der Westwind trieb uns langsam auf das Land zu. Als wir uns näherten, sahen wir Leute droben bei der Bake sich bewegen; offenbar standen sie in einer Gruppe beisammen und starrten uns an. Waren es Samojeden, oder vielleicht Russen, die hier eben angelangt waren, um die drahtlose Station einzurichten?

In der Bucht nördlich von der Bake sahen wir auch bald ein Boot mit einem Mast. Anscheinend waren also die Russen hier, und da es für uns immerhin wichtig sein konnte, etwas über die Eisverhältnisse zu erfahren, beschlossen wir, an Land zu rudern, während der Kapitän schlief.

Als unser Boot eben zur Abfahrt fertig war, rief Johansen aus der Tonne, vom Land her komme ein Boot. Große Spannung an Bord: Sind es Samojeden oder Russen?

Über die zerstreuten Schollen hinweg können wir durch das Fernglas die Leute im Boot erkennen. Sie tragen samojedische Renntierpelze, deren Kapuzen über den Kopf gezogen sind, und sehen, wie Loris-Melikow sagt, fast wie Meerkatzen aus. Im ganzen waren es sechs Mann; aber ihr Geschlecht festzustellen, war nicht so einfach.

Wostrotin rief ihnen auf Russisch einen Willkommengruß zu, doch sie verbeugten sich nur auf orientalische Weise und winkten mit der Hand zum Gegengruß. Wostrotin rief sie von neuem an. Der alte Mann am Steuer, wohl der Häuptling, trat in die Mitte des Bootes, verbeugte sich, blieb dann gebückt stehen und starrte uns verständnislos an. Die übrigen hörten auf zu rudern und zögerten unschlüssig.

Nun winkten wir alle freundlich und forderten sie durch Zeichen auf, näher heranzukommen. Langsam und vorsichtig glitten sie an die Fallreepstreppe, während Wostrotin beständig auf sie einredete.

Digitized by Google

Es ſtellte ſich heraus, daß einer der Leute ein bißchen Ruſſiſch verſtand. Er ſtammte aus dem Diſtrikt Puſtoſersk und war zweifellos ein Syrjäne. Die Syrjänen ſind, wie Woſtrotin uns ſagte, die Blutſauger der Samojeden. Die andern waren Samojeden aus dem Diſtrikt Obdorsk.

Der Syrjäne erklärte, daß er zuſammen mit dem alten Manne Jagd und Fiſchfang treibe. Außerdem beſaß er wohl einige Renntiere, ganz gewiß trieb er aber auch Handel. Er ſchien ein geriebener Burſche zu ſein und unterſchied ſich ſehr von den andern. Mit einem gewiſſen Stolz erzählte er, die Narbe rechts an der Unterlippe habe er bei einer Schlägerei durch einen Meſſerſtich erhalten. Woſtrotin ſagte, die Syrjänen ſeien arge Raufbolde und liebten die Wodka ganz beſonders, während die Samojeden friedliche Leute ſeien, auch wenn ſie ſich gern bei jeder Gelegenheit einen Rauſch antränken.

Der Älteſte im Boot, der wieder am Steuer ſaß, trug einen dünnen, graugeſprenkelten Bart und ſah nicht wie ein echter Samojede aus, wohl aber einige der Jüngeren, beſonders ein junger Mann von etwa 25 Jahren mit anſprechendem, beinahe hübſchem Geſicht. Wie uns erklärt wurde, war er es, der den Leuten das Boot gebaut hatte. Dann war noch ein anderer dabei, deſſen ganzes Geſicht mit roten Pockennarben bedeckt war und der ſehr häßlich und wenig aufgeweckt ausſah.

Wir luden ſie ein an Bord zu kommen, und wie ſie die Fallreepstreppe hinaufſchlichen, ſahen ſie wirklich Meerkatzen ähnlich. Vorſichtig tappten ſie umher und glotzten alles an, was ihnen auf dem großen Dampfer merkwürdig ſchien. Ein ſo großes Schiff hatten ſie wohl noch nie geſehen. All das koſtbare Eiſen an Bord betaſteten ſie ſorgfältig; die eiſernen Stage des großen Schornſteins betrachteten ſie ganz genau und ebenſo das Takelwerk, das auch aus Eiſen war, und die Maſten und die Luken unten im Schiff. Sie ſchauten in die ſchwarze Tiefe des Maſchinenraums hinunter, aus dem die ſeltſamen Laute der Heizer hervordrangen, die ſangen und mit ihren Geräten raſſelten; es war ihnen eine geheimnisvolle Unterwelt.

Mittlerweile erwachte Lieds Geſchäftsſinn; er begann einen Tauſchhandel mit den Samojeden und kaufte von ihnen zwei Meſſer, deren Scheiden mit Meſſing beſchlagen waren, ſowie Gürtel und

Digitized by Google

Messingketten. Von seinen Tauschwaren imponierte ihnen besonders eine elektrische Taschenlaterne. Einer von ihnen wollte sie durchaus haben; er dachte wohl mit diesem Zauberding daheim im Lager gewaltig Aufsehen zu erregen. Aber was für Gesichter werden sie machen, wenn der Zauber nicht mehr wirkt und es nicht mehr Licht werden will?

Dann kamen sie in unsern Salon, sahen sich um und bekamen das Grammophon zu hören, das aber keinen sehr großen Eindruck auf sie machte; sie hätten in Obdorsk, sagten sie, ein besseres gehört, das mache viel mehr Lärm.

Schließlich betraten sie auch den Besteckraum und hörten das Sausen und Pfeifen der elektrischen Funken, während telegraphiert wurde. Starr, mit offenem Mund, blieben sie stehen; der eine stierte über den Kopf des andern hinweg, und auf ihren Gesichtern stand unverhohlenes Staunen und Verwunderung. Ob sie verstanden, daß dieses seltsame Gerät durch die Luft Botschaft nach weit entfernten Orten sandte, ist ungewiß; aber jedenfalls begriffen sie, daß ihnen hier eine neue, wunderbare Kraft entgegentrat.

Ihre Kleidung besteht meist nur aus Renntierfellen, die sie auf dem bloßen Leibe tragen; wo ein Loch ist, sieht man die gelbbraune Haut darunter. Bei Männern und Weibern bedeckt den Oberkörper ein Renntierpelz mit Kapuze; darum ist es dem Ungeübten gar nicht leicht, sie zu unterscheiden. Ich für meinen Teil glaube, daß die Gesellschaft aus sechs Männern bestand, aber einige von unserer Mannschaft schworen darauf, zwei von ihnen seien Frauen gewesen. Auch der Telegraphist behauptete nachher, er sei sicher, daß ein Weib dabei war; er habe es an ihrer Kehrseite erkannt.

Durch Wostrotin als Dolmetscher erfuhr ich, daß die Samojeden ihr Boot selbst gebaut hatten und zwar aus Brettern, die sie den weiten Weg von Obdorsk auf drei aneinander gebundenen, von sechs Renntierochsen gezogenen Schlitten befördert hatten. Man begreift, wie schwer es ist, sich auf diese Weise Boote zu verschaffen und daß an dieser Küste nur selten einer eins besitzen kann. Fang von Robben, Walrossen und Eisbären wird sonst nur auf dem Eis in der Nähe des Landes betrieben.

Auf Jamal soll es nach ungefährer Schätzung etwa 350 männliche Samojeden zwischen 15 und 50 oder 55 Jahren geben, die ver-

Digitized by Google

Der selige Samojedenhäuptling.

Neugierige Samojeden.

Digitized by Google

Samojedenboote beim „Correct".

Digitized by Google

pflichtet sind, der russischen Regierung Steuern zu zahlen. Danach könnte man die Gesamtbevölkerung der Halbinsel mit Frauen und Kindern auf etwa 1000 Seelen veranschlagen. Sie gehören zu dem Zweig der Juraken, die Kamen-Samojeden (Uralsamojeden) genannt werden; sie sind ein wenig mit Ostjak-Samojeden vermischt. Einige von ihnen leben auf den Abhängen des Uralgebirges im Süden von Jamal; sie werden ebenfalls auf etwa tausend geschätzt.

Bisweilen kommen Samojeden aus dem Gouvernement Archangelsk im Westen des Urals nach Jamal; aber sonst sind fast alle sich hier aufhaltenden Samojeden aus dem Distrikt Obdorsk.

Im Laufe des Jahres unternehmen sie zwei große Wanderungen. Zu Anfang des Winters ziehen sie mit den Renntieren in die Wälder im unteren Strombecken des Ob bei Nadim und Obdorsk, und im Winter halten sie sich dort auf.

Auf dem im Winter in Obdorsk stattfindenden Jahrmarkt verkaufen sie Pelzwerk, Walroßzähne, Renntierfelle und Renntierfleisch und versehen sich mit den notwendigen Lebensmitteln, mit Pulver und Blei, sowie andern notwendigen Dingen. Ihre Lebensmittel sind vorwiegend Mehl, Weißbrot, Butter, Tee und Tabak, der gekaut wird; nur vereinzelte schnupfen und rauchen. Die Reichen unter ihnen kaufen auch Zucker und feines Weizenmehl, und alle miteinander selbstverständlich, je nach ihren Mitteln, Wodka, denn sie lieben den Schnaps gar sehr und genießen ihn gewöhnlich im Übermaß, wenn sie nur dazu kommen können. Im Notfall kaufen sie auch Wodka von Leuten, die drinnen in der Tundra eine Niederlage haben, und dann kann es vorkommen, daß sie ein Tschetwert, d. h. 3,1 Liter, mit einem Renntier, d. h. mit 10 Rubel Wert bezahlen.

Im März und April kehren sie nach ihren Weideplätzen auf Jamal zurück. Das geschieht, damit die Renntiere im Sommer nicht gar zu sehr von Mücken und Bremsen gequält werden; sie ziehen mit ihren Tieren entweder nordwärts, wo es kälter ist, oder hinauf ins Gebirge. Mit der Reise von Obdorsk nach den mittleren oder nördlichen Gegenden Jamals gehen etwa zwei Monate hin; dieselbe Zeit nimmt die Rückreise im Herbst in Anspruch. Auf diese Weise ist der Samojede mit seinem Zelt vier Monate des Jahres auf der Wanderschaft nach Norden und von dort wieder nach Süden. Die übrigen acht Monate verbringt er ziemlich ruhig in der Jamal-Tundra oder in den Wäldern am Ob.

Digitized by Google

Von November bis März ist die Halbinsel Jamal beinahe ganz menschenleer; nur vereinzelte Samojeden bleiben an der Malyginstraße und an der Küste des Karischen Meeres zurück, um zeitig im Frühling Eisbären zu fangen. Ab und zu bleiben auch einige Samojeden am Obischen Meerbusen und an den großen Seen, weil sie für die große Wanderung nach Süden zu wenig Renntiere besitzen; sie müssen sich dann mit Fischfang behelfen und bleiben dort oft jahrelang sitzen.

Auf Jamal gibt es zehn verschiedene Stämme, die sich in der Regel jeder in seinem Teil der Halbinsel aufhalten; jeder Stamm hat gewöhnlich bestimmte Grenzen seiner Renntierweiden, wie auch jedes Tschum (Zelt) die seinen hat, wenn sie auch nicht immer ganz genau eingehalten werden. Die Zelte bleiben im Sommer meist innerhalb dieser Grenzen; ein Umzug findet nur statt, wenn die Renntiere eine neue Weide brauchen. In seinem Gebiet fischt der Samojede in den Seen und jagt Wildgänse während der Mauserzeit. Den Bau des weißen und des blauen Fuchses sieht er als sein unbestreitbares Eigentum an, er legt seine Schlingen und stellt seine Fallen in der Nähe auf.

Die Samojeden führen auf Jamal ein gutes Leben. Es ist ein fruchtbares Land mit ausgedehnten Weiden und reich an Pelztieren, Vögeln und Fischen. Deshalb sind auch so viele Samojeden dort. Die Renntierherden der einzelnen Besitzer zählen bis an fünftausend Tiere. Samojeden, die nur zwei- oder dreihundert Renntiere haben, gelten für wenig wohlhabend. Wer nur wenige Renntiere sein eigen nennt, zieht zum Fischfang an die Küste, besonders am Westufer des Ob. Sie leben ungefähr so wie die Seefinnen in Norwegen, nur sind diese viel ärmer. Je weiter man in die Tundra von Jamal hineinkommt, desto reicher sind die Samojeden.

Ein wohlhabender Samojede hat zwei bis drei, wenn nicht gar vier Zelte mit vielen Schlafstätten aus Renntierfellen, je nach der Größe der Familie. In der Regel hat ein Mann bloß eine Frau. Reichere Leute und Liebhaber des weiblichen Geschlechtes — die auch unter den Samojeden nicht so selten sind — haben zwei und drei, ja sogar vier Frauen, die manchmal in verschiedenen Zelten wohnen.

Eine Frau bezahlt man bei den Samojeden mit 30 bis 100 Renntieren, dazu noch mit Fellen und allerhand andern Dingen.

Digitized by Google

Der Vater der Braut gibt die Aussteuer, Kleidung, Pelzausstattung, manchmal auch Schmucksachen und Prunkfahrrenntiere, die als Privateigentum der Frau angesehen werden. Wird ein Samojede einer Frau, die faul ist und nicht arbeiten will, überdrüssig, so kann er sie ihrem Vater zurückschicken, aber das Brautkaufgeld darf nicht zurückverlangt werden. Der Vater ist damit nicht immer unzufrieden, denn er kann die Tochter von neuem verkaufen und dafür noch einmal Bezahlung erhalten.

Die Samojeden sind geistig ganz gut ausgestattet und sollen an Intelligenz nicht tiefer stehen als ein gewöhnlicher russischer Bauer. Das Höchste, was sie sich denken können, ist natürlich Obdorsk, und sie haben Achtung vor einer Kultur, die so etwas zustande bringt. Aber mit dem Stolz des Nomaden schätzen sie gleichwohl ihre eigene Kultur und ihr freies Leben auf der Tundra hoch ein; darin kann sich weder der Russe noch der Syrjäne mit ihnen messen.

Es fiel mir auf, daß diese Samojeden, denen wir bei Jamal begegneten, im allgemeinen gut aussahen; es waren etwas größere und kräftigere Leute als unsere Gebirgsfinnen; sie waren etwa mittelgroß, vielleicht noch ein wenig unter Mittelgröße.

Herr Kai Donner teilt mir mit, daß nach den Messungen, die er bei verschiedenen Samojedenstämmen ausführen konnte, die Körpergröße der Samojeden meist zwischen 160 und 165 Zentimeter schwankt, während z. B. die der ugrischen Ostjaken auf 170 Zentimeter steigt. Der Schädelindex der Samojeden ist durchschnittlich ungefähr 82. Man hat es also nicht mit einem ausgesprochenen Kurzschädel, eher mit einem Mittelschädel zu tun, während der Index bei den Ostjaken 89 ist, was einen ungewöhnlichen Kurzschädel bedeutet.

Ich kann nicht gerade sagen, daß sie besonders ausgeprägte Asiaten oder Mongolen mit vorstehenden Backenknochen und schrägstehenden Augen waren. Meist waren sie fast bartlos und braun mit langem, schwarzem Haar; aber die Gesichter waren zum Teil sogar nach unserm Geschmack leidlich hübsch zu nennen. Bei diesen Leuten ist wohl die Vermischung mit russischem Blut und vielleicht auch mit andern Völkern von Süden her ziemlich stark. Schittow erzählt, er habe im Innern von Jamal zwei Männer getroffen, die zu dem Okotetta- und zum Lambustamm gehörten; hochgewachsen und

Digitized by Google

kräftig gebaut, hätten sie große, gerade Nasen, beinahe Adlernasen gehabt. Wie Schitkows Führer behauptete, trifft man oft auf denselben Typus unter den weiter südwärts wohnenden Samojeden; auch unter den Wogulen sind bisweilen ähnliche Gesichtszüge zu finden. Sie erinnern an nördliche Völker der sogenannten paläo-asiatischen Gruppe, und Samojeden wie Wogulen können sich mit solchen Völkern, wie z. B. mit Jenissei-Ostjaken, vermischt haben.

Der Alte aus der Bootgesellschaft, die uns besuchte, hatte spärlichen Bartwuchs; es schien, als habe er ziemlich viel Russenblut in seinen Adern. Besonders an den Fischereiorten längs des Ob, wo russische Arbeiter und Samojeden zusammenwohnen, ergibt sich wohl nicht selten eine solche Rassenkreuzung.

Während wir uns mit den Gästen beschäftigten, hatte der Himmel sich aufgeklärt, und wir sahen im Norden weites, offenes Fahrwasser vor uns liegen. Der Kapitän kam gerade nach seinem Schläfchen auf Deck und nun galt es, weiterzukommen. Als die Samojeden merkten, daß sie sich entfernen mußten, baten und bettelten sie, Wodka kaufen zu dürfen; doch mit väterlichem Kopfschütteln erklärte ihnen Wostrotin, dies gehe nicht an. Als sie schließlich einsahen, daß ihnen alles nichts nützte, tappten sie sehr enttäuscht die Fallreepstreppe wieder hinab und stiegen in ihr Boot.

Während wir mit Volldampf nordwärts fuhren, sahen wir, wie sie das kleine Segel entfalteten und sich nach der Landspitze, von der sie gekommen waren, zurückbegaben. Es ist merkwürdig, gerade an derselben Stelle hatten uns zwei Samojeden an Bord der „Fram" besucht, als wir am 9. August 1893 hier lagen auf dem Weg nach Osten, um nordwärts ins Polarmeer einzudringen. Wie schnell die Zeit vergeht! Sind es wirklich schon zwanzig Jahre?

Es war etwas nach 6 Uhr abends, als wir durch lockeres Eis weiterfuhren; bald darauf waren wir in offener See mit nicht geringer Dünung. Das Meer schien bis weit nach Westen, woher die Dünung kam, eisfrei zu sein; das Eis, an dem wir in südwestlicher Richtung entlang gefahren waren, wird wohl ein ziemlich schmaler Gürtel gewesen sein.

Die ganze Nacht hindurch blieben wir in voller Fahrt nach Norden und nur dann und wann begegneten wir einer Eisscholle.

Digitized by Google

13. Auguſt. Am Morgen um ½5 Uhr ſtießen wir wieder auf dichteres Eis, und bald erhob ſich Nebel, ſo daß wir langſam fahren mußten. Es begegneten uns große, flache Schollen, die bis zu einer halben Seemeile lang waren, und mehrmals mußten wir rückwärts fahren. Schließlich wurde das Eis vor uns ganz dicht, und um 7 Uhr ankerten wir in 10 Faden tiefem Waſſer.

Den ganzen Tag lagen wir vor Anker. Es herrſchte nordweſtlicher Wind, der aber allmählich abflaute.

Am Vormittag lichtete ſich der Nebel, der Horizont wurde klar und die Sonne ſchien. Von der Tonne aus geſehen lag das Eis weiß und dicht bis an den Horizont gegen Norden und Nordweſten, und bis ganz an den Strand des Landes, auf keiner Seite auch nur eine Spur irgendeiner Rinne! Nur im Norden war der Himmel ziemlich blau, es konnte alſo dort offenes Waſſer nicht fern ſein. Nordwärts längs des Landes aber ſah der Himmel wieder weißer aus; dort mußte das Eis dichter ſein als etwas weiter vom Lande ab. Im Weſten ſchien es, nach der Luft zu urteilen, auch nicht weit bis zum offenen Waſſer zu ſein.

Die Mittagshöhe ergab 71° 2′ nördlicher Breite, und nach dem Beſteck waren wir auf 66° 27′ öſtlicher Länge.

Nachmittags hieß es: ein Boot in Sicht! Das war hier draußen mitten im Eiſe, ſo weit vom Lande ab, etwas Unerwartetes. Wieder kam ein Samojedenboot angerudert mit fünf Mann, die faſt kein Wort Ruſſiſch verſtanden.

Der Steuermann lehnte ſich im Boot zurück wie ein Paſcha; es war wohl der Häuptling. Er hatte auffallende Ähnlichkeit mit einem Chineſen, ebenſo der Ruderer vorn am Bug. In der Mitte ſaß ein Mann ohne Naſe und mit einem ſchiefen Loch, das den Mund vorſtellen ſollte. Er glich einem Ausſätzigen, war aber wohl eher Syphilitiker und ſah gräßlich aus. Das Geſicht des andern Mannes in der Mitte des Bootes war geſchwollen, gerötet und mit Narben bedeckt, wohl von den ſchwarzen Pocken, wenn er nicht ebenfalls die Syphilis hatte.

Sie durften an Bord kommen und ſich auf Deck umſehen. Wieder dieſelbe Geſchichte; alles wurde betaſtet und angeglotzt. Aber mit der Unterhaltung war es ſchlecht beſtellt, ihr ruſſiſcher Wortvorrat war bald erſchöpft, und man war hauptſächlich auf die Zeichenſprache angewieſen.

Digitized by Google

Als sie wieder in ihr Boot stiegen, erhielten sie etwas Brot, ein Geschenk des Stewards, das großen Beifall fand. Unvergleichlich größeren Eindruck machte aber eine Flasche Whisky. Sie machte sofort die Runde von Mund zu Mund und wurde dann dem Häuptling zurückgegeben. Dieser begnügte sich nicht mit einem Schluck; sein Antlitz glänzte vor innerer Zufriedenheit, als er uns mit der emporgehaltenen Flasche zuwinkte und sich glückselig auf den Magen schlug.

Unter den Dingen, die sie uns zeigten, war nichts besonders Wertvolles. Aus einer Kiste im Boot nahmen sie Fische; diese gehörten zu den Lachsarten, meiner Ansicht nach waren es Muksune (Coregonus muksun), die es auch im Jenissei gibt, breite Fische mit großen, glänzenden Schuppen und verhältnismäßig kleinem Kopf. Die größten Fische waren etwa 30 Zentimeter lang. Sie waren schlecht eingesalzen und rochen nicht gerade gut; einige waren noch ein wenig frischer, von diesen gaben sie uns zwei, wohl als Gegengeschenk für das Brot. Wir probierten am Abend den einen, aber frisch war er gerade nicht. Als wir sie fragten, wo sie die Fische gefangen hätten, deuteten sie mit dem Finger nach dem Lande hin; ich konnte aber nicht herausbekommen, ob sie damit die Küste oder das Innere des Landes meinten; ich möchte eher glauben, daß die Fische aus den Seen im Innern stammten.

Sie begannen einige dieser Fische abzuschuppen und fingen dann an zu essen. Sie schnitten den Fisch der Länge nach auseinander, steckten die langen Stücke in den Mund und schnitten, während sie das Ende mit der Hand festhielten, die Bissen dicht vor den Lippen ab. Auf dieselbe Weise speist der Eskimo, nur mit dem Unterschied, daß er sich das Fleischstück oder den Fisch vor dem Munde mit dem Messer von oben nach unten abschneidet; diese schnitten mit dem Messer von unten nach oben. Aber beide Völker haben darin gleich große Fertigkeit, so daß sie sich weder in die Nase, noch in die Lippen schneiden. Es dauerte gar nicht lange, bis sie einen großen rohen Fisch auf diese Weise expediert hatten.

Einen kleinen Seehund (Ringelrobbe, Phoca hispida) hatten sie auch im Boot; er war eben geschossen worden. Sie hatten mehrere Büchsen mit und eine norwegische Walroßharpune.

Als sie an einer Scholle vor dem Schiffe lagen, tauchte eine Ringelrobbe auf; einer von ihnen schoß sie mit Schrot, sie sank

Digitized by Google

aber unter, bevor er ſie mit dem Boot erreichen konnte; er ſchleuderte ihr noch die Harpune ins Waſſer nach, bekam aber ſeine Beute nicht. Als die Samojeden ſahen, daß der Seehund getroffen war, ſchrien ſie alle zuſammen ganz außer ſich vor Freude auf und machten während des ganzen Vorgangs einen entſetzlichen Spektakel; ich halte ſie danach nicht für gute Jäger, beſonders wenn ich daran denke, wie geräuſchlos ſich der Eskimo verhält, wenn er auf Fang ausgeht.

Im Schlepptau hatten ſie ein kleines Boot. Es mochte wohl 4 Meter lang ſein und wurde gewiß zur Robbenjagd benutzt, wenn es das Tier zu beſchleichen galt; das große Boot iſt das Reiſeboot, es war gegen 7 Meter lang.

Während wir mit dem Schiffsboot an einer Scholle lagen und mit ihnen zu plaudern verſuchten, uns auch ihre Gerätſchaften anſahen, begannen ſie auf einmal zu ſchreien und einander zuzurufen. Unſer Steuermann kam mit der Jolle heran; ſie zeigten mit den Fingern auf ihn, wälzten ſich vor Lachen und ſchrien wie toll. Dieſer Anblick hat, glaube ich, von allem, was ſie bei uns ſahen, den größten Eindruck auf ſie gemacht; ein Mann, der ein Boot dadurch vorwärts trieb, daß er am Achter ein Ruder hin und her bewegte, war ihnen etwas ganz Neues und Unbekanntes. Und als er das Boot ſo ſchnell dahinſchießen ließ, daß das Waſſer vor dem Bug ſchäumte, erreichte ihr Jubel den Höhepunkt.

Während ſie noch neben uns lagen, wurde uns zugerufen, es komme ein zweites Boot; bald war es auch da. Am Achterſteven ſaß ein älterer Mann, der Häuptling, mit ſpärlichem Bartwuchs, daneben ein drei- bis vierjähriges Kind, wohl der junge Prinz, den er mit Stolz zeigte und den er veranlaßte, uns zuzunicken.

Außer ihm waren noch vier Mann im Boot. Der eine hatte ein dunkles, ſehr prognathiſches Geſicht, das wild ausſah; mir ſchien, als müſſe es einem Weibe angehören. Auch dieſe Leute verſtanden nur ein paar Worte Ruſſiſch, und es war nichts aus ihnen herauszubringen.

Kaum waren ſie bei uns angelangt, als die Zuerſtgekommenen ihnen allerlei zuriefen, wobei alle durcheinanderſchrien. Sie berichteten ihnen von dem Steuermann, der die Jolle mit einem Ruder gewrickt hatte; darüber ſchienen ſich alle köſtlich zu amüſieren.

Digitized by Google

Die Neuangekommenen wollten Brot und Tee kaufen; leider hatten wir nichts zu verhandeln, aber ein paar Stücke Brot erhielten sie trotzdem. Dann gaben wir ihnen auch einige Walnüsse und etwas Schokolade für das Kind, das sich damit jedoch nicht imponieren ließ, sondern sie gleich mit viel Behagen in den Mund steckte.

Das neugekommene Boot hatte ebenfalls ein kleineres im Schlepptau und außerdem noch ein etwa 30 Zentimeter langes Schiffchen. Als der Häuptling sah, daß wir dies betrachteten, hob er es auf und zeigte es uns; es war das Spielzeug des Prinzen.

Beide Boote waren jedenfalls zum Robbenfang im Eis gewesen, als sie das große, schwarze Schiff erblickt hatten, und waren wohl sofort zu uns hingerudert.

Die Leute schwatzten unablässig, aber ihre Sprache war uns ganz unverständlich; sie glotzten uns an und machten keine Anstalten zum Wegfahren.

Um ½10 Uhr ging die Sonne feurig glühend in der stillen Nacht hinter dem Eise unter; die See zwischen den Schollen war spiegelblank, kein Lüftchen regte sich. Im Süden eine Nebelbank, blau wie dänisches Porzellan. Das Eis war unverändert, aber jetzt bei der Windstille zersetzt es sich wohl langsam, und wenn wir, wie wir hoffen dürfen, morgen Ostwind haben, wird er es ein wenig vom Lande wegtreiben.

Wir begaben uns zum Abendbrot aufs Schiff. Die Samojeden lagen noch immer da; als wir wieder auf Deck gelangten, waren sie nach dem Eis zurückgefahren. Wir konnten nun nichts Besseres tun, als rauchen und uns mit Kartenspiel die Zeit vertreiben; meist wurde Boston gespielt.

Digitized by Google

Der „Correct" an einem großen Grundeisblock festgemacht.

Ausflug auf das Eis.

Digitized by Google

Die Beute an Bord

Walroßkuh.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Durchs Eis nach Norden.

14. August. Die ganze Nacht hindurch und auch heute lagen wir vor Anker. Merkwürdig wenig Bewegung ist im Eis; ein und dieselben Schollen sehen wir stundenlang. Nur etwas Gezeitenströmung geht südwärts am Lande hin und dann wieder nordwärts.

Und wie tot dieses Meer ist! Ein einziger Seehund, eine Ringelrobbe, steckt ab und zu den Kopf aus dem Wasser und sieht uns mit großen Augen an — sonst nichts Lebendes in den Fluten. Von Vögeln haben wir nur einige Scharen Eisenten (Harelda glacialis) beobachtet, aber kaum eine Möwe und keinen einzigen Alk. Noch nie habe ich so wenig Leben im Eismeer gesehen. Ich habe allerdings auch noch nie im Eis vor Anker gelegen. Sonst pflegt man immer an einer Scholle festzumachen; aber uns fehlen die Eisanker, und es scheint auch ohne sie zu gehen.

Die Luft ist still, nur ein schwacher Windhauch aus Osten oder Nordosten. Nebel den ganzen Tag, und zu sehen ist nichts. Es scheint viel Eis zu geben und bevor es nicht klarer wird, können wir nicht von der Stelle und es bleibt nichts anderes übrig, als sich innerhalb seiner vier Wände das Leben so behaglich wie möglich zu machen. Lied und Loris-Melikow spielen Schach, der Kapitän raucht seine lange Pfeife, schaut dem Spiele zu oder verschanzt sich hinter einem Buch; Wostrotin und ich photographieren oder entwickeln unsere Platten. Ab und zu beschäftigen sich auch Lied und Loris-Melikow damit, soweit ihnen das Schachspiel Zeit läßt. Sie haben Badezimmer und Gastkajüte in eine Dunkelkammer umgewandelt; ich habe es mit der Kapitänskajüte ebenso gemacht. Zwischendurch erzählt uns Johansen von seinen Erlebnissen in Sibirien, von seinen Reisen im Karischen Meer und mit Nordenskiöld und von seinen verschiedenen Eismeerfahrten.

Digitized by Google

Dann erscheint der Steward mit dem Essen. Schachspieler und Photographen müssen den Tisch räumen, und an eine gemütliche Mahlzeit schließt sich ein langes Plauderstündchen. Nach dem Abendbrot wird auf Deck die Runde gemacht, um zu sehen, wie es außerhalb des Schiffes aussieht. Dann versammeln wir uns wieder im Salon und gewöhnlich wird zu den Karten gegriffen.

Am Abend beginnt das Eis mit größerer Geschwindigkeit zu treiben, und eine Menge großer Schollen schrammen und stoßen unser Schiff. Als wir um Mitternacht beim Boston saßen, zwang uns eine dicke Scholle, die an den Bug des Schiffes herantrieb, den Anker zu lichten und um sie herumzugehen. Da wir so einmal im Gang waren, meinte der Kapitän, es sei am besten, nunmehr trotz des Nebels so weit nordwärts zu fahren, wie offenes Wasser zu finden sei. Bis 5 Uhr morgens legten wir 11 Seemeilen zurück; dann mußten wir wieder Anker werfen. Die Tiefe blieb fast die ganze Zeit über gleichmäßig. Jetzt beträgt sie 9½ Faden.

15. August. Am Vormittag hellte sich der Nebel bedeutend auf, und von der Tonne aus war nach Norden hin viel offenes Wasser zu erblicken; auch das Land seitwärts war zu erkennen, niedriges Land mit flachem Sandstrand und steilem Uferhang, wie überall an der Küste von Jamal.

Wir gingen nordwärts; aber wieder senkte sich der Nebel herab, und schon nach drei Stunden mußten wir abermals warten.

Das Eis war überall morsch und dünn. Schollen von der Länge einer Seemeile hatten Risse und Löcher kreuz und quer ein Wunder, daß sie noch zusammenhielten und zugleich ein Beweis für die geringe Bewegung in diesem Eis. Der erste starke Wind müßte diese Schollen in kleine Stücke brechen, und dann wären sie bald ganz verschwunden. Von weither können sie nicht gekommen sein, es ist wohl Wintereis irgend woher in der Nähe.

Strömung war bei Tage wenig; sie scheint mit den Gezeiten zu wechseln; aber nach Mitternacht, gegen 1 Uhr, als wir wieder am Bostontisch saßen, begann plötzlich das Eis mit einer Geschwindigkeit von etwa einer Meile südwärts zu treiben.

16. August. Heute früh hatte sich das Eis sehr gelockert und wir konnten die Anker lichten und nordwärts gehen. Die Tiefe war noch immer gleichmäßig, ungefähr 9 Faden, dann aber verringerte sie sich etwas, besonders als wir uns dem Lande näherten. An der

Landseite zeigten sich mehrere auf Grund geratene Eishügel. Plötzlich erblickten wir vorn einen kleinen Eishügel, der auf Grund zu liegen schien, denn um ihn herum zeigte sich ein deutlicher Strömungsrand. Das Lot zeigte 6 Faden Tiefe, dann 5½ und immer weniger, bis zu 4. So blieb es eine Weile, dann war die Tiefe nur 3¾ Faden, dann wieder 4. Da der „Correct" 5 Meter, also fast 3 Faden, Tiefgang hat, war nicht viel Wasser mehr unter dem Kiel. Aber da hier nur Sandboden und kein Fels ist und das Eis den Meeresgrund geglättet hat, ist ein plötzlicher Wechsel der Tiefe nicht zu erwarten. Trotzdem war es jetzt ratsam, die Geschwindigkeit zu verringern und von dem kleinen Eishügel, der unmöglich auf tiefem Wasser liegen konnte, abzuhalten. Um ihn herum herrschte starke Strömung. Als wir ihn hinter uns hatten, zeigte das Lot 5 Faden, und nun blieb die Tiefe leidlich gleichmäßig.

Es gab jetzt ziemlich offenes Wasser, und längere Zeit konnten wir mit Volldampf am Land entlang nordwärts fahren. Nebel wechselte mit ziemlich klarem Wetter. Aber gegen Mittag zeigte sich kein Fahrwasser mehr, und wir machten daher an einem gestrandeten Eishügel fest, der über 6 Meter, also fast so hoch war wie die Back des „Correct". Er hatte fast senkrechte Seiten, so daß von der Back eine Leiter hinübergeschoben werden konnte, auf der wir zu ihm kletterten. Die Tiefe war merkwürdigerweise auf 11¾ Faden gestiegen. Ein Tunnel, der sich mit einem Boot durchfahren ließ, teilte den Eishügel in zwei Teile. Der Teil, an dem wir festgemacht hatten, war ziemlich schmal und hoch, und es war zu befürchten, daß er umschlagen werde, sobald das Wasser stieg. Wir machten daher wieder los und ankerten in einiger Entfernung. Besonders der alte Johansen drang darauf, aus der Nähe dieses Eishügels zu kommen, und er behielt auch recht: über Nacht schlug der Eishügel wirklich um, was Johansen, als er am Morgen die Veränderung sah, nicht geringe Genugtuung bereitete.

Solche Eishügel können einige Ähnlichkeit mit kleinen Eisbergen haben, aber man darf sie nicht mit ihnen verwechseln. Wirkliche Eisberge sind Gletschereis vom Lande; der Gletscher schiebt sich ins Meer hinaus und bricht ab. Solcher Eisberge gibt es im Karischen Meer keine von Bedeutung. Zwar bilden sich einige Eisberge an der Küste von Nowaja Semlja, aber sie zählen kaum mit; auch

in der Nähe von Franz-Joseph-Land und Spitzbergen trifft man einige an; aber sie gelangen gewöhnlich nicht weit ins Meer hinaus, sondern verschwinden bald wieder.

Die Eishügel des Karischen Meeres bilden sich, wie auch sonst die des Eismeeres, durch Eispressungen. Es sind Schollen, die der starke Druck des Windes und der Strömung mit den Rändern gegeneinander drängt; sie werden gebrochen, richten sich auf, schieben sich übereinander und bilden so Preßeisrücken bis zu 6 oder 8 Meter Höhe über dem Wasser. Bedenkt man, daß schwimmendes Meereis ungefähr neun- bis zehnmal soviel Eis unter als über dem Wasser hat, so ergibt sich, daß solche Preßeisrücken gewaltige Eismassen unter der Wasserfläche verbergen. Die aufeinander gepreßten Stücke frieren bald zu einer festen Masse zusammen, die zum Schmelzen lange Zeit braucht, und wenn die großen Eisschollen während der Drift im Sommer auseinanderbrechen, trennen sich die Preßeisrücken von den flachen Schollen und bilden große und kleine Eishügel, die im Meer umhertreiben oder auf Grund sitzen bleiben und sich jahrelang halten können, ehe sie schmelzen.

17. August. Am Morgen war wieder Nebel eingefallen, der ewige Nebel, der beim Fahren durch Eis eins der größten Übel ist; denn selbst wenn man ein wenig offenes Wasser hat, sieht man weder was man tut, noch, wohin man fährt, und leicht kann man dabei in so dichtes Eis geraten, daß man schwer wieder herauskommt. Trotz des andauernden Nebels gingen wir eine Weile nordwärts, machten aber bald wieder halt, denn das Eis verdichtete sich immer mehr, nur nicht nach Nordwesten zu; aber diese Richtung führte uns zu weit aus unserem Kurs heraus und vom Lande ab. Lieber wollen wir uns näher am Strande halten, weil dort größere Aussicht ist, eine nordwärts gehende Landrinne zu erreichen, sobald sich der Wind ein wenig dreht. Leider wurde dieser südwestlicher; das drängt ans Ufer, obgleich das Eis immer noch am Lande entlang nach Norden zu treiben schien.

Wenn man sich durch Eis hindurcharbeiten will, braucht man vor allem Geduld und wieder Geduld. Warten, warten, und auf bessere Zeiten hoffen!

Da liegen wir bewegungslos in Nebel und Eis — ein Leben, das man nur zu gut kennt! Diese kalte, öde Wüstenei!

Abends gegen zehn klärte es sich ein wenig auf. Im Norden

Digitized by Google

zeigte sich noch eine Strecke lockeres Eis, und der Kapitän bereitete sich schon vor, die ganze Nacht auf der Kommandobrücke zu bleiben. Doch nach einer Stunde wurde wieder gestoppt. Vor uns lag ungebrochenes Eis auf allen Seiten, das größte Eis, das wir bisher angetroffen hatten. In einer Bucht am Eisrand gingen wir vor Anker.

Daß ein so weites Eisfeld in einer zusammenhängenden Fläche ungebrochen bleiben könne, schien mir unglaublich. Trotz klarer Luft um Mitternacht war kein Ende dieser Scholle zu sehen, weder nach dem im Nebel verschwundenen Land hin noch in nordwestlicher Richtung. Viel Bewegung kann es hier im Wasser nicht gegeben haben und ebensowenig Wind. Die Tiefe betrug 15 Faden, und an der Lotleine war so gut wie keine Strömung zu beobachten. Offenbar ist diese unzerborstene Eisfläche mit ihren Hügeln und Preßeishaufen, die sich allenthalben erheben, auf Grund geraten, vielleicht ist sie auch landfest und hat seit dem Winter hier gelegen.

18. August. Den ganzen Tag liegen wir an demselben festen Eisrand vor Anker. Endlich einmal schöner Sonnenschein mit klarer Luft. Schwacher Wind aus Nordwest. Von der Tonne aus ist nördlich von der festen Eisfläche, etwa 6 Seemeilen entfernt, offenes Wasser zu sehen; es dehnt sich in der Richtung nach Nordwest zu Nord. Im Nordwesten erstreckt sich das Eis soweit wir sehen können, ich glaube mindestens 10 Seemeilen weit, doch die blaue Luft am Horizont läßt auch dort auf offenes Wasser schließen.

Im Westen zeigt sich eine Rinne, die sich nordwärts bis ungefähr Westnordwest hinzieht; jedenfalls folgt sie der Kante des festen Eises, und weiter in dieser Richtung sind in losem Eise mehrere Rinnen zu erkennen, aber eine Durchfahrt wird augenblicklich dort kaum zu finden sein.

Vom Land ist merkwürdigerweise nichts zu sehen. Es mag ziemlich weit entfernt sein. Demnach dürfte die Länge dieser festen Eisscholle 20—25 Seemeilen betragen. Eine gute Mittagshöhe ergab 71° 29′ nördlicher Breite.

Zu einem Ausflug auf das Eis hatten wir unsere Schneeschuhe mitgenommen, konnten sie aber wenig benutzen, da die Oberfläche der Eisscholle merkwürdig uneben, voller Hügel und Höcker war. Der Spaziergang war recht anstrengend. Fast überall ist das

Digitized by Google

Eis sehr schmutzig, Hügel und Ränder sind stark abgeschmolzen; wahrscheinlich hat es schon zwei Sommer hier gelegen; es ist schon so verwittert, daß Teiche und Löcher entstanden sind und Risse kreuz und quer hindurchlaufen. Der erste starke Wind muß alle diese Klumpen auseinandertreiben. Einige Hügel sind so hoch, daß sie wahrscheinlich mit ihrem Fuß den Grund erreichen und dadurch die Scholle festhalten. Aber ganz fest liegt sie doch nicht, denn an der Ankerkette können wir sehen, daß unser Schiff durch das Eis ein paar Meter rückwärts geschoben wurde.

Wer nicht an Polareis gewöhnt ist, mag sich wundern, wodurch es schmutzig werden kann. Ich selbst habe alte Eismeerfahrer behaupten hören, solch unsauberes Eis stamme aus Flüssen oder vom Lande, wo Schlamm hinaufgespült oder Staub hinaufgeweht worden sei. Dem ist aber nicht so. Alles Eis, wo es sich auch bilden mag, selbst mitten im Polarmeer, erhält im Laufe der Zeit, je nach dem Grade des Schmelzprozesses, auf der Oberfläche einen Überzug aus braungrauem Schmutz. Fallender Schnee führt stets feinen Staub aus der Luft mit, und wenn er schmilzt, bleibt dieser Staub als sehr feine graue Schicht auf der Oberfläche liegen. Daher ist alter, schon abgeschmolzener Schnee fast nie ganz weiß. Eine stärkere Einwirkung auf die Färbung haben aber der Schlamm und die Organismen, die in dem gefrierenden Seewasser eingeschlossen bleiben und die das Eis bisweilen ganz braun färben können. Obendrein enthält in einem Meere wie im Karischen, besonders nördlich vom Ob und Jenissei, das Seewasser eine Menge Schlamm aus den Flüssen, der ebenfalls im Eise einfriert.

Wenn durch die direkte Wärmestrahlung der Luft das Eis an der Oberfläche schmilzt, was im Sommer überall im Eismeer geschieht, so schwindet eine Eisschicht nach der andern, das Schmelzwasser fließt ab, aber Schlamm und Organismen bleiben auf der Oberfläche liegen, und je dicker die schmelzende Eisschicht war, um so schmutziger die Spur, die sie hinterläßt. Es ist also ziemlich leicht, altes Eis von jungem zu unterscheiden. Natürlich kommt es sehr darauf an, wo das Eis entstanden ist. Bildet es sich vor der Mündung eines Flusses wie des Ob, wo das Wasser braun von Flußschlamm ist, so braucht nicht viel davon zu schmelzen, damit die Oberfläche schmutzig wird, während Seewasser aus verhältnismäßig reinen Gegenden schon stark abschmelzen muß, ehe sich seine Farbe

verdunkelt. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sich Forscher, wie es z. B. Nordenskiöld tat, die Entstehung schmutzigen Eises dadurch erklären, daß schlammhaltiges See- oder Flußwasser bei Wellengang auf die Schollen hinaufgespült werde und beim Abfließen des Wassers durch den Schnee der Schlamm dort liegen bleibe. Das ist ein Irrtum. Gewiß kann das geschehen, und es geschieht auch täglich auf einzelnen Schollen. Aber die eigentliche Ursache der schmutzigen Farbe des Eises ist darin nicht zu suchen. —

Als sich der Nebel verzog, sahen wir im Osten immer noch kein Land, wohl aber war von der Tonne aus in Südsüdost eine Landspitze zu erkennen. Die schwache Strömung schien hier hauptsächlich nach Süden zu gehen.

19. August. Das ungebrochene Eis, an dem wir ankerten, geriet auf einmal ins Treiben, es ging langsam nordwärts, und große Stücke brachen ab. Um 9 Uhr zeigte sich auch nach Westen hin eine starke Lockerung. Wir lichteten also die Anker, um westlich um die große Scholle herumzukommen, die sich noch immer als feste Fläche zeigte. Der Wind frischte ein wenig auf und die Luft war diesig.

Jetzt regte sich etwas Leben auf dem Eise. Auf einer kleinen Scholle lag ein großer alter Walroßbulle; von seinen beiden Hauern war der eine ganz abgebrochen, von dem andern nur noch ein kurzer Stummel übrig. Wie gewaltig müssen die Kräfte gewesen sein, die solche Zähne abbrechen konnten! Im Nu wurde es auch an Bord lebendig. Die Augen der beutegierigen Jäger glänzten, als sie so viel lebendes Fleisch auf dem Eise erblickten. Die Flinten waren bereit, aber das Schiff glitt auf der Windseite vorwärts, und sobald das Tier den Rauch von unserm Schornstein bekam, stürzte es sich ins Wasser und verschwand.

Auch einige Seehunde erschienen auf den Schollen. Auf einmal rief Wostrotin von der Kommandobrücke, im Westen liege eine ganze Schar Seehunde. Das Fernglas verwandelte sie aber in zwei Walrosse, ein drittes, das noch im Wasser schwamm, versuchte, zu ihnen hinauf zu klettern, und nicht weit davon tauchten noch vier oder fünf große Walroßköpfe empor. Jetzt ging es an Bord bunt durcheinander. Die Jolle wurde ins Wasser gesetzt, und Lied und ich stiegen hinein, da der Kapitän das Schiff nicht verlassen wollte.

Die Walrosse lagen ziemlich ruhig, und wir kamen dicht an sie heran. Ich bat Lied, genau darauf zu achten, daß er den Hinterkopf träfe, damit das Tier liegen bleibe. Aber nach seinem ersten Schuß sausten die Walrosse mit solcher Geschwindigkeit ins Wasser, daß der Schaum hoch aufspritzte. Das verwundete Tier tauchte indes wieder auf und kletterte von neuem auf die Scholle hinauf; wir warteten, bis es oben war, aber nach einigen Schüssen wälzte es sich auf die Seite und rollte wieder ins Wasser. Vergeblich versuchten wir die Harpune; sie war zu stumpf, denn ihre Spitze war abgebrochen. Wir konnten aber einen Haken in das Tier festschlagen und schließlich gelang es uns, eine Strippe in die Haut einzuschneiden, daran machten wir die Harpunenleine fest und nahmen das Tier ins Schlepptau, um es nach dem Schiff zu bugsieren. Bei der Kleinheit der Jolle war das eine recht saure Arbeit; meist war sie infolge des großen Gewichtes unserer Beute halb unter Wasser, und obendrein hatten wir Gegenwind und Schlagsee. Aber schließlich erreichten wir doch unser Ziel. Das Walroß wurde auf Deck gezogen und von allen Seiten photographiert, denn wir waren der Photographen vier, und jeder lief den ganzen Tag umher wie ein brüllender Löwe, zu suchen, wen er verschlinge.

Inzwischen hatten Regen und Nebel erneut eingesetzt. Aber schließlich gelangten wir doch über das Ende der großen Scholle hinaus und konnten wieder ungefähr nordöstlich auf das Land zu steuern. Das Fahrwasser schien ganz offen zu sein, und es ging mit Volldampf vorwärts. Am Nachmittag zeigte sich aber wieder mehr Eis, und es wurde neblig. Wir mußten die Geschwindigkeit verringern, und um 8 Uhr war ein weiteres Vordringen in diesem Nebel unmöglich. Gegen 11 Uhr versuchten wir nochmals mit wechselnder Geschwindigkeit eine Strecke weiterzukommen, da wir zwischen zwei großen Schollen lagen, die uns bös hätten drücken können. Um Mitternacht mußten wir des Nebels wegen abermals liegen bleiben.

20. August. Um 1 Uhr nachts klärte es sich auf, und wir fuhren langsam weiter. Es gibt ziemlich viel Eis, aber mit offenen Stellen dazwischen. Um 3 Uhr morgens ankerten wir auf 12 Faden. Das Wetter war nebelig und es ging ein frischer, von Regen begleiteter Wind. Am Mittag lagen wir noch vor Anker, und am Nachmittag drohte das Eis das Steuerruder zu zer-

Digitized by Google

Nansen. Samuelsen. Lieb. Loris-Melikow.

Jagdausflug auf die Dickson-Insel.

Digitized by Google

Das Heim eines politischen Verbannten in Sopotschnaja-Karga.

Digitized by Google

brechen. Deshalb mußten zwei Mann versuchen, das Eis wegzuschieben; aber das nützte nicht viel, und nun wurde die Maschine mit schwacher Fahrt vorwärts in Gang gesetzt, damit das Schraubenwasser eisfrei blieb. Das hatte eine gute Wirkung.

Gegen Abend verzog sich der Nebel, und das Land lag kaum 5 Seemeilen entfernt zwischen Ostnordost und Ostsüdost vor uns. Um 8¼ Uhr mußten wir einen neuen Platz suchen, da einige große Eisschollen auf uns zukamen und wir eine gefährliche Lage zwischen schweren Schollen mit hohen Preßeisrücken auf beiden Seiten hatten. Der Wind erhob sich mehr und mehr aus Nordwest, vom Lande her. Das machte Hoffnung. Um Mitternacht schwoll er an, und bald lockerte sich um uns herum das Eis.

21. August. Am nächsten Morgen war der Wind leider nach Norden umgesprungen, so daß er nicht länger vom Lande her wehte; er ist mehr schräg darauf gerichtet. Ich habe aber als Regel gefunden, daß wegen der Umdrehung der Erde das Eis ziemlich weit nach rechts von der Windrichtung getrieben wird; wir können daher hoffen, daß es auch länger noch ein wenig vom Land entfernt bleiben wird. Wir mußten den Tag über ohne weiterzukommen im Eise still liegen, unschlüssig, ob wir versuchen sollten, zum Lande vorzudringen, wo, wie ich überzeugt war, eine Rinne zu finden sein mußte, oder, wie der Eislotse verlangte, nach Südwesten in das offene Meer hinaus.

Als ich um 6 Uhr nachmittags, nachdem ich den Tag über Platten entwickelt hatte, einen Spaziergang auf Deck machte und in die Tonne hinaufkletterte, war die Luft ziemlich klar, und kaum hatte ich das Fernglas vor Augen, als ich auch schon in nordöstlicher Richtung, nach dem Lande zu, offenes blaues Wasser erblickte. Es war höchstens 6 Seemeilen entfernt und erstreckte sich am Ufer entlang nordwärts, wo es schließlich hinter dem Eis am Horizont verschwand. In östlicher und ostsüdöstlicher Richtung war ebenfalls unter Land offenes Wasser zu sehen, auch ließ sich durch lockeres Eis hindurch in nordöstlicher Richtung jene Rinne leicht erreichen.

Schleunigst kletterte ich aus dem Takelwerk hinunter und eilte zum Kapitän, der sich eben wohlverdientem Schlummer hingab. Sofort wurde angeheizt und um 6¾ Uhr ging es in nordöstlicher Richtung vorwärts. Wir hatten bald die Rinne erreicht, die etwa

Digitized by Google

eine Seemeile breit war, steuerten nun längs des Landes nordwärts und loteten unablässig. Die Tiefe blieb bei 6 und 5½ Faden.

Als der Eislotse nach seinem Mittagsschläfchen auf Deck gekommen war und sah, daß wir die Anker gelichtet hatten, um auf das Land zuzusteuern, war er erzürnt und erklärte dem Kapitän, daß er die Verantwortung für diesen Kurs ablehne, denn das Eis könne uns leicht zum Stranden bringen. Die übrigen aber waren sehr vergnügt, daß wir endlich unter Land offenes Wasser entdeckt hatten. Während der letzten Tage war die Laune der Leute nicht gerade glänzend gewesen. Das ewige Eis und die dauernde Unsicherheit hatten der Mannschaft den guten Mut etwas verdorben; nur wenige von ihnen hatten früher schon Eisschollen gesehen. Besonders der Maschinist war höchst mißtrauisch. Das Vorderende des Schiffs leckte wie ein Sieb; vermutlich ist eine der Platten am Bug undicht geworden, und der Bodentank Nr. 2 zieht auch schon Wasser; wahrscheinlich hat sich bei den zahlreichen Erschütterungen, die wir bei den Schollen aushalten mußten, ein Nagel gelockert.

Jetzt aber ist wieder neues Leben in die Leute gekommen, und es wird mit Lust gearbeitet. Als wir die letzten Schollen hinter uns hatten und in die Landrinne hineinglitten, standen alle Mann an der Reeling und betrachteten das Land und die Wasserfläche, deren kleine Wellen munter an uns vorbeitanzten. Die Augen glänzten vor Vergnügen, denn jetzt war es ja sicher, daß wir den Jenissei doch noch erreichen würden, und aus der Tonne meldete Johansen, nordwärts sei offenes Wasser so weit er sehen könne.

Im übrigen ist der Anblick des Landes sehr eintönig: immer dieselben grauen und graubraunen Sandhänge wie weiter im Süden, mit etwas dünnem Gras auf der Höhe.

Nachts 11 Uhr hatten wir endlich die Bake auf der Nordwestspitze von Jamal in Ost zu Süd und waren etwa 3½ Seemeilen von ihr entfernt. Jetzt war nicht mehr daran zu zweifeln, daß wir in offenem Wasser nördlich um die Weiße Insel herumkommen würden.

22. August. Vorsicht ist geboten, denn die See ist nicht sehr tief. Um 2 Uhr morgens, als wir ungefähr vor der Malyginstraße, etwas nördlich vom 73. Breitengrad waren, ergaben die Lotungen plötzlich nur 4 Faden Tiefe, nachdem wir kurz vorher 8 und 10 Faden gehabt hatten. Wir mußten fast eine Stunde lang weiter ins Meer

hinausfahren, bis wir wieder 10 Faden hatten und nördlich steuern konnten. Der Wind war frisch und die Luft klar. Im Nordwesten zeigte sich etwas Treibeis, sonst aber lag das Meer eisfrei vor uns, und von den Schollen glaubten wir jetzt endgültig Abschied genommen zu haben.

Das zweite Hindernis, das die Wahrsagerin in Tromsö prophezeit hatte, lag nun, wie Johansen meinte, glücklich hinter uns.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Offene See. Ostwärts nach dem Jenissei.

22. August. Als der Morgen zu Ende ging, waren wir endlich im Norden der Weißen Insel und hatten jetzt das offene, blaue Meer vor uns. Eine frische Brise wehte, und der Seegang kam so stark aus Nordnordwest, daß einige unter uns den Verlust des Eises und des ruhigen Wassers zwischen den Schollen schmerzlich zu fühlen begannen. Die Weiße Insel konnten wir nicht sehen. Sie ist ganz flach, und wir waren zu weit von ihr entfernt.

Draußen vor der Obmündung auf offener See ein Tag voll herrlichen Sonnenscheins, der schönste, den wir seit Kristiania auf der ganzen Reise hatten. Aber es ist ziemlich starker Seegang, und das Schiff rollt sehr, so daß wir beim Mittagessen, zum ersten und wohl auch zum letztenmal auf der Reise nach dem Jenissei, das Schlingerbrett anbringen mußten.

Das Wasser ist merkwürdig schmutzig; als wir am Nachmittag an einem der vereinzelt treibenden Eisstücke vorüberfuhren, schien es dort, wo es unter Wasser lag oder von der See überspült wurde, ganz schmutzig braun geworden zu sein.

Mittags betrug die Temperatur in der Luft 11° und im Wasser 2°. Abends 6½ Uhr sahen wir etwas Eis vor uns. Die Tiefe verringerte sich jetzt plötzlich von 12 Faden auf 5 und 6 Faden. Wieder finden wir also, daß das Eis über seichten Bänken liegt.

Unter beständigem Loten blieben wir in Fahrt und waren bald im Norden der Wilkitskij-Insel zwischen den Mündungen des Ob und des Jenissei. Hier stießen wir auf einen dichten Eisstreifen und mußten anderthalb Stunden lang weiter nordwärts steuern, bevor wir wieder eine östlichere Richtung einschlagen konnten; dann richteten wir den Kurs gerade auf die Nordspitze der im Norden der Sibiriakow-Insel liegenden Sandbank.

Digitized by Google

Um Mitternacht, als wir nach diesem Kurs etwa 22 Seemeilen weit gekommen waren, begegneten wir wieder einem größeren Eisstreifen und mußten eine Stunde lang nördlicher steuern.

23. August. Gegen 3 Uhr morgens stießen wir auf große Eismassen, die sich anscheinend weit nach Norden erstreckten; daher steuerten wir süd- und südwestwärts, in der Hoffnung, um das Eis herumzukommen und dann auf der Westseite der Sibiriakow-Insel in den Jenissei einlaufen zu können.

Doch die Eismassen waren zu groß, und nachdem wir zwischen den Schollen nach Süden hin- und hergefahren waren, erwies sich das Fahrwasser im Westen der Sibiriakow-Insel als vollständig versperrt. Ganz hinten im Westen, nach dem Lande auf der andern Seite zu, war vielleicht etwas offenes Wasser, aber dort war es zu seicht.

Am Morgen gegen 7 Uhr kam die Sibiriakow-Insel in Sicht, und da des Eises wegen ein Vordringen nach Südosten unmöglich war, mußten wir an der Insel entlang nordwärts halten, um nördlich um sie herumzukommen. Mit einemmal aber wurde das Wasser so seicht, daß es nur noch 4 und 3 Faden waren. Wir waren in die Sandbänke im Norden der Sibiriakow-Insel geraten und mußten abermals südwärts steuern, um über die kleine Insel auf der Westseite dieser Bänke, südlich um sie herum, hinauszukommen. Johansen nannte sie später die Teufelsinsel. Wir hatten sie vorher nicht gesehen, weil sie ganz flach und niedrig war, und hatten sie für schmutziges Eis gehalten.

Als wir beim Frühstück saßen, erhielt das Schiff auf einmal einen Stoß. Der Stoß war anderer Art als bei einem Anprall gegen Eis. Das Schiff legte sich ein wenig nach Backbord über, dann stieß es nochmals auf; man merkte deutlich, daß es still lag. Wir hielten Ausschau. Von Eis war nichts in der Nähe zu sehen, und doch stand das Schiff. Auf der Südseite der Insel war der Kurs zu früh westwärts gerichtet worden, nachdem vorher das Lot 7½ Faden angezeigt hatte, und jetzt saßen wir auf einer Bank fest, die sich von der Insel südwärts erstreckte; denn auf ihr liegen verschiedene auf Grund geratene Eisschollen. Auch einige dünne Schollen vor uns schienen den Grund zu erreichen, dort gab es also vielleicht nicht einmal einen Meter Wasser.

Nach den Schollen zu urteilen, schien glücklicherweise Ebbe zu sein. Das ließ uns auf baldiges Steigen des Wassers hoffen; aber

Digitized by Google

der Unterschied zwischen Ebbe und Flut war hier wohl nicht so groß, daß das Schiff dadurch wieder flott wurde. Lotungen rings um das Schiff herum ergaben 1¾ Faden unter dem Bug, der sich etwas über einen Meter gehoben hatte, 5 Meter in der Mitte des Schiffes, also genau soviel wie der Tiefgang des Schiffes betrug, und 3¾ Faden unter dem Achterende. Mehrere Versuche, mit voller Fahrt rückwärts zu gehen, nützten nichts, das Schiff rührte sich nicht von der Stelle; die Schraube wühlte nur den Grund so auf, daß rund um uns her Schmutzwasser entstand.

Jetzt wurde versucht, ein dickes Stahldrahtkabel am Steuerbordanker zu befestigen, diesen herabzulassen und ihn dann mit der großen Dampfwinde im Achter längs des Grundes achterwärts einzuholen. Die Arbeit ging schwer und langsam und strengte die Geräte an, das ganze Schiff bebte; als der Anker etwa 20 Faden achterwärts gelangt war, brach das Stahlkabel infolge der gewaltigen Spannung.

Nun ließen wir den Achtertank voll Wasser laufen, um das Vorderende zu heben, und dann wurde versucht, den Anker vorwärts einzuholen, während das Schiff mit voller Fahrt rückwärts ging. Umsonst! — Wir kamen nicht von der Stelle. Der Backbordanker wurde ebenfalls hinabgelassen, und alle Ankerketten wurden ausgegeben, um das Vorderende zu erleichtern, — wir lagen noch gerade so fest wie vorher. Ein Werpanker wurde quer von den Backbordbillen hinausgerudert und dann eingeholt, um das Achterende nach Backbord zu drehen, wo das Wasser am tiefsten war. Aber der Werpanker wollte nicht fassen!

Wir schickten uns jetzt an, die Zementtonnen mit Hilfe der Boote achterwärts zu bringen; aber mittlerweile hatte sich das nach Backbord überliegende Schiff etwas gerade gerichtet: das Wasser mußte gestiegen sein. Wir versuchten es noch einmal mit dem Einholen des Steuerbordankers, gingen mit Volldampf rückwärts und holten dann mit dem, was noch an Kabeln vorhanden war, auch den Werpanker ein. Ich beobachtete inzwischen den Kompaß. Die Schraube schweite rundherum, die Ankerwinden dröhnten und arbeiteten, daß das ganze Schiff bebte. Mit einemmal glaubte ich einen winzigen Ruck zu fühlen — der Kompaß schlug aus um einen Viertelgrad! Bald war es fast ein halber Grad! Dann noch mehr — und endlich drehte sich das Schiff schneller und immer schneller!

Ein ganzer Grad, zwei Grade, drei, fünf, zehn, fünfzehn Grade und dann glitt das Schiff ab, langsam ging es rückwärts und war wieder flott!

Großer Jubel herrschte. Es kostete Mühe, den Backbordanker, der mit all seinen Ketten noch auf dem Grunde lag, einzuholen; aber schließlich hatten wir auch diese Schwierigkeit überwunden.

Nur in einem hatten wir Pech: als das Schiff beim Rückwärtsgehen achterwärts von der seichten Stelle abglitt, geriet das Drahtseil des Werpankers in die Schraube, wurde abgeknickt, und der Anker ging verloren. Als das Schiff nach der Rückkehr ins Dock kam, stellte sich heraus, daß das Seil die Achse mehrfach umwickelt hatte, und daß wir so heftig gegen den Werpanker gestoßen waren, daß eine der Bodenplatten eine große Beule erhalten hatte.

Wir steuerten jetzt südlich um die Teufelsinsel herum und nordwärts an ihrer Westseite entlang, trafen dann aber auf unserer Ostseite auf Eis und mußten seinem Rande folgen, wobei es zuerst 8 Seemeilen nach Nordwesten und dann 12 Seemeilen in nordöstlicher Richtung ging. Später konnten wir östlicheren Kurs halten; aber im Süden und im Norden hatten wir Eis.

Gegen 7 Uhr abends sah ich von der Tonne aus Land vor uns. Es war die Dickson-Insel. Rings umgab uns Eis; im Süden schien es ganz dicht geschlossen, im Norden ebenso; aber unter dem Lande gewahrte ich offenes Wasser und ich fand auch einen Durchgang, so daß wir nach einigen Scherereien gegen 8 Uhr abends dorthin gelangten.

Hier, bei der Dickson-Insel, war breites offenes Wasser. Südwärts reichte das Eis bis ans Land, und ich konnte nicht mit Gewißheit sagen, daß dort eine Rinne sei; aber einige lockere Stellen waren deutlich zu unterscheiden, und wahrscheinlich war dort offenes Wasser genug, um weitergelangen zu können.

Da wir dem Dickson-Hafen so nahe waren, erschien es uns als das Richtigste, ihn anzulaufen und nachzusehen, ob irgendwelche Nachricht von der Expedition Brusilows zu finden sei, die mit der „Sviataja Anna" (der heiligen Anna) im vorigen Jahr ausgezogen war, um die Nordostdurchfahrt auszuführen und unterwegs Robbenfang zu treiben.

Am 15. September 1912 hatten die beiden Schiffe „Wasian" und „Nimrod", die den drahtlosen Stationen auf Waigatsch, an

der Jugorschen Straße und bei Mora Sale Baumaterialien bringen sollten, die Expedition in der Jugorschen Straße getroffen. Tags darauf setzte die „Sviataja Anna" ihre Fahrt ins Karische Meer hinein fort, und seitdem hat man nichts wieder von ihr gehört.

Auch hätten wir gern erfahren, ob Rusanow dort gewesen war, der im vorigen Jahr mit der Motorjacht „Herkules" nördlich um Nowaja Semlja herumgehen wollte; er hatte sich eine meiner Ansicht nach unglückliche Theorie zurechtgelegt, wonach es auf diesem Wege viel leichter sei, die Jenisseimündung zu erreichen, als weiter südlich, weil dort der „Golfstrom" gehe, der das Wasser offen halte.

Auf dem Wege nach dem Dickson-Hafen erhob sich dichter Nebel. Wir mußten daher vorsichtig fahren und unablässig loten und kamen so glücklich zwischen zwei Inseln hindurch, die im Südwesten des Hafens liegen. Um Mitternacht ankerten wir am Südende des Sundes zwischen der Dickson-Insel und dem Festland in 7½ Faden Wasser. Jetzt hatte der Nebel sich verzogen, und es wurde eine schöne klare Nacht mit Sonnenröte über den Inseln und dem Lande im Norden.

24. August. Um 1 Uhr früh begaben sich mehrere von uns in die Bucht am Dickson-Hafen, wo, ich glaube im Jahre 1901, ein Schuppen mit einem Kohlendepot für die Expedition des Barons Toll erbaut worden war. Diese Kohlen sind nie abgeholt worden und liegen heute noch dort nebst einer Menge Streichholzschachteln. Brusilow, der wenig Kohlen mit sich führte, hatte, wie man sagte, diese Bucht anlaufen wollen, um Kohlen einzunehmen.

Als wir auf den Schuppen zugingen, schlich ein weißer Fuchs aus der offenstehenden Tür heraus.

Von der Anwesenheit einer Expedition war keine Spur zu gewahren. Eine Blechbüchse mit Briefen von Lied, die er und seine Begleiter niedergelegt hatten, als sie im August 1912 hier waren, lag vor der Tür; zweifellos hatte der Fuchs sie dorthin verschleppt. Die Tür hatten Lied und seine Leute im vorigen Jahr zugenagelt; sie hatten sie offen vorgefunden. Möglich, daß der Wind sie wieder aufgerissen hatte, es können aber auch Jäger aus Süden hier gewesen sein, was wohl aber unwahrscheinlich ist?

Da die „Sviataja Anna" wenig Kohlen mit sich führte, kann die Expedition schwerlich weitergegangen sein, ohne diese Bucht anzulaufen. Offenbar ist sie nicht bis hierhin gelangt. Sie kann aber auch jetzt nicht mehr im Eis des Karischen Meeres liegen;

Digitized by Google

Auf Deck des Leichters.

Landung des „Samojeden-Königs".

Digitized by Google

Großreinmachen bei den Samojeden.

Frauen und Kinder der Jenissei-Samojeden.

Digitized by Google

wir haben nichts von ihr gesehen, und ebensowenig die beiden Schiffe, die, wie wir später hörten, ebenfalls im August durch jenes Meer gekommen sind. Die Eingeborenen an der Jamalküste wußten nichts von einer Expedition oder von Fremden zu berichten.

Alles das sieht, offengestanden, sehr unheimlich aus. Das Schiff wird im September 1912 irgendwo im Eis des Karischen Meeres steckengeblieben sein. Soviel ich weiß, ist es das ausrangierte englische Kriegsschiff „Newport", das seinerzeit von Sir Allen Young gekauft wurde und den Namen „Pandora II" erhielt. Später gehörte es Herrn Popham und machte unter dem Namen „Blencathra" in den neunziger Jahren mehrere Reisen nach dem Jenissei. Bei diesem Alter des Schiffes ist ihm keine große Widerstandskraft mehr zuzutrauen und es dürfte die Eispressungen wohl nicht lange ausgehalten haben, sondern untergegangen sein.

Wenn die Besatzung sich und ihre Lebensmittel auf das Eis retten konnte, so hätte sie bei der geringen Entfernung die Küste des Karischen Meeres irgendwo erreichen und sich im Winter 1912 oder spätestens im Frühling oder Sommer 1913 zu Menschen durchschlagen müssen. Da wir aber gar nichts von ihr gehört haben, ist wohl ein Unglück zu befürchten.

Möglich wäre es ja, daß die Expedition offenes Wasser vorgefunden hat und weitergefahren ist, ohne der Kohlen wegen den vielleicht vom Eis geschlossenen Dickson-Hafen anzulaufen. Aber sehr wahrscheinlich ist das nicht; sie müßte dann irgendwo überwintert haben, bevor sie Kap Tscheljuskin erreichte, sonst hätte sie den beiden Eisbrechern „Taimyr" und „Waigatsch" begegnen müssen, die unter der Führung von Wilkitskij in diesem Jahr von der Beringstraße längs der Küste westwärts gegangen sind. Noch eine Möglichkeit gibt es: die „Sviataja Anna" ist mit dem Eis nordwärts ins Eismeer hineingetrieben und die Besatzung hat ihr Leben fristen können.

Ob Rusanow versucht hat, den Dickson-Hafen zu erreichen, ist unsicher; aber östlich vom Karischen Meer kann er keinesfalls gelangt sein, da man nirgends etwas von ihm gehört hat. Eher müßte er an der Küste von Nowaja Semlja zu suchen sein, aber nicht auf der Westküste, denn Sedows Expedition scheint dort von Rusanow keine Spur gefunden zu haben. Er hätte dann wohl an

Digitized by Google

der Oſtküſte überwintert, aber es wäre ſehr merkwürdig, wenn wir dann von ihm oder ſeinen Leuten gar nichts gehört hätten.

Daher fürchte ich, daß auch das Schickſal dieſer Expedition ſehr bedenklich iſt. Natürlich kann das Schiff im Eiſe eingefroren und mit dieſem nordwärts ins Meer getrieben ſein; was dann aus der Expedition wurde, iſt ſchwer zu ſagen. In Rußland erzählte man ſich, Ruſanow ſei möglicherweiſe durch die Matotſchkin-Straße gegangen und habe verſucht, entlang der Oſtſeite Nowaja Semljas die Einſamkeit-Inſel zu erreichen; aber die Eisverhältniſſe des Jahres 1912 dürften einer Fahrt in jener Richtung nicht günſtig geweſen ſein. Und wenn Ruſanow jene Inſel erreicht hat, iſt es wohl zweifelhaft, ob er auf der kleinen Inſel einen Hafen für das Schiff hat finden können. —

Bei einem Jagdausflug auf der Dickſon-Inſel ſtießen wir auf eine Renntierherde von vierzehn Tieren. Aber auf der flachen Ebene, auf der ſie ſich aufhielt, war es unmöglich, ſie zu beſchleichen, und wir mußten warten, bis ſich die Tiere in Bewegung ſetzten. Inzwiſchen aber kam der Nebel dicht wie eine Wand und verhüllte alles. Ich verſuchte trotzdem, ſie zu beſchleichen, und es gelang mir auch, durch den wallenden Nebel hindurch einen Schimmer von einigen großen Tieren zu erblicken; aber ebenſo ſchnell hatten auch ſie mich geſehen, und fort waren ſie, ehe ich zum Schuſſe kam. Da ſtand ich! Die anderen Jäger verſuchten vielleicht ebenfalls, die Tiere von ihrer Seite aus zu beſchleichen; ich mußte ſie anrufen, damit ſie in dem Nebel nicht aus Verſehen mich ſtatt eines Renntiers erlegten. Im Nebel kann ja ſo viel geſchehen! So geriet einmal ein gewaltiger norwegiſcher Nimrod daheim im Gebirge bei Nebel in eine Schafherde hinein und erlegte fünfzehn Schafe in dem Glauben, es ſeien Renntiere, und einer hat bei ähnlicher Gelegenheit eine Kuh ſtatt einer Ente geſchoſſen.

Um 9 Uhr morgens trafen wir wieder an Bord ein. Es herrſchte noch immer Nebel und dieſiges Wetter, das uns nicht zur Weiterfahrt nach Süden verlockte. Dazu kam noch eine ſtarke Strömung, die durch den Sund nach Norden ging; ſie mußte vermutlich Eis aus Süden mitbringen und ſorgte wohl bald für eisfreies Fahrwaſſer bis in die Mündung des Jeniſſei. Wir blieben daher den Tag hindurch ſtilliegen.

Abends machten wir wieder einen Ausflug an Land, um uns

Digitized by Google

nochmals nach Renntieren umzusehen; aber dann und wann wälzte sich der Nebel über die Ebenen hin, und bald kam auch die Nacht. An Vögeln gab es auf der Dickson-Insel einige Scharen von Wildgänsen und auch von Eisenten.

Die Insel gleicht ungefähr der flachen, gewellten Tundra. Sie besteht hauptsächlich aus Ton, Schutt und sandigem Lehm mit einer dünnen Decke aus Gras und Moos, die dem Renntier ziemlich gute, jetzt allerdings nicht gerade sehr fette Weide bietet.

Hier und dort ragen Felshöcker aus der Ebene empor. Hauptsächlich schien es kristallinischer Schiefer zu sein, aber man kann auf den Schuttabhängen auch Tonschiefer finden. Die Felshöcker sind durch den Frost zersprengt, und große Blöcke liegen überall zerstreut.

Diese Inseln und ein großer Teil des Festlandes, das ebenfalls einen Untergrund aus anstehendem Gestein hat, sind meiner Ansicht nach eine typische Strandebene. Darunter versteht man das niedrige, ebene Land mit niedrigen Inseln an der Küste; es hat sich dadurch gebildet, daß das Gebirge im Lauf der Zeit durch Regen, Schnee und Eis, Frost, Sonnenhitze und fließendes Wasser verwittert, in Stücke zersprengt und bis auf das Meeresniveau abgetragen und weggescheuert worden ist. Seegang und Brandung haben dann Inseln und Land zu einer Fläche abgeschliffen, die die Geologen eine Abrasionsebene nennen.

Solch eine Strandebene läßt sich gut beobachten, wenn wir an der langen Küste Norwegens vorbeifahren und dabei die Schären auf der Außenseite behalten: überall niedrige Klippen und Inseln, die nur wenig aus der See hervorragen und sich oft weit ins Meer hineinziehen, während draußen vor ihnen eine unendliche Menge Untiefen, Wasserlinienfelsen und Unterwasserklippen liegt. —

Es war eine windstille, schöne Nacht, als wir wieder an Bord ruderten. Blankes Wasser zwischen den Schären und Holmen, die aus dem über der See liegenden Dunste auftauchen; hoch wölbt sich drüber der Himmel, blau und klar, und Sonnenröte schwimmt über den Nebeln im Norden — so lind und so friedlich, wie eine solche Nacht im Nordmeer nur sein kann.

25. August. Heute ist klarer Himmel; gegen 9 Uhr lichteten wir die Anker, um südwärts zu gehen. Als wir an einer der kleinen Inseln auf der Südseite des Dickson-Hafens vorbeifuhren, sahen wir auf der Höhe zwei Renntiere stehen, die uns anstarrten. Es wäre

Digitized by Google

leicht gewesen, sie auf dieser kleinen Insel zu erbeuten; aber jetzt hatten wir dazu keine Zeit, wir mußten südwärts.

Das Wasser war ganz offen. Der Kapitän hatte recht daran getan, gestern den Tag über zu warten. Nach Süden hin war jetzt kein Eis mehr zu sehen und im Westen auch nur in weiter Ferne.

Von dem aus dem Festland vorspringenden Felsenvorgebirge Jefremow-Kamen an südwärts trieb auf unsern beiden Seiten ein wenig Eis nach Westen und nach dem Lande hin; aber in der Mitte war eine offene Rinne, deren Breite wohl eine Seemeile betrug. Etwa 10 Seemeilen weiter südlich hörte auch jenes Eis auf, und nun hatten wir die offene See vor uns.

Wir folgten dem Lande, das sich von der Dickson-Insel nach Süden hinzieht und das Ostufer der Jenisseimündung bildet. Die Tiefe ist ziemlich gleichmäßig, zwischen 9 und 11 Faden. Das Land ist überall ganz flach, nur hin und wieder zeigt sich am Ufer etwas anstehendes Gestein. An der See fällt es steil ab. Es scheint hier ungefähr dieselbe Höhe zu haben wie im Norden bei der Dickson-Insel, und es dürfte ebenfalls eine typische Strandebene sein. Die Felshöcker am Ufer können teilweise Inseln und Klippen gewesen sein, deren Zwischenräume später durch Flußgeröll, Sand und Ton ausgefüllt wurden. Dann ist der Meeresspiegel gesunken, und das Ganze ist ein ungeheures Flachland geworden, wie wir es jetzt vor uns sehen.

Die Krestowskij-Inseln und die andern draußen liegenden Inseln sind ebenfalls ganz flach, ohne jede Bodenerhebung.

Am Ufer sahen wir Rauch aufsteigen aus Hütten mit platten Dächern, die halbfertigen Häusern ohne Dachstuhl glichen und weiter südwärts immer zahlreicher wurden. Hier hausen im Sommer Fischer, teils Russen, teils Samojeden und Juraken. Weiter drinnen auf der Tundra bemerkten wir viele Fuchsfallen; sie sind selbstverständlich von Leuten aufgestellt, die sich im Winter hier aufhalten, um Fuchsfang zu treiben; dieser kann sich heutzutage schon lohnen, da das Fell des weißen Fuchses hoch im Preis steht.

Auch Boote lagen auf dem Ufer und einige wenige im Wasser weiter im Süden zwischen den Inseln.

Es war ein seltsames Gefühl, wieder in bewohnten Gegenden

Digitized by Google

zu sein, und wir konnten es uns nicht versagen, die Flagge zu hissen.

Das Land auf der Westseite des Flusses war, soweit wir es über dem Wasser sehen konnten, weit entfernt; es mochte wohl ungefähr 20 Seemeilen von uns liegen. Welch gewaltige Wassermasse strömt hier in das Eismeer hinein! Man fühlt, daß man sich an der Mündung einer der großen Wasseradern der Erde befindet.

Und welch lange Reise hat das hier ins Meer strömende Wasser gemacht! Aus den Gebirgen der Mongolei, weit drunten im Süden kommt es. Der Jenissei mit seinen Nebenflüssen Angara und Selenga ist der fünftlängste Fluß der Welt, er mißt ungefähr 5200 Kilometer.

Mit seinen großen Nebenflüssen Angara, der mittleren und unteren Tunguska usw. hat der Jenissei ein Niederschlaggebiet, das 2550000 Quadratkilometer umfaßt, also an Größe das siebente Niederschlaggebiet der Ströme der Welt ist. Sein Nebenfluß, die Angara, entströmt dem tiefsten See der Erde, dem Baikalsee.

Die Quellflüsse des Jenissei, Bei-kem, Chua-kem usw., entspringen in den Bergen der nordwestlichen Mongolei in mehr als 1600 Meter Höhe in der Nähe der Selengaquellen, dicht beim See Kossogol, der einen Nebenfluß zur Selenga sendet; diese ergießt sich in den Baikalsee und vereinigt sich nachher durch die Angara mit dem Jenissei.

Der Jenissei fließt in einer Höhe von über 1000 Metern durch die Hochebene der Mongolei bis an die Grenze Sibiriens. Hier durchbricht er das Sajangebirge und fällt bei Minussinsk (350 Meter über dem Meer) in die Steppe hinunter, bis er an Krasnojarsk (170 Meter Seehöhe) vorüber in die unermeßliche sibirische Tiefebene eintritt, durch die er nordwärts dem Eismeer zuströmt. Bei Jenisseisk ist der Fluß 71 Meter über dem Meer.

Seine größten Nebenflüsse kommen von Osten: der Chan, die Angara, die untere Tunguska, die Podkamennaja Tunguska, alles mächtige Flüsse mit großen Niederschlaggebieten im sibirischen Flachland. Der Jenissei hat in seinem ganzen Unterlauf eine bedeutende Breite; im Norden der Stadt Jenisseisk ist er selten unter zwei Kilometern breit, oft aber viel breiter. Hier an der Mündung beträgt seine Breite gegen 50 Kilometer!

Jeder, der den Jenissei hinauffährt, muß staunen über den merk-

Digitized by Google

würdigen Unterſchied zwiſchen dem Oſt- und Weſtufer des Fluſſes. Während das flache Land auf der Oſtſeite verhältnismäßig hoch iſt, ſteil nach dem Fluß abfällt, einen abſchüſſigen Strand beſitzt und ziemlich tiefes Waſſer unmittelbar am Ufer hat, iſt das Land auf der Weſtſeite auffallend niedrig. Die ſteile Flußböſchung iſt nicht hoch, und der nackte Sandſtrand dacht ſich ganz langſam von der Uferböſchung nach dem Waſſer hin ab und bildet darunter noch eine ſo allmählich abfallende Untiefe, daß es in der Regel nicht leicht iſt, ſich dem Ufer mit einem Schiff oder einem Boot zu nähern.

Die tiefſte Rinne des Fluſſes liegt in der Regel auf der Oſtſeite, meiſt ihr ganz nahe. Wo dies nicht der Fall iſt, ſind es gewöhnlich Stellen, an denen der Fluß einen ſcharfen Bogen macht. Da, wo er ſich plötzlich nach rechts wendet, geht das fließende Waſſer, dem Trägheitsgeſetz folgend, nach links hinüber und hat dort ſein tiefſtes Bett an der linken Seite gegraben. Aber etwas weiter abwärts findet man gewöhnlich die reißendſte Strömung mit der tiefſten Rinne wieder auf der rechten, der Oſtſeite.

Dies iſt ohne Zweifel eine Wirkung der Umdrehung der Erde; ſie bewirkt, daß alles in meridionaler Richtung fließendes Waſſer die Neigung hat, auf der nördlichen Halbkugel nach rechts zu gehen, und zwar um ſo energiſcher, je weiter es nach Norden gelangt. Dieſe Wirkung tritt beſonders an breiten Flüſſen, wie dem Jeniſſei, hervor, wo das Waſſer in der Breite des Fluſſes mit ſehr verſchiedener Geſchwindigkeit fließen kann. Das hat natürlich zur Folge, daß der Fluß ſein Bett am tiefſten auf der rechten Seite ſeines Laufes ausgräbt und auch am rechten Ufer am meiſten erodiert. Dadurch erhält das ganze Flußbett die Neigung, beſtändig nach rechts hinüberzuwandern. Wenn nun ein großer Fluß ein ebenes Land wie das nördliche Sibirien durchſtrömt, ſo ſetzt er ſeine Wanderung nach rechts ſo lange fort, bis er auf Hinderniſſe ſtößt, die das weitere Verlegen ſeines Bettes unmöglich machen. Die Folge muß ſein, daß er im Lauf der Zeiten auf ſeiner linken Seite, da, wo er früher ſein Bett gehabt hat, ein Flachland hinterläßt, das mit abgelagertem Flußſchlamm bedeckt iſt; zur Rechten wird er höheres Land haben, in das er ſich noch nicht hat eingraben können.

Demnach hätte der Jeniſſei in längſt vergangenen Zeiten ſein Bett viel weiter weſtlich gehabt als jetzt und hier eine ganz niedrige,

Digitized by Google

flache Ebene hinterlassen, während er im Osten höheres Land hätte, das er noch nicht erreicht hat und aus dem ihm die meisten seiner Nebenflüsse zuströmen. Das ist auch tatsächlich der Fall.

Die Geologen werden vielleicht einwenden, das Jenisseibett sei entschieden eine Verwerfung in der Erdrinde; das Flachland auf der Westseite seines Unterlaufes sei gesunken, während das Land auf der Ostseite ein in seinem ursprünglichen Niveau stehengebliebener „Horst" sei, wie die Geologen sagen. Das mag zum Teil sein; aber damit ist die Sache noch nicht völlig erklärt. Das Jenisseibett kann sich sehr wohl im Lauf der Zeit von Westen nach Osten verschoben haben, aber dieser Verschiebung nach Osten mag zum Teil dadurch Einhalt geboten worden sein, daß der Fluß auf jene Verwerfung in der Erdrinde stieß, wo die anstehenden Gesteinmassen höher lagen und wo das Sicheingraben nach rechts schwieriger wurde.

Vieles deutet darauf hin, daß das Flußbett wirklich eine derartige Wanderung durchgemacht hat. Nicht bloß dort, wo wir anstehendes Gestein haben, das von der Verwerfung stehengeblieben ist, finden wir das rechte (östliche) Ufer bedeutend höher als das linke (westliche); auch da, wo die Ufer auf beiden Seiten des Flusses aus losen Schichten bestehen und wo keine Verwerfung bestand, ist sein östliches Ufer viel höher als sein westliches; dies ist auf großen Strecken des Unterlaufs der Fall. Mir scheint eine Bewegung des Flußbettes nach rechts die einzige mögliche Erklärung zu sein. —

Während der Nacht wurde es hier merklich dunkler. Wir haben jetzt bald den 72. Grad nördlicher Breite erreicht und sind eine tüchtige Strecke südwärts von der Dickson-Insel, die auf 73½° liegt.

Als ich mich um Mitternacht gerade entkleidet hatte, um in die Koje zu kriechen, schrammte das Schiff auf Grund; erst einmal, dann noch einmal! Es waren arge Stöße, aber wir glitten hinüber.

Ich begab mich auf Deck; auch andere kamen angelaufen. Die Maschine wurde gestoppt; aber das Lot zeigte 4 Faden, und wir waren flott. Es muß sich dort eine ganz kleine Unterwasserbank erhoben haben.

26. August. Eine halbe Stunde später ankerten wir in

Digitized by Google

8 Faden Waſſer, um das Tageslicht abzuwarten, denn das Fahrwaſſer war hier nicht ohne Tücken. Wir befanden uns draußen vor Sopotſchnaja-Karga, das an der Weſtſeite des Fluſſes liegt. Drinnen auf dem Land leuchteten flackernde Holzfeuer. Dort liegen einige Hütten, in denen während des Sommers ruſſiſche Fiſcher hauſen.

Wir hatten erſt ein paar Minuten vor Anker gelegen, als der Kapitän erſchien, um uns mitzuteilen, daß wir Beſuch vom Land erhalten würden; nun blieb uns nichts anderes übrig, als gleich wieder aufzuſtehen. — In der Dunkelheit kam ein Boot mit ſieben oder acht Ruſſen angerudert. Es war ein Staatsbeamter dabei, der eine Statiſtik der hieſigen Fiſchereien aufzunehmen hatte.

Zwei der Ankömmlinge waren politiſche Verbannte, ein Fabrikarbeiter aus Charkow in Südrußland und ein Jude aus Jekaterinoſſlaw (Südrußland), der eine kleine Mühle gehabt hatte. Sie waren beide nach der Revolution verbannt worden und mochten 1906 nach Sibirien gekommen ſein. Wir wurden eingeladen, ſie an Land zu beſuchen, und drei von uns fuhren mit ihnen im Boote ab.

Am Strand ſtanden drei oder vier niedrige Holzhütten, aber es war ſo finſter, daß wir ſie nur undeutlich ſehen konnten. Vor den Hütten brannten Feuer, auf denen gekocht wurde. Der Strand lag voller Tonnen, in denen Fiſche eingeſalzen wurden.

Hauptſächlich wird hier Omul (Coregonus autumnalis *Pall.*) in großen Mengen gefangen, und dann noch ein kleinerer Fiſch, der Sjeld (Coregonus merkii *Günt.*), der eingeſalzen und wie Hering verwendet wird. Beide Fiſcharten ſind Renken und gehören zur Lachsfamilie. Am wertvollſten iſt eine größere Art, die Njelma (Stenodus nelma *Pall.*), die mehr an Lachs erinnert, obgleich auch ſie ebenſo wie die andern weißes Fleiſch hat.

Der vorhin erwähnte Fabrikarbeiter hatte mit dem großen Netz fünf Weißwale (Delphinapterus beluga) gefangen. Dieſe Wale gehen in die Flüſſe hinauf, um dem Omul nachzuſtellen. Ihre Haut wird der Länge nach in breite Streifen geſchnitten; dieſe ſalzt man in Tonnen ein und verkauft ſie an Samojeden und Juraken, die ſie als Renntierzügel benutzen und ſie hoch ſchätzen, weil ſie nicht nur ſtark ſind, ſondern noch den Vorzug haben, in der Kälte nicht ſteif zu werden.

Digitized by Google

Schönheiten der Jenissei-Samojeden.

Digitized by Google

Der angeheiterte Fürst.

Voll ehrlicher Bewunderung.

Digitized by Google

Auch hier stießen wir auf den Aberglauben, daß die Wale die Fische ans Land und in die Flüsse hineinjagen; daher waren die Leute fest von der Wichtigkeit dieser Tiere überzeugt und meinten, wenn der Fischfang schlecht gehe, komme das nur daher, daß wenig Wale oder Weißwale draußen im Meere gewesen seien.

Offenbar ist in diesen Gegenden ehemals viel mehr Walfischfang getrieben worden als jetzt. In seinem Buche über das nördliche Rußland sagt Sidorow, man habe 1859 in der Jenisseimündung 25 kleine Wale, eine Menge Delphine und Weißwale gefangen; die letzteren ergaben 18 Pud (295 Kilogramm) Speck.

Wir traten in die größte Hütte; acht Männer und zwei Weiber wohnten darin, die eine Frau war die Tochter eines der Männer. Sie schliefen alle auf niedrigen Pritschen, die auf dem Fußboden standen. Auf einem Tisch mitten in der Hütte brannte ein Stearinlicht, und die Männer saßen um den Tisch herum. Eines der Weiber steckte den Kopf aus einigen Bettstücken am Boden hervor, um sich die Fremden zu besehen.

Ich hätte gern diese nächtliche Szene photographiert. Die Fischer waren auch gleich bereit, noch zwei Kerzen anzuzünden, während ich photographierte, und als wir ihnen diese Kerzen bezahlen wollten, wiesen sie das Geld mit der Erklärung zurück, daß sie dafür nichts haben wollten; es sei ihnen eine große Ehre, uns in ihrem Hause zu sehen, photographiert zu werden und so in die Zeitung zu kommen.

Der Jude führte das Wort: er sei noch kein freier Mann; zwar habe man ihn aus dem Gefängnis entlassen, aber er dürfe sich nicht aus diesem Teil Sibiriens entfernen, und sogar hier könne er sich ohne vorher eingeholte Erlaubnis nirgends hinbegeben. Weshalb er verbannt sei? Nun ja, es sei möglich, daß man in seinem Hause revolutionäre Schriften gefunden habe.

Als Loris-Melikow ihn fragte, warum das Amnestiemanifest des Zaren beim Romanowjubiläum sich nicht auch auf ihn erstreckt habe, erwiderte er, es sei fraglich, ob ein Mann von Grundsätzen sich um Gnadenbeweise der Regierung kümmere. Dies ließ darauf schließen, daß er des Anarchismus verdächtig war. Augenblicklich war er von einem Kaufmann in Krasnojarsk hier als Aufseher über die Fischerei angestellt.

Als wir die Hütte verließen, erschien der zweite politische Ver-

Digitized by Google

bannte mit der Frage, ob wir nicht auch bei ihm eintreten wollten. Seine Hütte sei ganz klein, nur für ihn allein gebaut und beherberge außer ihm nur noch eine Frau, die ihm die Wirtschaft führe. Als wir eintraten, saß diese Frau dick und breit auf einer hölzernen Bank und nickte uns grüßend zu. Sie war auffallend häßlich, hatte ihre Jugend schon hinter sich und war nichts weniger als anziehend; sie war jedenfalls samojedisches Halbblut, sprach aber tadellos russisch und stammte aus Goltschicha. Sie war so dick, daß man mindestens glauben mußte, sie sei in gesegneten Umständen, obwohl sie dazu wieder zu häßlich und zu alt war, oder sie mußte an Wassersucht leiden, denn es war wirklich unglaublich, daß dies alles nur natürliches Fett sein könne; ich habe freilich in diesem Lande noch viele unbeschreiblich dicke Frauen gesehen, Russinnen sowohl wie Eingeborene.

In dem kleinen Zimmer brannte eine Petroleumlampe. Ja, klein war es, und so niedrig, daß wir gebückt gehen mußten; aber es machte einen saubern, hübschen Eindruck und enthielt ein Gardinenbett, ein Tischlein mit Heiligenbildern darüber, einen Sparherd mit einem Samowar darauf in der Ecke hinter der Frau und noch verschiedene andere Kleinigkeiten.

Er war ein hochgewachsener, über sechs Fuß langer Mann mit kräftigem Gesicht, hellem Schnurrbart und blauen Augen, die scharf und auch sanft blicken konnten, einmal schienen sie durchaus bei der Sache und dann wieder träumerisch weit fort zu sein; sein Kinn war kräftig entwickelt, und er hatte eine starke Nase. Er mochte wohl dreißig Jahre alt sein. Der Mann schien das ganze Zimmer einzunehmen, und ich konnte meine Augen nicht von ihm abwenden, als er sich, auf einem hölzernen Stuhl sitzend, mit Loris-Melikow unterhielt und seine Gesichtszüge sich im Lampenschein scharf abzeichneten.

Er habe seine Verbannungszeit ausgedient, erzählte er, und sei vor drei Jahren frei geworden, wohne hier aber, Sommer wie Winter, noch immer ganz allein. Er müsse Geld verdienen, bevor er wieder nach Hause zurückkehren könne, und er könne dies hier gut, indem er im Sommer fische und im Winter weiße Füchse und Hermeline fange. Die Füchse erbeute er teils in Fallen, teils in Schlingen, teils mit Strychnin. Im letzten Winter habe er 26 weiße Füchse und zwei Hermeline gefangen. Blaufüchse gebe es in dieser

Digitized by Google

Gegend wenig. Diese Ausbeute war nicht so übel, wenn man bedenkt, daß das Fell des weißen Fuchses mit 30 Rubeln bezahlt wird.

Als er von Rußland und seiner Heimatstadt Charkow sprach, traten ihm die Tränen in die Augen. Seine Frau war einige Jahre nach seiner Abreise nach Sibirien gestorben, und Kinder hatte er nicht. Wenn er dereinst wieder heimkomme, sagte er, werde es ihm unmöglich sein, sich in demselben Teil der Stadt wie ehemals niederzulassen und dort wieder mit der Familie seiner Frau zusammenzutreffen. Er müsse sich in einem andern Stadtviertel ansässig machen. Zeitungen hatte er seit Jahren nicht gesehen, und der Balkankrieg war ihm etwas ganz Neues.

Nach gastfreier sibirischer Sitte setzte uns die Frau Tee in bunten Gläsern und Brot vor, und wir mußten jeder ein paar Gläser trinken.

Dann traten wir wieder ins Freie hinaus. Es war inzwischen Tag geworden, und nachdem wir uns zwei Pud frische Fische ausgesucht hatten, ruderte man uns wieder an Bord.

Der hochgewachsene Mann steuerte. Ich mußte ihn immerfort ansehen, wie er, im Achtersteven des Bootes sitzend, mit seinem Übermaß an Kraft und seinem ruhigen Auge das Ruder führte. Was machte ihm wohl das Leben lebenswert? Diese Einsamkeit? Oder sahen seine träumerischen blauen Augen irgend etwas in weiter Ferne in der Zukunft?

Dann sagten wir unseren Gastfreunden Lebewohl, lichteten die Anker und gingen in südlicher Richtung weiter. Wir mußten ununterbrochen loten; die Tiefe wechselte von 12 Faden bis zu 5½. Um 8 Uhr zeigte das Lot 5 Faden. Dann wechselte es zwischen 5 und 6½, darauf aber schrammte das Schiff auf den Grund und saß fest. Aber wir merkten so wenig davon, daß ich noch in der Koje liegend es erst erfuhr, als der Steward mit der Meldung erschien, es sei ½9 Uhr, und wir säßen wieder einmal fest.

Es war klar, daß wir aus Furcht vor der mitten im Flusse liegenden Jakowlewa Kossa (Jakowlewa-Sandbank) uns dem westlichen Lande zu sehr genähert hatten. Wir saßen vorn unter dem Bug fest. Nachdem wir mit der Maschine vorwärts und rückwärts gegangen waren und auf diese Weise das Schiff ein wenig zum Hin- und Herdrehen gebracht hatten, glitten wir um 11 Uhr wieder ab.

Mit langsamer Fahrt steuerten wir jetzt einen östlicheren Kurs,

Digitized by Google

um die tiefe Rinne zu finden; aber nach einer Viertelstunde rannten wir wieder auf. In einer Stunde waren wir von neuem flott.

Noch waren wir kaum weiter als ein Viertel der Flußbreite vom Lande im Westen entfernt, nicht viel mehr als zwei Seemeilen von ihm, aber die Rinne mußte hier nahe an der Seite liegen, wo eine Biegung nach rechts ist. Jetzt fehlte uns das Motorboot sehr, das Wostrotin so gern hatte mitnehmen wollen; es hätte uns voranfahren und loten können. Der Steuermann wurde mit dem Rettungsboot zum Sondieren ostwärts geschickt und fand bald tieferes Wasser, 10 Faden. Das mußte die Rinne sein, der „Correct" wurde dorthin gesteuert und ging südostwärts mit langsamer Fahrt und unter unablässigem Loten.

Die Tiefe stieg von 10 auf 12 und 13 Faden und blieb lange so; dann aber begann es seichter zu werden, nur 5 Faden. Also stoppen und rückwärts! Aber gleich darauf fuhr das Schiff so leise fest, daß wir es gar nicht merkten. Wir gingen mit voller Fahrt rückwärts — es half nichts. Das Lot zeigte vorn 2¼ Faden, in der Mitte des Schiffes 2½ und unter dem Achterende 3¼, und unser Schiff mußte ja schon bei 2¾ Faden den Grund berühren.

Der Steuerbordanker wurde mit dem Stahlkabel den Boden entlang achterwärts eingeholt, und zwar so lange, bis das Kabel wieder riß, als 25 Faden Ankerketten ausgelaufen waren. Dann wurde Volldampf rückwärts gegeben, während der Anker eingeholt wurde. Aber das Schiff saß in diesem weichen Tongrunde gründlich fest. Wir hatten eine Brise aus Ostsüdosten mit starker nordwärtsgehender Strömung; das war höchst unangenehm, weil dadurch der Wasserspiegel sinken mußte. Der Seegang war gering, das Schiff schwankte auch ziemlich auf der Untiefe, in der es festlag, aber los kamen wir auch dadurch nicht.

Um Mitternacht war das Wasser infolge des südöstlichen Windes und der Ebbe um etwa 30 Zentimeter gesunken. Nachts regnete es, und wir hofften auf ein Steigen des Wassers, sobald der Wind sich legte oder umsprang; aber die Strömung ging noch immer mit vier Seemeilen Geschwindigkeit nordwärts. Wir blieben die Nacht über auf der Untiefe liegen.

27. August. Der Wind ging nach Südwesten herum; beständig kommen Regenböen, vielleicht wird nun das Wasser steigen. Wir warten jetzt nur noch auf die Flut, um einen neuen Versuch

Digitized by Google

zum Loskommen zu machen. Nachmittags 2½ Uhr war das Wasser so weit gestiegen, daß ein Versuch aussichtsvoll schien; wir holten also den Anker ein, fuhren gleichzeitig mit voller Fahrt rückwärts und glitten endlich leise und unmerklich ab. Auf einer Tiefe von 5 Faden warfen wir Anker, um Mittag zu essen.

Loris-Melikow fragte bei Tisch plötzlich: „Aus welchem Grunde liegen wir eigentlich hier vor Anker?"

Ich antwortete: „Um Mittag zu essen; ist das nicht Grund genug?"

„Ja," antwortete er, „jedenfalls besser als der, auf dem wir lagen!"

„Der war weich", meinte der Kapitän.

Die beiden Steuerleute segelten mit dem Rettungsboot ostwärts, um zu loten; sie fanden auch die Fahrrinne eine gute Strecke weiter östlich. Wir folgten ihnen mit langsamer Fahrt in südöstlicher Richtung, während sie sondierend vor uns herfuhren. Es ist klar, daß wir auf einer Untiefe festgesessen haben müssen, die im Norden der Nosonowski-Insel liegt und auf der Karte nicht verzeichnet ist.

An dieser Stelle ist der Jenissei ungefähr 43 Kilometer breit, und das Land ist auf beiden Seiten niedrig, besonders im Westen. Da die Rinne, der wir folgen müssen, in der Nähe des Ostufers liegt, sieht man selbst von der Tonne aus das Westufer kaum, und wird das Wetter diesig, so verliert man auch das Ostufer aus dem Gesicht. Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, sich draußen im Fluß in einer schmalen Rinne zu halten, die obendrein nicht einmal bezeichnet ist.

Südlich von uns in diesem breiten, erweiterten Teil des Jenissei liegen dicht bei einander viele größere und kleinere Inseln. Sie sind ganz flach und niedrig, nahezu nur Sand- und Lehmbänke, und getrennt durch seichte, meist schmale Sunde. Das Ganze gleicht einem niedrigen, flachen Delta; es erstreckt sich mit umfangreichen Unterwasserbänken weit nach Norden hin. Die Inseln werden unter dem Namen Brechowskie-Inseln zusammengefaßt.

Unser Ziel war die nordöstlichste dieser Inseln, die Nosonowski Ostrow (Naseninsel), die übrigens ein Sund in zwei Inseln teilt. Dort soll irgendwo ein leidlich guter Ankerplatz sein, wo man beilegen, löschen und Last einnehmen könne; daher sollten wir dort den Dampfer mit den Leichterschiffen treffen, die gerade um diese

Digitized by Google

Zeit von Süden her kamen; der Verabredung nach hätten sie schon gestern, am 26. August, dort anlangen müssen.

Aber noch konnten wir nicht einmal von der Tonne aus Land im Süden erblicken, weder vor uns, noch im Südwesten: es wird wohl ganz flach und niedrig und daher aus weiter Ferne nicht zu sehen sein.

Doch um 6¾ Uhr nachmittags gewahrte ich endlich vor uns auf der Steuerbordseite die Insel, ganz niedriges Land, das nur eben über den Horizont guckte. Das uns vorausfahrende Boot hatte abermals immer seichter werdendes Wasser angetroffen, nur 4 und 5 Faden und noch weniger. Daher ankerten wir, während das Boot noch eine Strecke weit ostwärts fuhr, aber dort nur 2½ oder gar 2 Faden lotete und sich dann westwärts wandte, wo die Tiefe auch nur bis zu 4 Faden betrug.

Im Südosten bemerkte ich weiß gekräuselte Wellen über einer Untiefe. Der Kapitän stieg in die Tonne hinauf und sah sie ebenfalls. Ganz unverständlich! Wir lagen gerade in der Mitte zwischen dem Lande auf der Ostseite und der Insel auf der Westseite. Mit der Karte stimmte das nicht überein. Es schien fast, als seien wir in eine Rinne geraten, die sich vor uns schloß; auf welcher Seite aber lag die Fahrrinne?

Um 10 Uhr abends ließen wir drei Raketen steigen und brannten in der Tonne zwei bengalische Flammen ab, um dem Dampfer und den Leichtern ein Signal zu geben. An Bord hieß es, es sei selbst dann, wenn sie sich schon dort befänden, nicht sicher, ob sie so guten Ausguck hielten, daß sie unsere Signale sähen; vielleicht hielten sie sie gar für Sternschnuppen oder Nordlichter!

28. August. Aber um 5 Uhr morgens erblickten wir den Rauch eines Dampfers! Bald darauf auch die Masten der drei Leichterschiffe, die an der andern Seite der flachen Insel vor uns lagen. Dann sahen wir den Dampfer langsam und vorsichtig auf uns zukommen; er sondierte mit einer langen Stange. Schließlich ankerte er ein gutes Stück östlich von uns. Ein Boot wurde herabgelassen. Es lotete vor dem Schiffe her; dort mußte ebenfalls seichtes Fahrwasser sein. Dann aber näherte sich das Boot, steuerte gerade auf uns los und legte an unserer Schiffsseite an.

Zwei Männer in Uniform und ein Zivilist kamen an Bord. Der letztere war der Bevollmächtigte Liebs, Herr Gunnar

Digitized by Google

Chriſtenſen, ein außerordentlich netter junger Mann, der vorzüglich ruſſiſch ſprach. Er war von Süden her mit den Waren gekommen, die der „Correct“ mit zurücknehmen ſollte. Der eine der beiden Uniformierten war der Kapitän des Dampfers „Turuchansk“, der andere ein Zollbeamter, der mit zwei Zollſoldaten den weiten Weg von Irkutsk gekommen war, zu dem einzigen Zweck, unſere Waren zu verzollen!

Er und ſeine Leute machten die ganze Reiſe hin und her auf Koſten der Geſellſchaft, deren Direktor Herr Lied war. Im vorigen Jahr hatte, wie ſchon erwähnt, ein Zollbeamter mit ſeinen Soldaten ebenfalls auf Koſten der Geſellſchaft dieſelbe Reiſe gemacht und hier nutzlos gewartet, weil das Schiff nicht anlangte.

Der „Turuchansk“ hatte geſtern vormittag mit den Leichtern den Ankerplatz im Süden der Inſel erreicht, und wir waren am Nachmittag angelangt; das traf ſich wirklich gut, wenn man bedenkt, daß ſie 2200 Kilometer weit von Süden herkamen und wir faſt 3000 Kilometer von Weſten her; daß dieſes glückliche Zuſammentreffen aber nur das Reſultat richtiger Berechnung war, möchte ich doch nicht zu behaupten wagen!

Tatſächlich hatte man geſtern abend an Bord des „Turuchansk“ die letzte unſerer bengaliſchen Flammen erblickt und ſie wirklich für ein Nordlicht oder etwas derartiges gehalten; als der Dampfer aber heute früh mit dem einen Leichter nach Goltſchicha weitergehen wollte und hinter der Landſpitze hervorkam, hatte die Beſatzung den Rauch des „Correct“ geſehen. Er hatte dann zurückfahren müſſen, um den Leichter zurückzulaſſen und Chriſtenſen abzuholen, der ſich an Bord eines der andern Leichter befand.

Der Kapitän des „Turuchansk“ ſagte uns, wir lägen in einer Bucht der Untiefe, die ſich vor der im Weſten liegenden Inſel hinziehe. Wir müßten nach Norden zurück und dann in die weiter öſtlich liegende Stromrinne hinein. Dann kehrte er auf den „Turuchansk“ zurück, der uns jetzt ſondierend voranging; in ſeinem Kielwaſſer kamen wir gut und ſicher vorwärts.

Inzwiſchen erhielten wir endlich unſer Frühſtück; der Zollbeamte ſpeiſte mit uns. Er ſah ſchwächlich und ſanftmütig aus und war offenbar ſehr krank geweſen. Er ſchien ein liebenswürdiger, netter Menſch und ein rührender Tierfreund zu ſein. Beim Frühſtück erzählte er uns von ſeinem zahmen Hirſch und andern Tieren, die

Digitized by Google

er daheim in Irkutsk hatte. Es war dies zweifellos seine Lebensfreude, und es ist wahrhaftig nicht die schlechteste.

Wir fuhren dann um die Spitze der südlichen Nosonowski-Insel und näherten uns den Leichtern, die im Süden am Strande des sogenannten Nosonowski-Pesok (des Nosonowski-Sandes) ankerten, wo auch einige Häuser und Zelte am Lande zu sehen waren. Hier wurden wir zum Salut großartig mit Gewehrschüssen von den Leichtern empfangen und mußten die Begrüßung so gut es ging mit unsern Flinten und Revolvern erwidern.

Der Meeresboden fällt hier so allmählich ab, daß wir einige Kilometer vom Lande entfernt Anker werfen mußten; selbst dort hatten wir nicht ganz einen Meter Wasser unter dem Kiel, so daß der „Correct" auf Grund lag, als das Wasser später sank. Es war das fünfte Mal auf dieser Fahrt und blieb keineswegs das letzte, denn auf der Heimreise saß das Schiff draußen in der Jenisseimündung noch zweimal fest.

Das Land war ganz niedrig und nirgends ein Landrücken oder ein Hügel zu sehen. Östlich von uns, auf der andern Seite der breiten Wasserfläche, war das Festland am Ostufer des Jenissei erkennbar. Es war verhältnismäßig hoch mit steilen Uferböschungen, aber ganz flach. Dort erstreckte sich die endlose, nackte Tundra landeinwärts. Die Insel, auf deren Südseite wir lagen, war ganz niedrig, wie alle Brechowskie-Inseln. Während der großen Flut im Frühling oder im Vorsommer (im Juni) stehen sie zum großen Teil unter Wasser.

Sobald wir Anker geworfen hatten, schleppte der „Turuchansk" zwei Leichter heran, an jede Seite des „Correct" einen, damit das Umladen beginnen konnte.

An Bord des einen Leichters waren zwei Kamele aus der Mongolei, zwei Bären aus den sibirischen Wäldern (einen dritten Bären hatten diese beiden unterwegs totgebissen), ein Wolf (ein zweiter hatte sich in der Kette erwürgt und ein dritter war weggelaufen) und ein Rehbock. Diese Tiere sollten nach Europa verkauft werden. Außerdem hatte Christensen eine trächtige Pointerhündin auf Deck liegen, kurz es war eine ganze Menagerie.

Seltsam, hier in dem kalten, nackten und trübgrauen Lande Kamele geduldig mit orientalischem Phlegma auf dem Deck des großen eisernen Leichters aus Hamburg stehen zu sehen. Dies eigentümliche, ewiglächelnde Maul der Tiere, die Fetthöcker und die weiche

Digitized by Google

Novizen und Nonnen im Kloſter.

Schuppe einer 18 Jahre alten Njelma.

Digitized by Google

Koch Alexei mit einer Njelma.

Mukfune.

Alexei mit einem Stör.

Digitized by Google

Wolle mit der warmen gelbbraunen Farbe — es war, als fühle man auf einmal die Hitze der Wüſtenſonne im dürren Sande der Gobi!

Das Deck des andern Leichters war mit großen Balken aus ſibiriſchem Zedernholz, Tannen- und Kiefernholz bepackt. Im Laſtraum lagen Ballen mit Flachs, Hanf, Häuten, Wolle und Fellhaaren, große Mengen Renntier- und Elengeweihe und gegen 30 Tonnen Graphit nebſt anderem Frachtgut. Man ſpürte den Hauch eines gewaltigen Landes, das alles in ſich einſchließt, von der Tundra und den Wäldern im Norden bis zu den Wüſten der Mongolei weit drunten im Süden.

Von dem übrigen Inhalt dieſes Leichters ſeien noch ein Polizeibeamter und ein wohlbeleibter Gendarm erwähnt, beide in Uniform: ſie waren wohl gekommen, um uns in Ordnung zu halten, beſonders aber wohl, um aufzupaſſen, daß kein Verbannter mit dem „Correct" nach Europa entfliehe. Hauptſächlich handelte es ſich hierbei natürlich um politiſche Verbannte — das Durchbrennen eines oder zweier Verbrecher hat weniger auf ſich. —

So lagen wir denn an unſerm Beſtimmungsort im Jeniſſei vor Anker, und unſere Seereiſe mit dem „Correct" war vorläufig zu Ende. Jetzt hieß es löſchen und Laſt einnehmen, und das iſt nirgends auf der Welt eine ſonderlich intereſſante Arbeit.

Drei von uns ſollten den Jeniſſei hinauf weiterreiſen. Es waren Woſtrotin, Loris-Melikow und ich; wir waren auch ziemlich ungeduldig, bald fortzukommen. Jene beiden wollten nach Jeniſſeisk und Kraſnojarsk und von dort nach Rußland zurück. Aber am meiſten Eile hatte wohl ich, da ich ja vor dem 25. September in Kraſnojarsk ſein mußte, wenn ich darauf rechnen wollte, Ingenieur Wourtzel noch zu erreichen, um mit ihm nach Oſtſibirien und dem Amurgebiet weiterzureiſen.

Unſer Plan war, die Reiſe flußaufwärts mit dem Schleppdampfer zu machen, der die Leichter hinaufbugſieren mußte, ſobald die Umladung beendet war. Aber zu dieſer großen Arbeit, der Überführung der Laſt des „Correct" auf die Leichter und ihrer Laſt in den Raum des „Correct" waren zuerſt nur acht Mann aufzutreiben, und an Bord der Leichter gab es nur Winden mit Handbetrieb.

Wir hatten darauf gerechnet, daß dies höchſtens eine Woche

Digitized by Google

in Anſpruch nehmen werde; aber bei ſo wenig Händen mußte das wochenlang dauern! Die Fahrt mit dem Schleppdampfer den Jeniſſei hinauf bis Jeniſſeisk koſtete mit ſo vielen ſchweren Leichtern im Schlepptau gegen die ſtarke Strömung wenigſtens noch drei Wochen. Vor dem 25. September Kraſnojarsk zu erreichen, war damit unmöglich, und ich mußte den Gedanken, mit Wourtzel zuſammenzutreffen, aufgeben.

Die Entfernung war auch nicht gering: bis Jeniſſeisk hatten wir noch 1878 Kilometer auf dem Fluſſe zurückzulegen, und von Jeniſſeisk nach Kraſnojarsk ſollten es über Land auch noch 350 Kilometer, auf dem Fluſſe 417 Kilometer ſein, im ganzen eine Entfernung alſo wie in gerader Linie vom Nordkap nach Berlin!

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Samojeden.

Zu dem, was mir als das Verlockendste bei dieser Reise vorgeschwebt hatte, gehörte die erwünschte Gelegenheit, einige der vielen Naturvölker Sibiriens in der Nähe zu sehen. Naturvölker haben, je ursprünglicher sie sind, stets eine starke Anziehungskraft, und in diesem merkwürdigen Lande gibt es eine Mannigfaltigkeit solcher Völker, die noch verhältnismäßig wenig bekannt sind.

Am Jenissei aufwärts finden sich, ehe man nach Jenisseisk kommt, schon Volksstämme genug: zuerst die sogenannten Jenissei-Samojeden; dann die Juraken, ein anderer Samojedenstamm; darauf, zwischen Jenissei und Ob, Ostjak-Samojeden; ferner, westwärts in der Richtung des Ob, die Ostjaken, die ein finnischer Stamm sind; dann wieder, auf der Ostseite des Jenissei, die Dolganen; darauf das rätselhafte Volk der Jenissei-Ostjaken, das ganz anders als alle übrigen und wahrscheinlich der letzte Rest eines großen, mächtigen Volkes ist, das einstmals große Strecken Sibiriens bewohnt hat; schließlich die weitverbreiteten Tungusen. Außer den Russen wird es hier und dort auch noch einige Jakuten geben.

Auf dieser Strecke allein war für einen Sprachforscher und Anthropologen mehr als genug zu finden. Seitdem der hervorragende finnische Sprachforscher Alexander Castrén in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und der große Sibirienforscher Middendorff ungefähr um dieselbe Zeit diese Gegenden bereist haben, sind diese Völker und ihre Sprachen nur noch wenig erforscht worden.

Obgleich die Samojeden an Volkszahl gerade nicht bedeutend sind, haben sie doch eine einzig dastehende große Verbreitung über die sibirisch-europäische Tundra und in den nördlichen Waldgebieten von der Chatangabucht auf der Ostseite der Halbinsel Taimyr im Osten bis an die Küste des Weißen Meeres im Westen, was eine

Digitized by Google

etwa 3000 Kilometer lange Strecke ausmacht. Auch im Süden müssen sie früher große Verbreitung gehabt haben, denn noch gibt es an den Nebenflüssen des Jenissei, dem Kan und der Mana, auf der Nordseite des Sajangebirges, einen einsamen kleinen Samojedenstamm, die sogenannten Kamassinzen oder Kamassinen; sie sprechen samojedisch.

Woher diese weitverbreiteten Samojeden ursprünglich gekommen sind, wissen wir, wenn wir ehrlich sein wollen, nicht. Manche Hypothesen darüber dürften ebenso zuverlässig sein wie die des gelehrten Mönches, der Castrén ein Manuskript einhändigte, worin er klar und deutlich nachwies, die Samojeden stammten von den Israeliten ab, weil sie die zehn Gebote kennten. Gewöhnlich nimmt man an, daß sie ein Volk bildeten und, in mehrere Stämme geteilt, ursprünglich im Altai oder im Sajangebirge wohnten. Chinesische Geschichtschreiber erwähnen im 7. Jahrhundert ein Volk namens Dubo, das im Altai auf den Hochebenen zum Teil östlich vom See Kossogol saß. Die Dubo trieben weder Viehzucht noch Ackerbau, sondern waren Fischer und Jäger. Auch zwei andere, ihnen verwandte Stämme werden genannt. An den Füßen trugen sie Holzpferde (d. h. Ski) und unter den Armen hatten sie Stützen (Schneeschuhstöcke), bei jedem Schwung kamen sie wohl hundert Schritte vorwärts. In der Nacht beschäftigten sie sich mit Spitzbübereien und Raub.

Dr. Wilhelm Radloff hat gewiß mit Recht behauptet, daß jene Dubovölker nichts anderes sind als die später, im 17. Jahrhundert, in der Geschichte Sibiriens häufig erwähnten Tubiner, die, wie die beiden ihnen verwandten Völker der Matoren und Kamassinzen, sehr kriegerisch waren und der russischen Herrschaft lange Widerstand leisteten, bevor sie sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts endlich unterwarfen und Jasak (Tribut) zahlten. Jene drei Stämme müssen Waldsamojeden gewesen sein, die hauptsächlich von der Jagd lebten; daher waren sie auch außergewöhnlich geschickte Bogenschützen. Jetzt sind sie, mit Ausnahme einiger weniger Kamassinzen, gänzlich verschwunden und zu Türken oder Tataren geworden.

Wann die Samojeden aus ihrer ursprünglichen Heimat nach Norden auswanderten, wissen wir nicht. Man hat jedoch angenommen, daß diese Auswanderung mit der unaufhörlichen Beunruhigung zusammenhing, die eintrat, als sich die Hiong-nu und

Digitized by Google

andere türkische Stämme zu Herren des Altailandes machten. Ja, ein Mann wie Middendorff meint sogar, daß sie in wilder Flucht aus dem Altai nordwärts gejagt worden seien und weder in der Barabasteppe noch in den Urwäldern zwischen Ob und Jenissei hätten bleiben können; erst als sie den breiten Waldgürtel hinter sich hatten, seien sie wieder auf Steppen gestoßen, wo sie eine Heimat hätten finden können; so hätten sie sich denn zwischen finnischen Stämmen, hauptsächlich Ostjaken, im Westen und den in den Gebirgsgegenden im Südosten wohnenden Tungusen auf der Tundra niedergelassen.

Annahmen wie diese erscheinen mir ganz unmöglich. Die eigentümliche Kultur, die ein Nomadenleben auf der Tundra bedingt, entsteht nicht an einem Tag, nicht in einem Jahr, auch nicht in Jahrzehnten oder in einem Jahrhundert, sie kann nur die Frucht langsamer Entwicklung sein, einer Entwicklung durch Generationen während vieler Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende. Ein Volk auf der Flucht aus dem Altai nach Norden, das die Tundra ohne jegliche Vorbereitung erreicht, ist dem Hungertod geweiht, wenn es nicht ein anderes Volk mit einer der Tundra angepaßten Kultur trifft, das es unterdrücken und dessen Kultur es sich aneignen kann. Um nur eins zu erwähnen: um auf der Tundra als Nomaden zu leben, müssen sie gelernt haben, Renntiere zu zähmen und sie als Haustiere zu benutzen. Das bringt kein Volk ohne weiteres fertig; hinter einer so eigenartigen Nomadenkultur liegt eine Entwicklung durch lange Zeitalter.

Dazu kommt, daß es von den alten Samojedenstämmen im Altai heißt, sie hätten keine Viehzucht betrieben, sondern seien Jäger und Fischer gewesen; die ganze Nomadenkultur mit Haustieren war ihnen also fremd. Überdies kennen wir noch heute Samojedenvölker, die ebensolche Jäger und Fischer sind und keine Renntiere halten; das sind viele der Ostjak-Samojeden, die in den Wäldern zwischen Ob und Jenissei leben und sich der Hunde zum Ziehen bedienen.

Solche und manche ähnliche Ansichten über plötzliche, lange Wanderungen ganzer Volksstämme rühren vielleicht von der allgemeinen Vorstellung von der Zeit der Völkerwanderung in Europa her, wo man sich gewöhnlich ganze Volksstämme von Osten nach Westen und von Süden nach Norden versetzt denkt, etwa wie man die Figuren eines Schachbrettes vorwärts schiebt. Dies läßt sich

Digitized by Google

hören, wenn es sich um Kriegerscharen handelt, die raubend und plündernd durch bevölkerte Gegenden ziehen. Wenn es sich aber darum handelt, von Süden nach Norden in die öde Tundra einzudringen, wo das einwandernde Volk sich erst eine neue Kultur schaffen muß, um dort existieren zu können, dann werden derartige Wanderungen zur Unmöglichkeit, selbst wenn ein Jägervolk die nötigen Vorbedingungen besäße, um sich an großen Flüssen, wie Ob und Jenissei, durch Fischfang und Jagd erhalten zu können.

Ebenso ist man sehr geneigt gewesen, den Ursprung der meisten Völker in Zentralasien zu suchen und sie von dort fächerförmig nach allen Seiten auswandern zu lassen. Weshalb gerade Mittelasien die Wiege so vieler Volksstämme sein soll, ist mir nicht recht klar. Wo die Wiege der Menschheit stand, wissen wir noch nicht. Wir wissen nur, daß die Zeit, da die Menschheit auf Erden entstand, sich über die Erde ausbreitete und sich in verschiedene Stämme zu sondern begann, so viele hunderttausend Jahre zurückliegt, daß sie bei Fragen wie diesen über Ursprung und Verbreitung jetztlebender Völker gar keine Rolle spielt.

Noch etwas vergißt man nur zu leicht: die gewöhnliche Einteilung der Völker in finnisch-ugrische Stämme, in Samojeden, Türken und Tataren, Mongolen, Tunguſen, Mandschu usw. beruht allein auf den Sprachen und hat mit dem wirklichen gegenseitigen Verwandtschaftsverhältnis und dem Ursprung dieser Völker vielleicht wenig zu tun. Ein Volk kann dadurch, daß es zu einem andern in ein Abhängigkeitsverhältnis gerät oder in enge Berührung mit ihm tritt, leicht dazu kommen, auch die Sprache und die Kultur dieses Volkes anzunehmen, obwohl es ursprünglich nicht im geringsten mit ihm verwandt ist.

Dafür haben wir vielfache Beispiele. Ein uns Norwegern naheliegendes Beispiel sind unsere Gebirgsfinnen. Sie sprechen eine den finnischen Sprachen, dem Kwänischen und Karelischen, nahe verwandte Sprache, obgleich sie zweifellos nicht mit jenen Völkern verwandt sind. Ein anderes Beispiel sind die Bulgaren, ursprünglich ein finnisches Volk, das noch im 10. Jahrhundert finnisch sprach, aber während seiner Wanderung durch Rußland allmählich die slawische Sprache annahm und sich dann als Slawen an der Donaumündung angesiedelt hat.

Wenn wir im Altai kleine Stämme oder Reste ehemaliger

Digitized by Google

Stämme finden, die samojedisch sprechen, und wenn nicht anzunehmen ist, daß sie einst dort eingewandert sind, dann scheint das jedenfalls zu beweisen, daß die Samojedensprachen in längst entschwundenen Zeiten viel weiter nach Süden verbreitet waren als heutzutage und daß verschiedene Stämme vom Altai nördlich in die Tundra hinein, und vielleicht in besonders ausgedehntem Maße längs der großen Wasserwege des Ob und Irtysch mit ihren Nebenflüssen und des Jenissei mit seinen Nebenflüssen, einst samojedisch gesprochen haben. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß die Wanderung der samojedisch sprechenden Völker vom Altai aus nach Nordwesten und Norden gegangen sei; ebensogut kann zum Teil eine Verbreitung in entgegengesetzter Richtung von den großen Wäldern und Flüssen nach dem Altai hin stattgefunden haben, während andrerseits auch eine Ausdehnung nordwärts nach der Tundra denkbar ist.

Herr Kai Donner, der das Vorstehende gelesen hat, teilt mir mit, daß seiner Ansicht nach die Samojeden, als sie noch eine gemeinsame Sprache hatten, bedeutend weiter westlich gelebt haben müßten, als aus ihren jetzigen Wohnsitzen zu schließen ist. Die Heimat des finnisch-ugrischen Urvolkes sei auf der Westseite des Uralgebirges gewesen; da liege der Gedanke nahe, daß die Urheimat der Samojeden in den Uralgegenden zu suchen sei und daß sie von dort später nach verschiedenen Seiten hin ausgewandert seien. Erst in allerneuester Zeit seien sie ans Eismeer gekommen — dies sei unter anderem schon daraus zu schließen, daß ihre Sprache kein eigenes Wort für Meer besitze. Danach hätte ihre Urheimat also noch westlicher gelegen, als ich annehme; doch mir scheint, daß die großen Flüsse, wie der Ob, mit ihrem Fischreichtum einem solchen Volke besondere Vorbedingungen zum Lebensunterhalt und zur Weiterverbreitung geboten haben müssen.

Ob die verschiedenen samojedisch sprechenden Stämme ursprünglich demselben Volksstamm angehörten, ist eine andere, schwer zu entscheidende Frage. Manches mag darauf hindeuten, daß die heutigen Samojeden eine ziemlich ungleichartige, gemischte Rasse sind. So bezeichnet Middendorff die Tavgy- oder Avam-Samojeden als kleine, durchschnittlich nur $4^3/_5$ englische Fuß (154 Zentimeter) hohe Leute mit finnisch aussehendem Gesicht, unter denen ein 5 Fuß (164 Zentimeter) langer Mann imponierend wirke; dagegen gibt es andere Stämme, z. B. auf Jamal, die wir selbst antrafen,

Digitized by Google

und einige hier am Jenissei, die oft bedeutend größer sind und eher wie Mongolen aussehen.

Man darf jedoch nicht erwarten, daß hier ein Volk seine Rasse rein erhalten habe, denn die verschiedenen Volksstämme wohnen dicht nebeneinander und verkehren viel miteinander. Obendrein verbietet oft solchen Völkern die Sitte, sich ihre Gattin oder ihre Gattinnen aus dem eigenen Stamm zu wählen; sie müssen darauf bedacht sein, sie sich aus einem fremden, am liebsten feindlichen Stamm zu holen; ehemals waren ja die Frauen oft Kriegsbeute.

Bei all diesen Stämmen sind also von vornherein allerlei verschiedene Typen zu erwarten. So ist es auch in Wirklichkeit; es ist nur natürlich, daß z. B. die östlichsten Samojeden große Ähnlichkeit mit Dolganen, Jakuten und Tungusen zeigen können, während, wie Kai Donner mir mitteilt, nicht allein die Kamassinzen auf der Nordseite des Sajangebirges, sondern auch die Ostjak-Samojeden deutliche Spuren tatarischen Einflusses aufweisen. Es dürfte jetzt schwer sein, die verschiedenen Volksstämme in Sibirien nur auf Grund ihres Aussehens und anatomischen Baues voneinander zu sondern, obschon selbstverständlich gewisse Züge den einen Stamm vor dem andern auszeichnen; man sieht dies z. B., wenn man einen guten Typus eines nordwestlichen Samojedenstammes mit einem Tungusen oder mit einem Jenissei-Ostjaken vergleicht.

Eins ist gewiß: die Nomadenkultur der Tundra mit ihrer Renntierzucht ist sehr alt und stammt aus längst entschwundenen Zeiten. In Nordnorwegen finden wir nach Ottar schon im 9. Jahrhundert die Renntierzucht, und schon damals scheint sie bereits gut entwickelt gewesen zu sein.

Daß jene nordnorwegische Kultur ganz unabhängig von der asiatischen Renntierkultur entstanden sein sollte, ist nicht wahrscheinlich; denn von Nordnorwegen bis Ostsibirien dehnt sich ein zusammenhängendes Land, wo überall Nomaden mit Renntieren leben. Da ist es wohl richtiger, einen Zusammenhang in dieser Nomadenkultur anzunehmen. Sie wird von Osten, aus der großen sibirischen Tundra, gekommen sein und sich dort in weit zurückliegenden Zeitaltern entwickelt haben. Falls sie nicht einem unbekannten, den Samojeden vorausgehenden Urvolk zuzuschreiben ist, was am wahrscheinlichsten sein dürfte, muß man wohl annehmen, daß ein samo-

Digitized by Google

Auf der Rosonowski-Insel.

Digitized by Google

Jeniſſei-Samojede.

Jeniſſei-Samojede beim Sprechen

Digitized by Google

jedisch sprechendes Jägervolk im nördlichen Teil der südlich der Tundra liegenden Waldgegenden nach und nach angefangen hat, Renntiere zu zähmen und als Haustiere zu halten; hieraus hat sich dann ganz allmählich das Nomadenleben der Tundra entwickelt.

Mit dieser Ansicht erklärt sich auch Kai Donner ganz einverstanden; er meint, daß die Renntierkultur „ein uraltes arktisches Kulturerbe sein muß, das später zugezogene Völker sich vielleicht von den jetzt verschwundenen Völkern, die einst die großen Tundren bewohnt, angeeignet haben. Dies hindert nicht, daß sie in früheren Zeiten viel größere Verbreitung gehabt haben kann. Jedenfalls überrascht es, daß die Terminologie der Renntierzucht in sprachlicher Hinsicht so wenig Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Völkern zeigt. Man muß das wohl so deuten, daß sie sich alle seit sehr langer Zeit der Renntiere bedient haben."

Samojede ist der gemeinsame Name für alle samojedisch sprechenden Stämme, aber keiner von ihnen nennt sich selber so. Der Name Samojede klingt russisch, und es liegt nahe, darin ein slawisches Wort zu sehen. Dies würde „Selbstesser" bedeuten, d. h. einen Menschen, der sich selbst oder seinesgleichen verspeist, also Menschenfresser. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Russen den wildausschenden Eingeborenen, mit denen sie im Nordosten zusammentrafen, einen solchen Namen gegeben haben, ebenso ist es möglich, daß jene Völker bei Hungersnot ihre Toten verzehrt haben, wie das in vielen andern Gegenden der Erde geschieht. Gleichwohl ist es höchst zweifelhaft, ob dies der Ursprung des Namens ist. Andere haben ihn durch die Ähnlichkeit mit Suomi erklären wollen und halten ihn für finnischen Ursprungs. Am wahrscheinlichsten ist, daß der Name von einem falsch verstandenen, den Russen fremden Worte stammt, das auf die gewöhnliche volksetymologische Weise zum russischen „Samojed" wurde.

Die Samojeden werden jetzt gewöhnlich in fünf Hauptstämme eingeteilt. Die Tavgy, die man auch Taimyr-Samojeden nennen kann und die auf der Taimyrhalbinsel, ostwärts vom Jenissei bis an die Chatangabucht, wohnen, sind Renntiernomaden und leben in der Tundra von Renntierzucht, wenn sie auch gelegentlich in Flüssen und Landseen fischen und daneben wilde Renntiere und Pelztiere jagen. Die Jenissei-Samojeden wohnen am Jenissei. Sie besitzen ebenfalls Renntiere, aber weit weniger, und ernähren sich zum Teil

Digitized by Google

durch Flußfischerei und Jagd. Die Jurak-Samojeden bewohnen die Tundra vom Jenissei bis dicht ans Weiße Meer. Sie sind vorwiegend Renntiernomaden, treiben daneben aber auch Jagd und Fischfang. Die Ostjak-Samojeden leben im nördlichen Teil des im Süden der Tundra befindlichen Waldgürtels. Die nördlichsten unter ihnen halten auch einige Renntiere; die südlichen dagegen sind ausschließlich Jäger und Fischer und besitzen als Haustiere meist nur Hunde, teilweise auch Pferde. Schließlich sind noch die Kamassinzen zu nennen, die auf der Nordseite des Sajangebirges leben und ein isolierter Samojedenstamm sind.

Diese Hauptstämme sprechen verschiedene Sprachen; sie sind in kleinere Stämme geteilt, die wieder verschiedene Dialekte sprechen. Wir kennen die Samojedensprachen hauptsächlich durch Castréns grundlegende Forschungen, aber seit seiner Zeit hat man sich nur wenig mit ihnen beschäftigt, bis der junge finnische Sprachforscher Kai Donner in den letzten paar Jahren die Gegenden am Ob und am Jenissei bereiste und vorläufig hauptsächlich die Sprache der Ostjak-Samojeden studierte. Er teilt mir mit, daß diese Samojeden, deren Anzahl etwa 3000 beträgt, mehr als zwanzig verschiedene Dialekte sprechen. Die Samojedenstämme haben über sehr große Strecken hin zerstreut gelebt; außerdem können wir, wie Donner anführt, berechnen, daß sie sich mindestens vor zweitausend Jahren voneinander getrennt haben müssen. Es ist daher wahrhaftig kein Wunder, daß sowohl zwischen ihnen als auch ihren Sprachen große Verschiedenheiten herrschen.

Daß die Samojedensprachen keine so große Verbreitung nach Süden mehr haben wie ehemals, hat seinen Grund offenbar darin, daß dort andere Kulturen mit anderen Sprachen eingedrungen sind, die die frühere Kultur verdrängten. Entweder sind dabei die samojedisch sprechenden Völker vertrieben worden oder sie haben vielleicht ganz allmählich die andere Kultur und deren Sprache auf dieselbe Weise angenommen, wie dies einzelne Samojedenstämme, die Tubiner und Matoren, taten, von denen wir wissen, daß sie die türkische oder tatarische Sprache angenommen haben; sie werden jetzt auch zu den Türken und Tataren gerechnet.

Auch die Samojeden gehören selbstverständlich zu den Naturvölkern, denen die Berührung mit der europäischen Zivilisation nicht gut bekommt und die daher dem Untergang geweiht sind.

Digitized by Google

Allerdings haben sich viele der in der Tundra hausenden Samojeden einigermaßen gut erhalten, und es gibt unter ihnen sogar reiche Leute, die an zwei- bis dreitausend Renntiere besitzen mögen. Ihr ganzes Leben aber hat die Kultur zur Voraussetzung, die sie selbst entwickelt und erlernt haben. Die europäische Zivilisation kann ihnen nichts von Wert bieten. Dagegen vermittelt sie ihnen neue Lebensgewohnheiten und neue Lebensbedürfnisse, die bei ihrer Lebensweise schwer zu befriedigen sind; daher versinken viele Samojeden in immer größer werdende Armut. Kommen dazu noch Notjahre, so erkennt man ohne weiteres, daß ihre Lage verhängnisvoll werden kann. Middendorff erzählt von Jahren, in denen die Hungersnot über die Hälfte eines Stammes fortraffte, weil Fischfang und Jagd auf wilde Renntiere keinen Ertrag lieferten. In andern Jahren bricht vielleicht die Pest unter den zahmen Renntieren aus, so daß ein großer Teil des Bestandes wegstirbt. Ehemals reiche Samojeden können auf diese Weise gänzlich verarmen, und es wird ihnen schwer, sich wieder emporzuarbeiten. Stellt sich dann der Händler mit seinem verlockenden Branntwein und andern schönen Dingen ein, dann kann den Samojeden das Leben schwierig genug werden. Der Untergang jener Nomaden ist um so mehr zu beklagen, als sie allein mit ihrer Kultur die unermeßlichen Flächen der Tundra auszunutzen vermögen; die weiße Rasse wird dies niemals lernen.

Dazu macht Kai Donner noch einige sehr interessante Bemerkungen. Nach seiner Erfahrung nimmt die Zahl der am entferntesten im Norden der Tundren wohnenden Eingeborenen, die ganz abgeschlossen leben, nur durch verheerende Seuchen ab. Weiter im Süden ist es ganz anders, dort sterben die Eingeborenen in kurzer Zeit aus; in gewissen Gegenden beträgt die Kindersterblichkeit bis zu 50 % der Geburten. Der Grund ist nicht schlechte Säuglingspflege oder Krankheit nach der Geburt, sondern, wie Donner meint, die große Schwäche der Eltern. Diese ist sicherlich der plötzlichen Umwälzung in den Lebensverhältnissen zuzuschreiben, die eintritt, sobald der Nomade sein Freiluftleben aufgibt, um sich in einer engen Hütte ansässig zu machen. Hierzu kommen noch der Branntwein, Syphilis usw. Überdies nehmen im Süden die Russen die Jagdgebiete und die Fischereigewässer weg und erschweren den Eingeborenen dadurch das Dasein. Daher kann man sich nicht wundern,

Digitized by Google

wenn sie in jenen Gegenden einem schnellen, sicheren Untergang entgegengehen.

Auf dem Lande vor uns sahen wir ein Haus und einige Erdhütten; es wohnten wohl Russen darin, die hier während des Sommers Fischfang trieben, weiter östlich aber standen etwa fünf Samojedenzelte. Diese Zelte und ihre Bewohner waren das nächste Ziel unserer Sehnsucht.

Nachmittags begaben sich einige von uns ans Land. Die Eingeborenen strömten zum Strand hinunter, um uns in Empfang zu nehmen; aber das Land fällt hier unter dem Wasser überall sehr langsam ab, und das Boot rannte daher schon weit draußen auf, so daß es uns unmöglich war zu landen, ohne durch das Wasser zu waten.

Die Leute am Strande zeigten mit den Fingern auf eine Stelle weiter östlich, wo eines ihrer Boote angebunden lag. Dort war es etwas tiefer, und indem wir über jenes Boot hinwegkrochen, kamen wir leidlich trocken ans Land. Sonst haben die Einwohner hier ihre Boote immer eine tüchtige Strecke vom Ufer entfernt verankert. Sie besteigen und verlassen sie nie, ohne durch das Wasser zu waten; sie tragen ja auch Lederhosen, die mit den Lederstiefeln wasserdicht zusammengenäht sind.

Wostrotin ging zuerst an Land, wie es sich für den Dumavertreter dieses Teiles der Welt gehört; waren doch die Leute hier Bürger des Landes, das er repräsentierte. Deshalb nannten wir ihn den „Samojedenkönig".

Es stellte sich heraus, daß die Eingeborenen Samojeden vom Ostufer des Jenissei waren, keine Juraken, wie wir beim ersten Anblick geglaubt hatten, weil sie jurakische dunkle Kaftane mit Kapuzen und roten Kanten trugen; diese Anzüge haben sie wohl dadurch erhalten, daß einige unter ihnen mit jurakischen Weibern verheiratet waren.

Die Juraken des Landes auf dem Westufer des Jenissei und die Jenissei-Samojeden scheinen dem Aussehen nach nahe miteinander verwandte Stämme zu sein; ihre Sprachen kann man wohl als Dialekte ein und desselben Sprachstammes bezeichnen.

Als wir an Land kamen, wurden wir natürlich angegafft und überall betastet; am neugierigsten waren diese Jäger bei unseren

Digitized by Google

Flinten; wie kostbare Kleinode hoben sie sie behutsam in die Höhe, besahen sie vorn und hinten und befingerten sie überall.

Die Leute hausten in fünf Zelten, die droben auf der Fläche am Rand des steilen Uferabhangs lagen; alle waren Renntiersamojeden, hatten aber ihre Renntiere 75 Kilometer weit drinnen in der Tundra auf der andern Seite des Jenissei, während sie selbst hier den Sommer über Fischfang trieben. Sie besaßen jeder wohl höchstens zweihundert Renntiere, waren also nicht reich zu nennen. Daher mußten sie Fischfang treiben, während es den reichen Samojeden, die tausend bis zweitausend Renntiere besitzen, nicht einfällt, sich durch eine solche Lebensweise zu erniedrigen; diese leben das ganze Jahr hindurch mit ihren Renntieren auf der Tundra.

Der Bewohner des ersten Zeltes zeigte uns mit Stolz seine beiden Weiber. Die eine Frau saß im Zelt mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und nähte einen Fellanzug. Neben sich hatte sie ein drei- oder vierjähriges Kind mit langen, hellbraunen Locken, so daß man unwillkürlich die Mutter und den Herrn des Hauses, die beide rabenschwarz waren, ansehen mußte. Die Mutter war ein kleines, häßliches, lahmes Geschöpf, und es war wirklich schwer verständlich, daß sie irgendeinen, sei es Samojede oder Russe, hatte in Versuchung führen können.

Die zweite Frau hatte einen Säugling in einer Hängewiege, die unter der schrägen Wand an der entgegengesetzten Seite des Zeltes hing; sie selbst versteckte sich hinter dem Türvorhang, so daß wir kaum einen Schimmer von ihr zu sehen bekamen.

Es ist übrigens nicht zu verwundern, daß bei einem Volk wie diesem die Kinder ziemlich gemischter Herkunft sind; die Frau wird ja gekauft, oft sogar gegen eine hohe Summe, und gilt als Eigentum des Mannes, das er verleihen kann und worüber er verfügen darf, wie es ihm am vorteilhaftesten erscheint. Nach dem, was Middendorff erzählt, war es durchaus nichts Ungewöhnliches, daß den Kosaken, den Goldwäschern und andern Männern während des Sommers oder auch den Winter über Frauen der Eingeborenen gegen eine entsprechende Entschädigung überlassen wurden. Hat ein Mann zwei Frauen und hat er sie nicht alle beide nötig, so verleiht er oft eine, ein großer Vorteil für ihn, denn außer dem Anteil am Fang, den er als Eigentümer erhält, fällt auch der Frau nach allgemeiner Sitte ein Teil davon zu.

Digitized by Google

In alten Zeiten gehörte es bei diesen Nomaden zu den Pflichten der Gastfreundschaft, daß ein Wirt seinen Gast dadurch ehrte, daß er ihm Frau oder Töchter zur Verfügung stellte, ja, wie Middendorff sagt, war dies bei den Samojeden sogar noch zu seiner Zeit Brauch.

Wie die Frau als Eigentum angesehen wird, zeigt eine Geschichte, die Castrén im Jahre 1846 erzählte: Ein Samojede wurde festgenommen und nach Turuchansk verschickt, weil er seine Frau erschlagen und, wie es hieß, aufgegessen hatte (?). Als der Richter ihn beim Verhör fragte, wie er so etwas habe tun können, antwortete er kaltblütig: „Ich habe meine Frau gekauft und sie ehrlich bezahlt, und mit meinem Eigentum kann ich machen, was ich will."

Die Frau ist selbstverständlich ein tieferstehendes Wesen, das dazu da ist, für den Mann zu arbeiten, ihm Genuß zu gewähren und ihm Kinder zu gebären und zu erziehen. Sie ist auch selbstverständlich durchaus unrein und darf sich um keinen Preis dem Heiligen oder Übernatürlichen nahen. So darf z. B. ein Weib unter keinen Umständen die Spur einer Karawane kreuzen. Middendorff erzählt, er habe einmal bei einer astronomischen Beobachtung sein Instrument auf einen Schlitten gestellt, um es bequemer ablesen zu können; sein samojedischer Begleiter hätte aber erschrocken gerufen: „Weiberschlitten! Schrecklich versündigst du dich gegen deine Götzen!" Middendorff mußte mit dem Instrument systematische Zeremonien vornehmen, um seinen samojedischen Freund zu beruhigen.

Lebt man mit diesen Leuten zusammen, so merkt man bald, daß eine strenge Arbeitsteilung zwischen Männern und Weibern durchgeführt ist. Die Männer besorgen die ganze Renntierpflege, auch das Fahren mit den Renntieren; außerdem treiben sie Fischfang und gehen zur Jagd. Sobald sie aber heim ins Zelt kommen, tun sie gar nichts mehr, höchstens beschäftigen sie sich mit dem Ausbessern der Geräte oder ordnen die Netze. Die Frauen nehmen den Fangertrag und die Jagdbeute in Empfang und haben die ganze Hausarbeit, das Zurichten der Felle, das Nähen der Anzüge und das Kochen zu besorgen. Sie errichten das Zelt, halten es in Ordnung und schlagen es wieder ab oder ziehen, wenn nötig, damit nach einer neuen Stelle um; daneben haben sie selbstverständlich auch noch auf die Kinder zu achten.

Obgleich also die Frau eine untergeordnete Stellung einnimmt,

Digitized by Google

hat man doch den Eindruck, daß sie in jeder Weise gut behandelt wird; in der Regel kann man nicht sagen, daß sie irgendwie unterdrückt werde, und es geschieht äußerst selten, daß sie gescholten wird. Im Haushalt spielt sie eine große Rolle; der Mann berät sich in allen wichtigen Angelegenheiten mit seiner Frau und wendet sich in freundlicher, liebevoller Weise an sie. Es soll dort ebensowenig an Frauen mangeln, die das Kommando führen, wie an Männern, die Pantoffelhelden sind. Bei Trunkenheit kann es allerdings vorkommen, daß Eheleute sich prügeln, aber sonst sind die Samojeden ein friedliebendes Volk.

Die Fruchtbarkeit scheint bei den Frauen nicht groß zu sein. Ich habe nirgends viel Kinder gesehen, oft zwei bis drei, und mehr nur dann, wenn der Mann mehrere Frauen hatte.

Wir schauten auch in die andern Zelte hinein. Vor dem einen saßen viele Frauen mit ihren Kindern. Sobald wir uns näherten, flüchteten sie sich hinein und versteckten sich. Es ist dies wohl eine Art anerzogener Schamhaftigkeit, denke ich mir; denn sie hatten gar nichts dagegen, wieder herauszukommen und sich photographieren zu lassen, als wir sie darum baten.

Mehrfach sahen wir unter den Zeltstangen kleine russische Heiligenbilder hängen, die, neben Götzenbildern, auf Reisen stets mitgenommen werden. Angeblich sind ja diese Leute Christen, wenigstens dem Namen nach. Wie tief bei ihnen der Glaube sitzt, ist wohl eine andere Sache; sie hängen daneben ganz gewiß noch ihrem alten Heidentum an. Es ist auch stets am sichersten, noch etwas in Reserve zu haben, wenn das eine nicht anschlagen sollte. Das hat auch sonst seine Annehmlichkeiten; die Menschen können sich zwar gut mit dem Christengott verstehen, aber für die Renntierzucht zeigt er nicht viel Verständnis, denn davon hat er ja in Europa nichts gelernt; für die Renntiere müssen sie ihre alten Götter haben, die damit Bescheid wissen.

Auf der Tundra haben sie gewiß ihre Opferhügel mit rohen Götzenbildern aus Baumstämmen, die mit dem Blut der geopferten Renntiere beschmiert werden und vor denen sie ihre heidnischen Gottesdienste abhalten. Sicherlich haben sie auch ihre Schamanen oder Medizinmänner, die dafür sorgen, daß sie mit den übernatürlichen Mächten gut stehen, und die im Notfall die Geister beschwören können.

Digitized by Google

Mehrere Männer waren recht wohlgestaltet und kräftig gebaut; sie waren nicht so klein wie unsere Gebirgsfinnen, sondern an Körperwuchs eher den Samojeden auf Jamal vergleichbar und ihnen auch im Gesichtstypus ziemlich ähnlich. Meist waren sie gänzlich bartlos, oder sie hatten nur einige spärliche Härchen auf der Oberlippe, nur einige wenige trugen auch am Kinn und auf den Backen einen Bart. Die Weiber waren meistens bedeutend kleiner als die Männer und sahen gewöhnlich viel typischer, rassechter asiatisch aus.

Obwohl dieser Tag einer der vielen Heiligentage in Rußland und Sibirien war, hatten sich doch nur ein paar Weiber festtäglich herausgeputzt; eine trug einen roten Kaftan, die andere stolzierte in einem blauen mit roten Kanten umher. Die übrigen trugen ziemlich unansehnliche Fellanzüge, die zum Teil schon ein wenig zerlumpt waren; aber diese Fischersamojeden sind ja auch keine wohlhabenden Leute, man kann sie am besten mit den Seefinnen in Norwegen vergleichen.

Sie erzählten, ihr „Fürst", der im östlichsten Zelt wohne, sei zu dem Kaufmann weiter westlich am Strande gegangen, und wir sollten uns auch dorthin begeben, wenn wir ihn begrüßen wollten.

Jeder kleine Stamm oder jede „Familie" der Samojeden wird von einem Fürsten oder Häuptling regiert, der ihr Oberhaupt und Richter ist und der auch die Steuern, den Jasak, an die russische Regierung einzutreiben und abzuliefern hat.

Während wir noch dastanden, begann eine der Frauen die nur aus Leinwandfetzen bestehende Decke des einen Zeltes abzunehmen und die Stangen aus der Erde loszumachen. Dies geschah, um das Zelt unmittelbar daneben wieder aufzuschlagen. Auf diese Weise halten sie Großreinmachen, wenn der Fußboden des Zeltes von weggeworfenem Unrat gar zu schmutzig ist; man rückt einfach mit dem Zelt ein Stück weiter. Ein schon benutzter Zeltgrund gilt als unrein, und dort wird nie wieder ein Zelt aufgeschlagen. Daher findet man auch so viele alte Zeltringe. —

Wir gingen westwärts zum Händler; auch ein Kloster sollte dort liegen. Schon aus weiter Ferne hörten wir lautes Geschrei und sahen zwei Männer am Strande liegen: es waren Seine Hoheit der „Fürst" mit einem Freunde. Sie waren beide sinnlos betrunken, das heißt, der „Fürst" saß einigermaßen aufrecht da und

Digitized by Google

Jurake.

Alte Jeniſſei-Samojedin.

Digitized by Google

Männer und Frauen der Juraken und Jeniſſei-Samojeden.

Digitized by Google

brüllte unabläſſig wie ein junger Stier etwas, das Geſang ſein ſollte, während der andere, das Geſicht tief in den Sand gedrückt, dalag und wie ein Tier ſtöhnte.

Als er uns kommen ſah, erhob ſich der „Fürſt" zunächſt auf allen Vieren, richtete ſich dann vorſichtig auf beiden Beinen auf, genau wie ein Kind, das anfängt gehen zu lernen; dann ſchwankte er auf uns zu und ſchrie uns entgegen, er wolle Schnaps haben; dazwiſchen wiederholte er unabläſſig auf Ruſſiſch: „Sag' mir, was recht iſt, ſag' mir, was ſchlecht iſt, ſag' mir, was recht iſt, ſag' mir, was ſchlecht iſt." Total verrückt! Wir konnten uns nur mit Mühe von dem trunkenen Manne losmachen; doch bald ſchwankte Seine Hoheit wieder den Strand hinunter, und wir zogen weiter.

Mit dieſen Naturvölkern iſt es ſeltſam! So gut und redlich ſie auch ſind und trotz ihrer Fähigkeit zur Selbſtbeherrſchung, die ſie faſt nie in Leidenſchaft geraten läßt, ſind ſie darin alle gleich: dem Branntwein können ſie nicht widerſtehen, und es gibt leider Menſchen, die dies nur allzuſehr ausnützen.

Aber ehrlich ſind die Samojeden. Ich erinnere an das, was Middendorff von ſeiner Reiſe über die Taimyrtundra nach Norden erzählt. Trotz der tieriſch zügelloſen Begier der Samojeden beim Anblick ſeines Branntweinfäßchens konnte er doch dieſes Faß nebſt mehreren gefüllten Flaſchen offen und unbewacht auf der Tundra ſtehen laſſen, ohne daß die Samojeden je etwas angerührt hätten! Er fand ein geſtrandetes Boot; es mochte wohl ſchon hundert Jahre auf der Tundra gelegen haben, aber auch nicht ein eiſerner Nagel fehlte daran, es war ja das Eigentum des Weißen Zaren. Und dabei hatten eiſerne Nägel damals für den nördlichen Samojeden größeren Wert als das glänzendſte Gold!

Welche Unterſchiede! Angehörigen unſerer Raſſe mag es leichter fallen, dem Schnaps nicht zu erliegen, aber es dürfte ihnen viel ſchwerer ſein, ihn nicht anzurühren, wenn ſie ihn mitten in der Tundra fänden und Luſt zum Trinken hätten, und noch ſchwerer, ſich herrenloſe eiſerne Nägel nicht anzueignen, wenn ſie ſie brauchten. Aber durch die Berührung mit der europäiſchen Ziviliſation und ihrem Branntwein und durch zu gründliche Bekanntſchaft mit den Erpreſſungen der Händler und der Beamten geraten Ehrlichkeit und Moral auch bei einem Volk wie den Samojeden in Verfall. —

Digitized by Google

Wir langten bei zwei oder drei Erdhütten an. Darin wohnten einige Russen, die hier während des Sommers Fischfang trieben und unter den Eingeborenen Fische aufkauften.

Weiter im Westen lag ein niedriges Holzhaus, das „Kloster", von dem wir gehört hatten. Dort lebten etwa sechs Mönche oder vielmehr Novizen, die sich darauf vorbereiten sollten, Mönche zu werden; auch zwei Nonnen wohnten bei ihnen. Die Mönche hielten sich hier im Sommer auf, um für das Kloster, aus dem sie kamen, zu fischen.

Sie sahen nett und sauber aus und empfingen uns freundlich. Der eine trug einen langen hellbraunen Bart; er glich genau dem, was ich einen guten norwegischen Bauerntypus nennen möchte, wie man ihn so oft in diesem Teil Sibiriens trifft. Ein anderer, wohl ihr Vorsteher, hatte bis auf die Schultern herabwallendes Haar und einen langen Bart, ein richtiges Christusgesicht mit frommen blauen Augen, gerader, regelmäßiger Nase und hübsch geschnittenem, frommem Munde. Die Ähnlichkeit mit dem üblichen Christusbilde im Aussehen und im Gesichtsausdruck ist das angestrebte Ideal aller Priester und Mönche in Rußland und in Sibirien. Sie tragen deshalb auch das Haar lang, am liebsten in Locken, und den Kinnbart in der üblichen Weise geteilt. Dieser Mann, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, hatte es hierin wirklich schon weit gebracht und dürfte mit der Zeit ein sehr brauchbarer Mönch werden.

Außerdem war noch ein dicker merkwürdiger Jüngling unter den Mönchen, der mit seinen langen gelben Locken, blonden Brauen, hellen, wasserblauen Augen, runden Backen und einem kleinen roten Munde genau wie ein Posaunenengel aussah. Sein Gesichtsausdruck war nicht intelligenter wie der eines russischen Engels, und der Mönch sah auch gerade so unbestimmbar geschlechtslos aus. Er trug einen hellen Leinwandkittel mit einem Gürtel um den Leib, ebenfalls einem Engel nicht unähnlich, nur die Flügel fehlten. Er sprach selten, und dann kamen die Worte stoßweise heraus, meist starrte er uns nur an. Er machte ganz den Eindruck eines Geistesschwachen, jedenfalls war er so einfältig, daß ihm an der Tür des Himmelreiches dermaleinst ganz gewiß keine Schwierigkeiten gemacht werden.

Die ältere Nonne war klein und buckelig, hatte aber ein gutes, kluges Gesicht und trug eine Brille. Die jüngere sah eigentlich wie

ein nettes norwegisches Bauernmädchen aus, aber ihre Kinderschuhe hatte sie auch schon vertreten.

Das „Kloster" hatte nur ein Zimmer, worin sie alle miteinander wohnten. Sie schliefen auf einer Pritsche an der einen Längswand; an der hintern Wand lagen die Nonnen, die ein Bettvorhang von den Mönchen trennte.

Auf Fang und Zubereitung der Fische schienen sie sich gut zu verstehen. Die Fische wurden meist ausgenommen, gewaschen und in Tonnen eingesalzen; ein kleiner Teil wurde auch gedörrt. Die Decke des Zimmers hing voll von Fischen zum Trocknen, jedenfalls Leckerbissen für die Mönche daheim. Zu einem guten Kornschnaps schmeckt solch fetter getrockneter Fisch gar nicht übel und er paßt gewiß gut zur Sakuska, dem üblichen russischen Imbiß, in einem Kloster. Wir kauften getrockneten Omul, der durch und durch von Fett troff; er schmeckt wie ein Mittelding zwischen gedörrtem Heilbutt und geräuchertem Lachs. Außerdem kauften wir frischen roten Kaviar, der auf dem Frühstückstisch an Bord große Freude erregte. Dieser rote Kaviar ist meistens Omulrogen, aber auch Rogen der andern Fische aus der Lachsfamilie, die hier gefangen werden; er wird in großen Mengen eingesalzen.

Der Fischfang auf dem Jenissei.

Am untern Jenissei, sowie auch in den andern großen sibirischen Flüssen wird allsommerlich ein sehr umfangreicher und einträglicher Fischfang getrieben, und seitdem in den letzten Jahren eine regelmäßigere Dampferverbindung den Fluß hinab und hinauf geht, hat der Fischfang ganz beträchtlich zugenommen. Hauptsächlich fängt man dort den wertvollen Stör (Acipenser Baeri *Brandt*) und einige Lachse, meist Renkenarten, wie die Njelma (Stenodus nelma *Pall.*), den Omul (Coregonus autumnalis *Pall.*), den Muksun (Coregonus muksun *Pall.*), den kleinen Sjeld (Coregonus merkii *Günt.*), dessen Name dasselbe Wort ist wie Sild, das norwegische Wort für Hering, den Tschir (Coregonus nasus *Pall.*), den Sig (Coregonus pidschian *Gmel.*) und andere.

Sowohl der Stör wie auch die wichtigsten der andern Fische, Njelma, Omul, Muksun und Sjeld, unternehmen jeden Sommer vom Eismeer aus lange Wanderungen den Fluß hinauf und

hinunter, um dort zu laichen. Manche Störe bleiben auch, wenigstens einen Teil des Winters, in den tiefen Löchern des Jenisſei zurück, aber auch ſie wandern. Viele Fiſche bleiben den Winter hindurch in der Flußmündung und in der Jenisſeibucht; bei Swjerewo und Goltſchicha, auf 71° 43′ nördlicher Breite und weiter flußaufwärts bei Puſtoi, auf 71° 11′, fängt man im Winter Störe, Omule und Mukſune unter dem Eis. Aber der ganze Fiſchreichtum hat in der Bucht nicht Raum, und ein großer Teil muß ſicherlich im Herbſt ins Eismeer hinaus weiterwandern und ſich längs ſeiner Küſten verbreiten, die man ſich ſonſt eigentlich ziemlich fiſcharm denkt. Die Fiſcher der Jenisſeibucht machen z. B. einen Unterſchied zwiſchen dem Omul, der während des Winters in der Bucht bleibt, und dem Omul, der um den 23. Juli herum aus dem Meere hereinzukommen beginnt. Der Omul aus dem Meere iſt viel fetter und hat eine hellere Farbe mit ſtärkerem Silberglanz.

Einige Jenisſeifiſche erreichen bedeutende Größen; der Stör kann z. B. bis zu 90 oder 100 Kilogramm ſchwer ſein, hat aber in der Regel ein viel geringeres Gewicht; die meiſten Störe, die ich auf der Reiſe ſah, waren kaum ſchwerer als 20, 30 Kilogramm. Die längſte Njelma, die mir zu Geſicht kam, maß 1,08 Meter.

Andere Fiſcharten, wie der Sterlett, eine kleine Störart (Acipenser ruthenus *Lin.*), der Tſchir uſw. ſcheinen ſich das ganze Jahr hindurch im Fluſſe aufzuhalten, da ſie in der Regel nicht an der Mündung gefangen werden.

Sobald im Frühling Ende Mai oder Anfang Juni das Eis aufbricht, beginnen Stör und Njelma den Jenisſei hinaufzugehen. Bald darauf folgen dann Mukſun und Sjeld; man erwartet ihr Vorbeiziehen bei Goltſchicha ungefähr am 25. oder 26. Juni. Erſt nach ihnen, um den 23. Juli herum, kommt der Omul; als wir uns bei den Noſonowski-Inſeln befanden, war der Omul der am häufigſten gefangene Fiſch. Da das Waſſer des Jenisſei im Sommer verſchiedenartiges Plankton enthält, finden die Fiſche während ihrer Wanderung flußaufwärts Nahrung und bleiben daher fett, bis ſie nach dem Laichen wieder ins Meer hinausgehen.

Als ich den Jenisſei hinaufreiſte, habe ich einige Fiſche der verſchiedenen Arten gemeſſen und Schuppen von ihnen geſammelt. Bekanntlich wachſen die Schuppen jedes Jahr, und die dabei abgeſetzten Jahresringe fallen, je nachdem der Fiſch wächſt, breit oder

Digitized by Google

schmal aus; man kann also durch Untersuchen der Schuppen das Alter der Fische bestimmen und Aufschlüsse über ihr Wachstum und ihre Lebensbedingungen in den verschiedenen Jahren erhalten.

Die gesammelten Schuppen zeigen, daß die Jenisseifische verhältnismäßig langsam wachsen, aber ein hohes Alter erreichen. Dr. Knut Dahl, der die große Freundlichkeit hatte, die Schuppen zu photographieren, und sie hoffentlich auch später an einer andern Stelle beschreiben wird, meint, es bekräftige seinen Schluß, daß unter nördlichen, arktischen Verhältnissen lebende Süßwasserfische zwar langsamer wachsen, dafür aber auch älter werden als die südlicher lebenden. Das ist ja auch wahrscheinlich der Fall, da der Stoffwechsel langsamer ist. Eine 108 Zentimeter lange Njelma war 18 Winter alt, während ein 63 Zentimeter langer Fisch 9 Winter zählte. Nach Isatschenko hat die Njelma erst dann entwickelten Rogen, wenn sie 50 Zentimeter erreicht hat; vermutlich ist sie dann etwa 7 Jahre alt. Ein Muksun von 66 Zentimeter Länge zählte 18 Winter, und bei kürzerer Körperlänge war ein Fisch dieser Art dementsprechend jünger. Ein 38 Zentimeter langer Omul war 11 Winter alt. Der nicht ins Meer hinausgehende Sig hatte weniger ausgeprägte Jahresringe, ein 37½ Zentimeter langer Fisch schien ungefähr 17 Winter zu zählen. Der Sjeld war bei 25 Zentimeter Länge 6 Winter alt, und die kleineren waren dementsprechend jünger.

Daß Fische in einem Fluß langsam wachsen, ist natürlich; das beständig fließende Flußwasser kann nicht viel Nahrung enthalten, wenn auch der trübe Jenissei in dieser Beziehung verhältnismäßig günstig ist. In ihm sind alle Fische trotz der langsamen Ernährung sehr fett. Ihr hohes Alter scheint darauf schließen zu lassen, daß, im Verhältnis zu der alljährlich in diesen Fluß hinaufsteigenden Menge an Fischen, der Fischfang dort nicht in übertriebenem Maße stattfindet, da sonst das Durchschnittsalter sinken müßte; es dürften also nach Möglichkeiten zu größerer Entwicklung der Fischerei bestehen.

Der Fang wird meist mit Netzen betrieben, die man vor den langsam abfallenden Sandbänken auswirft und nach dem Lande hinzieht, aber es ist dort gewöhnlich so seicht, daß die Fischer ins Wasser hinauswaten müssen, um die Netze einzuziehen und die Fische herauszunehmen. In guten Zeiten fängt man bei jedem Zug eine große Menge. Die Zahl der in Gebrauch befindlichen Netze ist

Digitized by Google

sehr groß; im Jahre 1907 gab es am unteren Jenissei 200 Netze, die Russen gehörten, und 550 im Besitz der Eingeborenen. 1908 zählte man allein auf den Brechowskie-Inseln und weiter abwärts am Jenissei ungefähr 150 russische Netze, während die der Eingeborenen die Zahl 250 nicht überstiegen. Die Abnahme der Netzzahl bei den Eingeborenen in jenem Jahre ist, wie man mir sagte, größtenteils die Folge einer heftigen Pockenepidemie. Rechnet man 5 Mann auf jedes Netz, so haben im Jahre 1908 ungefähr 2000 Mann am untersten Jenissei Fischfang getrieben.

Der Fangertrag wechselt in jedem Jahre sehr, aber der Jahresdurchschnitt wird auf etwa 4000 Kilogramm für jedes Netz veranschlagt; als guten Fischfang rechnet man 6500 Kilogramm auf das Netz während eines Sommers. Der Gesamtertrag des Fischfanges ist mit den Jahren sehr gestiegen. Er wurde 1846—50 auf 51630 Kilogramm jährlich geschätzt; in den sechziger Jahren kamen die ersten Dampfschiffe, und der Fang stieg auf jährlich 229300 Kilogramm, in den achtziger Jahren waren es jährlich 524000 Kilogramm; in den Jahren 1902 bis 1906 soll er jährlich 1376000 Kilogramm betragen haben. Dann wurde die Dampfschiffverbindung auf dem Jenissei besser und regelmäßiger; hierdurch ging der Fangertrag noch bedeutend in die Höhe; 1907 läßt sich der gesamte Fischfang auf rund drei Millionen Kilogramm veranschlagen. Wieviel er in den letzten Jahren betrug, habe ich nicht erfahren können.

Der Fischfang wird teils von Russen, teils von Eingeborenen, Jenissei-Samojeden und Juraken, betrieben. Diese verkaufen ihren Fang an die russischen Aufkäufer. Meist erhalten sie kein Geld dafür, sondern Waren, die ihnen oft auf Kredit gegeben werden, so daß sie bei den Kaufleuten in Schulden geraten und dadurch in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen stehen. Sie müssen die Waren zu dem gewöhnlich ziemlich hohen Preise nehmen, den die Kaufleute bestimmen, und ebenso müssen sie auch ihre Fische zu dem durch die Kaufleute angesetzten Preise verkaufen. Daß hierbei der Vorteil nicht auf Seiten der Eingeborenen ist, versteht sich; viele unter ihnen bleiben ihr ganzes Leben lang ununterbrochen Schuldner des Kaufmanns, und wenn sie sterben, geht die Schuld auf ihre Familie oder ihre Kinder über — eine traurige Tatsache, die wir aus älterer Zeit von der norwegischen Fischerbevölkerung nur zu gut kennen. Folgende Warenpreise in Jenisseisk und am Fang-

ort werden einen kleinen Einblick gewähren, wie sich das Verhältnis stellt:

Waren.	Preis in Jenisseisk.		Preis am Fangort	
Ein Pud Roggenmehl	0,75	Rubel	1,50	Rubel
Eine Platte Preßtee	0,80	„	1,40 bis 1,60	„
Ein Pud Zucker	1,30 bis 1,50	„	2,40 „ 2,50	„

Umgekehrt sind auch die Fischpreise lehrreich.

Fischart.	Preis am Fangort.		Preis in Jenisseisk.
Stör	3,20 bis 3,80	Rubel	4,75 bis 6 Rubel
Njelma	1,80	„	3,35 „ 4 „
Omul	1,40	„	3,30 „ 5 „

und so weiter.

Hiernach scheint es, als ob die Kaufleute am Jenissei gute Prozente einheimsten, wenn sie z. B. als Entgelt für ein Pud Roggenmehl, das aus Jenisseisk nordwärts geschickt und dort um 75 Kopeken erstanden worden ist, ein Pud eingesalzener Omule dorthinbringen und es zu einem Preise zwischen 3,50 und 5 Rubel verkaufen können. Zwar geht etwas für die Fracht und Verpackung in Tonne usw. ab, aber es bleibt doch noch genug übrig.

Die meisten der vorstehenden Angaben über den Fischfang entnahm ich Isatschenkos offiziellen Berichten über seine Untersuchungen der Fischerei im Jenissei, die viel Interessantes enthalten.

Sechstes Kapitel.

In Erwartung der Weiterfahrt.

29. August. Heute unternahm ich eine weitere Tour ins Innere der flachen, sumpfigen Insel, um nach Schneehühnern und Wildgänsen Ausschau zu halten; ich hatte Christensens Pointerhündin mit, die aber nicht viel taugte. Der englische Kochsmaat Campbell begleitete mich, um all das Wildbret zu tragen, das ich nicht erbeutete. Die Nosonowski-Insel ist nichts als eine niedrige, ganz flache Sand- und Tonbank, die sich nur wenige Meter über den Fluß erhebt. In ihren flachen Sümpfen kam ich schlecht vorwärts, ich sank bis weit über die Stiefel und bis an die Knie ein. Nur am Strande und an einem Flußarm, der sich durch die Insel zog, fand ich eine trockene, einigermaßen gangbare Strecke; denn dort kann das Wasser über die steile Flußböschung abfließen.

Hier und dort im Innern der Insel gab es Weidengestrüpp, das mir manchmal bis an die Brust reichte; an einigen Stellen auch kleine Erlenbüsche. Dazwischen dehnten sich lange Flächen mit Gras und Sumpf. Oft konnte man von einem Rasenbüschel zum andern springen und so weiterkommen, bald aber wurde es das reine Moor, worin man bis an die Schultern zu versinken drohte. Hier vorzudringen ist ein Unterfangen, das einen Mann vollständig erschöpfen kann.

An Wild ist nicht viel zu sehen; hier und da einige Schnepfen, die jedoch zum Schießen zu klein waren; auch mehrere Wildgänse flogen auf; sie ließen sich meist im Lande auf der Ebene an einem Bache nieder, wo in langen, ruhigen Tümpeln Schilf stand. Hin und wieder sahen wir Schneehuhnfedern liegen, und die Hündin fand auch einige Spuren, die von Schneehühnern herrühren mochten, konnte die Hühner aber nicht aufspüren.

Draußen lag in einer Schilflache eine schnatternde Gänsefamilie auf dem Wasser. Ich versuchte es, über das kahle Schwankmoor

Digitized by Google

Jeniſſei-Samojedinnen im Zelt bei der Arbeit.

Digitized by Google

Die junge Frau — Die alte Frau

Fürst Jabtung Aljo und seine beiden Frauen.

Digitized by Google

hinzukriechen und hinzuwaten, aber schon flog die noch weit entfernte Schar auf, und es gelang mir nur eine einzige Gans zu erlegen. Sie fiel in die Lache; ohne zu schwimmen konnte ich nicht an sie heran; dazu hatte ich aber keine Lust. Noch mehrere Gänse, große und kleine, hielten sich im Schilf auf; ich mußte aber diese Jagd aufgeben und begab mich lieber dorthin, wo Weidengestrüpp war; aber auch hier stand Wasser zwischen den Büschen.

Wie flach, nackt und trostlos unwegsam ist doch dieses Land! Nirgends ein Schutz, nicht einmal eine trockene Stelle, zu der man seine Zuflucht nehmen kann. Im Frühling ist es noch schlimmer, dann steht der größte Teil dieser Ebenen unter Wasser. Ich mußte an Rummelin und seine Leute denken. Hier auf diesen Inseln weilten sie vor 37 Jahren (im Winter 1876 auf 1877). Ihrem kleinen Schiff „Sjewernoje Sijanije" (Das Nordlicht) hatte das Eis Halt geboten, und sie mußten den Winter hier verbringen. Während der Kapitän mit der übrigen Mannschaft nach Jenisseisk zurückkehrte, blieb Rummelin, der Steuermann, mit vier verbannten Verbrechern an Bord zurück. Sie wohnten im Winter in einer schlechten Bretterhütte am Land. Es war kalt, und sie waren schlecht ausgerüstet; drei Verbrecher starben im Winter an Skorbut, der vierte ertrank, als er auf dem Eis nach Tolstoi-Nos hinübergehen wollte. Rummelin war nun allein; er erhielt aber aus Tolstoi-Nos und von Goltschicha noch zwei Mann, und Mitte Mai kamen noch drei Mann von Süden her zu Hilfe. Zunächst galt es, das Schiff aus dem Schnee, der über sechs Meter hoch auf dem Eis des Flusses lag, auszugraben. Als sie es endlich nahezu freigemacht hatten, deckte ein neues Schneegestöber es wieder zu.

Mitte Juni kam das Schlimmste. Das Eis begann sich in Bewegung zu setzen, und der Fluß stieg. Er stieg immer höher, und es entstand ein starker Eisgang, der alles mit fortriß. Das Schiff geriet bald ins Treiben, wurde im Eis zertrümmert und verschwand in den Fluten. Der Fluß ging bis an die Hütte, und die sechs Männer mit den beiden Hunden mußten auf das Dach flüchten, wohin sie auch einige Lebensmittel und etwas Brennholz hatten retten können.

Das ganze Land stand unter Wasser, die Hütten in der Nähe waren vom Wasser und Eis schon weggeschwemmt, nun wurde auch noch die letzte, auf der sie kauerten, bedroht. Vom

Digitized by Google

Dach aus erblickten sie nichts als die endlosen Flächen wirbelnden Wassers, das unausgesetzt vorübertreibende Eis und da und dort die Wipfel einiger Weidensträucher, die im Strome nickten, während die Schollen an ihnen vorüberschrammten.

Immer höher schwoll der Fluß, jetzt war er schon um fünf Meter gestiegen. Tag und Nacht mußten sie mit Stangen arbeiten, um sich der Eisschollen zu erwehren. Das Dach überragte die Fluten nur noch um einen halben Meter, die ganze Hütte erbebte und erzitterte unter dem Druck einer großen Scholle, die sich um das Häuschen herum festgeklemmt hatte und es ihnen unter dem Leibe wegzureißen drohte; als letzte Zuflucht blieb ihnen nur noch ein kleines Boot, das sie am Dache festgebunden hatten.

Die große Flut war auch den Vögeln zu plötzlich gekommen. Auf weite Strecken hin gab es nicht ein einziges trockenes Fleckchen, wo sie hätten ausruhen können, und erschöpfte Schneehühner setzten sich zwischen den Männern aufs Dach, ja sogar auf den Kopf eines Mannes und auf die Hunde.

Am 23. Juni 1877, nachdem sie eine Woche lang auf dem Dach gehockt hatten, begann das Wasser endlich zu fallen; am 25. war es schon so gesunken, daß sie wieder in die Hütte ziehen konnten. Bald kam auch Kapitän Schwanenberg von Süden her; durch Zufall konnten sie ein anderes kleines Schiff kaufen, das 17 Meter lang und für die Jenisseifahrt gebaut war. Es erhielt den verheißungsvollen Namen „Utrennaja Sarja" (Die Morgenröte). Auf diesem kleinen Fahrzeug gelangten sie ohne Unfall durch das Karische Meer nach Norwegen.

Du lieber Himmel! Wie können sich Menschen ganz unnötigerweise plagen, obendrein in einem Lande wie diesem, das doch wahrhaftig niemand in Versuchung führen sollte! Aber, wer weiß: Nummelin, wenn er noch lebt, gedenkt vielleicht doch bisweilen mit wehmütiger Sehnsucht dieses Sumpflandes, des Flusses, des Ufers in der Frühlingssonne, als schneefreie Flecken erschienen und die Zugvögel ankamen, der Hütte, wo sie um ihr Leben kämpften. So wunderlich sind wir Menschen: gerade dahin sehnen wir uns oft zurück, wohin man es am wenigsten glauben sollte: wo wir die ärgsten Mühen gehabt haben!

Aber hier ist nicht der Ort, sich Träumereien hinzugeben. Ich muß weiter in diesem Sumpfland; es muß doch weiß Gott mög-

lich sein, schließlich noch ein paar Vögel aufzutreiben; die nichtsnutzige Hündin hat ja hier und dort zwischen den Weiden etwas gewittert. Der arme englische Bursche, der schon naß wie eine Krähe im Regen ist, stapft so gut er kann durch Weidengestrüpp und über Moorboden hinter mir drein.

Schließlich stieg in ziemlicher Entfernung ein Vogel auf, er war durch die Hündin aufgescheucht worden, die gerade wieder eine Spur gefunden hatte. Wahrhaftig, ein junges Schneehuhn! Ich schoß, es fiel; aber der arme Hund hatte schon längst keine Lust mehr und war nicht dazu zu bringen, zwischen den hohen Rasenbüschen im nassen Moor auf die Suche zu gehen. So mußte ich auch diesen Vogel fahren lassen. Hungrig waren wir zwar und allerlei Eßbares hatten wir mitgenommen, aber nirgends fand sich ein Plätzchen, auf das man sich zum Essen hätte setzen können, und das Stillstehen war in diesem greulichen, naßkalten Wetter bei unsern quatschnassen Füßen erst recht nicht verlockend.

Nachdem wir den ganzen Tag umhergelaufen waren, hatten auch wir überreichlich genug und traten den Heimweg über die Insel an. Wir stießen zuerst auf einen langgestreckten kleinen See; um ihn zu umgehen, gingen wir an ihm entlang, aber er nahm kein Ende und führte uns immer weiter vom Wege ab. Wir mußten also umkehren und wieder den andern Weg einschlagen. Nun ging es über endlose Moräste, wo wir überall einsanken, oft bis an die Schenkel. Es hatte den ganzen Tag gerieselt und jetzt fing es an zu gießen. Als wir uns, naß bis auf die Haut durch Sumpfwasser von unten und Regenwasser von oben, endlich dem „Kloster" am Strande näherten, sahen wir eine Schar großer, feister Schneehühner auffliegen. Glänzend weiß schimmerten ihre Flügel durch den naßkalten Regen. Laut bellend setzte die Hündin ihnen nach. Sie schienen sich hinten in einem Moor niederzulassen, waren aber nicht aufzufinden, denn die Hündin wollte, nachdem sie sich ausgebellt hatte, mir nur noch auf den Fersen folgen.

Als wir an den Strand kamen, war unser Boot verschwunden. Wir erfuhren nachher, es sei an Bord geholt worden. Wir mußten nun eines der Zelte aufsuchen und durch Zeichen und Gebärden einigen Samojeden begreiflich machen, sie sollten uns nach dem Schiff rudern; das taten sie auch mit großem Vergnügen, sobald sie uns nur erst verstanden hatten.

Die nächsten Tage über wehte heftiger Wind, der in diesen breiten Sunden einen starken Seegang erregt; es war daher nicht ratsam, mit den schwer zu rudernden Booten weite Ausflüge zu machen. Wir blieben meist an Bord, entwickelten tagsüber Platten und spielten abends Karten, während Loris-Melikow und Lied den lieben langen Tag über dem Schachbrett saßen, sobald Lied nicht das Löschen und Verstauen der Frachtgüter persönlich zu überwachen hatte. Nur Christensen und der Tierwärter mußten sich zwischendurch an Land begeben, um für die Kamele Gras zu mähen, das an dem niedrigen grünen Ufer auf unserer Westseite reichlich vorhanden war.

Mehrere Personen an Bord hatten gehofft, mit den Eingeborenen einen einträglichen Tauschhandel treiben zu können und auf diese Weise wertvolles Pelzwerk zu erhalten. Dazu hatten sie sich daheim mit Tauschmitteln versehen; unser guter dänischer Steward hatte 26 Mark in Glasperlen, Halsbändern und anderem Staate angelegt, der seiner Meinung nach auf die Eingeborenen großen Eindruck machen werde. Eine große Enttäuschung! Was an Pelzwerk dagewesen sein mochte, war längst an die sibirischen Händler verkauft. Man darf auch nicht glauben, daß diese Eingeborenen naiv genug sind, sich durch Glasperlen düpieren zu lassen. Sie wissen mit Geld und Geldeswert genau so gut Bescheid wie wir. Die Preise der Felle sind bei ihnen nicht viel niedriger als bei uns daheim. Der arme Steward! Er war ganz trostlos, daß er sein Kapital in eine so schlechte Spekulation gesteckt hatte; denn die Sachen, die er gekauft, seien jetzt ja vollständig wertlos und er könne sie ebensogut ins Wasser werfen.

Lied hatte uns bei der Einladung zu dieser Reise als Lockmittel die Möglichkeit in Aussicht gestellt, uns an der Jenisseimündung mit Mammutschnitzeln bewirten zu können; denn im vorigen Jahr war in der Nähe von Goltschicha ein gefrorenes Mammut im Boden der Tundra gefunden worden. Schnitzel von einem so merkwürdigen Tier, das so viele tausend Jahre gefroren in der Erde gelegen hatte, mochten an und für sich gewiß etwas Besonderes sein — ich für meine Person sah darin nicht gerade etwas sehr Verlockendes; ich mußte an Leichengift und andere Greuel in dem großen, eines natürlichen Todes gestorbenen Tiere denken.

Mir war es daher keine schmerzliche Enttäuschung, als Lied uns

Digitized by Google

mitteilte, er könne sein Versprechen mit den Mammutschnitzeln leider nicht halten; die Hunde aus Goltschicha hatten das Mammut herausgescharrt und den ganzen Winter davon gefressen, bis im Frühling eine russische Regierungsexpedition kam, eine Ausgrabung anstellte und, was noch da war, mitnahm. Zu den rätselhaftesten Dingen, auf die wir in diesem so vielfach merkwürdigen Sibirien stoßen, gehört wohl, daß sich jene großen ausgestorbenen Tiere, hauptsächlich das Mammut, aber auch das wollhaarige Nashorn, zum Teil fast ganz unverändert, mit Fleisch, Knochen, Haut und Haaren, in dem ewig gefrorenen Erdboden eingebettet finden.

Wo kamen sie her? Wie sind sie gestorben? Wie konnten sie so schnell einfrieren, daß diese Riesenleiber erhalten blieben? Alles Rätsel, die in den bald 150 Jahren, seitdem man 1771 in Sibirien das erste guterhaltene Exemplar des wollhaarigen Nashorns gefunden hat, viele der Berufensten zu lösen versuchten. Aber noch habe ich keine befriedigende Erklärung gelesen.

Klar ist, daß diese großen Körper in verhältnismäßig kurzer Zeit nach dem Tode gefroren sein müssen und daß die Tiere im Winter gestorben und irgendwie vor der Sommerhitze beschützt worden sind, so daß sie nur wenig wiederauftauen konnten, denn sonst wären die weichen Teile, wie Fleisch und Haut, bald verwest und hätten sich nicht bis in unsere Zeit erhalten, und zwar so gut erhalten, daß Hunde sie noch jetzt verzehren können. Baron Toll hatte mir erzählt, auf einer Expedition nach den Ljachow-Inseln hätten seine Hunde aus dem Sandabhang Knochen der darin eingefrorenen ausgestorbenen Tiere herausgekratzt und das Mark der Knochen gefressen.

Früher konnte man solche Dinge leichter erklären. Da ließ man einfach durch die Sündflut oder andere große Naturumwälzungen den Tieren ein Ende machen, und plötzlich eintretende Kälteperioden ließen sie gefrieren und konservierten sie. Heutzutage gehen wir mit der Natur nicht so unvorsichtig um. Wir sind jetzt überzeugt, daß sie selbst in weit zurückliegenden Zeiten auch nicht viel anders geartet war als heute. Es sind in der Hauptsache die gleichen Prozesse, die sich damals und jederzeit abgespielt haben.

Vielleicht ließe sich an Gletscher denken, in deren Spalten diese plumpen Tiere gestürzt sind; hier erfroren sie dann, und das Eis

Digitized by Google

schloß sie ein. Wären jene Gletscher auch jetzt noch da, dann wäre alles leicht verständlich. Aber selbst wenn hier ehemals Gletscher gewesen wären, was zweifelhaft ist, ist es unwahrscheinlich, daß durch derartige reine Zufälle an so vielen Stellen Tiere hätten erhalten bleiben können. Außerdem liegen sie in dem sibirischen Erdboden ja gewöhnlich in Sand- und Tonschichten eingefroren, nicht aber in Eis, wie Baron Toll klar nachgewiesen hat.

Eher läßt sich denken, daß die Tiere beim Überschreiten dünner Stellen in der Eisdecke des Flusses im Winter ertranken und im Eise einfroren, oder daß sie im Winter am Flußufer starben und dann, wie Middendorff meint, durch die Flut und den Eisgang im Frühling nordwärts nach kälteren Gegenden getragen wurden; der übertretende Fluß hat sie dann in die Tundra hineingeschwemmt und das Flutwasser sie dort mit Ton- und Sandschichten bedeckt, die sie vor dem Wiederauftauen bewahrten. Aber auch diese Erklärung reicht nicht zu.

Einige Forscher, wie Schrenck und Nehring, haben es so zu erklären versucht, daß die riesigen Tiere im Winter durch Schneestürme auf der sibirischen Tundra umgekommen, unter Schnee begraben worden und darin gefroren seien. Aber der Schnee schmilzt im Frühling und Sommer, und um dieser Schwierigkeit zu entgehen, müßte man glauben, jene Schneeschichten seien allmählich vergletschert, und diese Gletscher hätten sich bis auf unsere Zeit erhalten und seien nun von Erdschichten, Sand und Ton, nach und nach zugedeckt worden. Von der Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme abgesehen, bleibt auch die schon erwähnte, schwer damit vereinbare Tatsache bestehen, daß Mammutleichen in der Regel nicht im Eis gefunden wurden.

Andere, wie Brandt, haben angenommen, daß die großen plumpen Tiere in den Mooren steckengeblieben seien und so ihren Tod gefunden hätten, wie bei uns daheim in Norwegen manchmal die Elentiere. Wenn aber das Moor bis zu solcher Tiefe weich war, daß das Tier stecken blieb, wie kann solch ein Sumpf nachher beständig gefroren gewesen sein? Es gibt also, wie wir sehen, der Schwierigkeiten genug.

Ich könnte mir eher den Hergang so denken, daß die Tiere im Herbst oder Winter in der Nähe eines großen Flusses eines natürlichen Todes gestorben sind. Durch die Körperwärme und das

große Gewicht taute die Unterlage auf und das Tier sank ein wenig in den Boden hinein, bis das Ganze wieder erstarrte und das Tier dabei in der Erde festfror. Bei dem Hochwasser im nächsten Sommer wurde es zwar überflutet, aber das kalte Wasser konnte es in der kurzen Zeit nicht auftauen, und es wurde dann mit einer Ton- und Sandschicht, die das Hochwasser mitschwemmte, zugedeckt. Auf diese Weise war es vor dem Wiederauftauen geschützt. Im nächsten Winter gefror auch die neue Schicht, und die neue Flut lagerte wiederum eine Schicht darauf ab. Dies stimmt, glaube ich, am besten mit dem überein, was mein verschwundener Freund, Baron Toll, sich gedacht hat. —

2. September. Endlich gutes Wetter! In einem Samojedenboot, mit Samojeden als Ruderern, begaben sich mehrere von uns westwärts, um die Eingeborenen auf der Lebiasjij-Insel zu begrüßen. Der ganze Weg führte über merkwürdig schwach abfallenden Seeboden außerhalb der niedrigen Ufer; man kann höchstens bis auf einige hundert Meter ans Land herankommen. So gelangten wir über den ersten Sund, im Westen der Nosonowski-Insel. Er erstreckt sich in nördlicher Richtung, einer Meeresbucht vergleichbar mit niedrigen Eilanden auf beiden Seiten. Das Land im Norden war nicht zu sehen, und der Sund hätte recht gut ins offene Meer hinausführen können.

Im Norden und Süden zeigt sich Luftspiegelung; sobald die niedrige Küste etwas entfernt ist, scheint sie in die Luft emporgehoben zu sein und blankes Wasser unter sich zu haben. So ist es hier jeden Tag. Ich habe dieses Schauspiel sonst nie so allgemein und täglich wiederkehren sehen; die Ursache ist jedenfalls die: das von Süden kommende Flußwasser ist bedeutend wärmer als die Luft; diese wird dadurch in einer dünnen Schicht über der Wasserfläche erwärmt, und an der Grenze dieser Schicht tritt eine Totalreflexion der fast horizontalen Lichtstrahlen ein, die von dem etwas höher liegenden Land in der Ferne und von der Luft darüber kommen. Es entsteht eine Spiegelung der Luft und des Landes, vor dem wirklichen Lande, das man infolge der direkten, durch die darüberliegenden kälteren Luftschichten in unser Auge fallenden Strahlen sieht. Es ist genau dieselbe Erscheinung wie die Fata Morgana in der Wüste, die den dürstenden Reisenden erquickt durch Gaukelbilder von Gegenständen in weiter Ferne, die sich in herr-

lichem, glänzendem Waſſer ſpiegeln. Dieſe Art Luftſpiegelung entſteht alſo nicht, wie man oft glauben will, durch eine Refraktion, die das Land und den Horizont hoch in die Luft emporhebt.

Die ſüdliche Landſpitze der ſchmalen Inſel im Weſten des Sundes war verhältnismäßig hoch; auf ihr wohnte der Kaufmann. Dort ſtanden auch mehrere Erdhütten, einige Zelte und ein oder zwei Holzhäuſer.

Ein ſchmaler Sund trennte dieſe Inſel von der größeren, die im Weſten davorlag; auf der letztern ſtanden vier Zelte; hier wohnten einige Samojeden von der Weſtſeite des Jeniſſei, aber die meiſten waren Juraken. In einer Erdhütte hauſte ein Ruſſe, der bei den Eingeborenen Fiſche aufkaufte.

Als wir an dieſer Inſel landeten, war die Mannſchaft eines Bootes gerade im Begriff, Netze an Bord zu nehmen, um auf Fiſchfang zu ziehen. Es waren zwei Brüder dabei, Juraken, die ganz ſemitiſch ausſahen. Die andern waren Samojeden. Die beiden Brüder beſaßen zuſammen 72 Renntiere, die, während ſie hier fiſchten, in der Tundra auf der Oſtſeite des Jeniſſei weideten. Einer der Samojeden, der der Kleidung nach zu urteilen viel ärmer war, beſaß nur 10 Renntiere. Als ich meinte, davon könne er doch nicht leben, antwortete er nur, das könne er in der Tat nicht.

Wir beſuchten ſowohl die Samojeden wie die Juraken in ihren Zelten; ein beſonderer Unterſchied zwiſchen ihren Wohnungen iſt mir nicht aufgefallen.

Auch den Jurakenhäuptling mit ſeinen beiden Weibern begrüßten wir. Er war ein älterer, kräftig ausſehender Mann; ſein Geſichtstypus mochte dem eines Gebirgsfinnen ähneln; aber ſein eigentümlicher dünner Knebelbart, der an den Mundwinkeln herabhing, während die Oberlippe in der Mitte bartlos war, gab ihm etwas Chineſiſches. Die eine der Gattinnen war alt, verblüht und triefäugig; ihr Geſicht glich einem verſchrumpelten Apfel; auch ſie hatte einige Ähnlichkeit mit einer Gebirgsfinnin. Der Häuptling ſelbſt erklärte, indem er auf ſie zeigte, ſie ſei zu nichts mehr nütze; er habe ſich deshalb jetzt eine junge Frau genommen. Dieſe war in der Tat jung genug, um ſeine Tochter ſein zu können; ſie ſah übrigens recht gut aus, ſchien mit ihrem Loſe ſehr zufrieden und war ſtolz auf ihre Würde als Fürſtin, obwohl man ſich ein be-

Digitized by Google

Samojeden-Zelt in der Tundra.

Digitized by Google

Eine gutgelaunte Dolganin.

Digitized by Google

gehrenswerteres Los denken kann, als das Weib des alten Mannes zu sein. Aber so sind die Frauen wohl mancherorten.

Der Häuptling erzählte uns, er gehöre nach Obdorsk, und er habe früher jeden Winter dorthin reisen müssen, um dort die Abgabe zu bezahlen, die er als Häuptling oder Starost unter den Steuerpflichtigen seines Volkes einzusammeln habe; jetzt aber sei ihm erlaubt, sie in Dudinka zu zahlen.

Sein Name war Jabtung Aljo; sein Stamm (Orda) wird nach ihm genannt, also Orda Jabtung. Jeder erwachsene Jurake hat 10½ Rubel Steuer zu erlegen, ob arm, ob reich, man möchte beinahe sagen, ob lebendig oder tot. In bestimmten Jahren erfolgt eine Volkszählung, und dabei wird festgestellt, wer steuerpflichtig ist. Nach dieser Zeit muß jeder Steuerpflichtige die Zahlungen bis zur nächsten Volkszählung leisten, selbst wenn er inzwischen gestorben ist.

Der Stamm zählte 32 steuerpflichtige Seelen. Im Jahre 1902 entrichteten 19 von ihnen 250,40 Rubel, die übrigen weigerten sich zu zahlen. Im Jahre 1910 gingen nur 88 Rubel ein. Gegen die Steuerverweigerer ist auf diesen großen Ebenen nicht leicht etwas zu machen; selbst wenn man Leute und Zeit hat, sie zu suchen, sind sie schwer ausfindig zu machen.

Der Fürst klagte sehr über die hohe Steuer, für die sie gar nichts hätten. Und was können diese Nomaden auch dafür erhalten? Unterricht, Schulen, Geistliche, Ärzte, Kunststraßen und Verkehrsverbindungen haben sie nicht; das einzige, was ihnen zugute kommt, ist, daß die Dampfer den Jenissei hinab und hinauf fahren und ihnen die Kaufleute bringen. Deren Geschäft blüht, und sie tun das ihre, den Samojeden ihre Felle und damit ihre Reichtümer abzunehmen; sie verschaffen ihnen neue Lebensbedürfnisse, die ihnen früher unbekannt waren und ohne die sie sehr gut leben konnten; ganz davon zu schweigen, daß die Kaufleute sie auch den Branntwein kennen gelehrt haben.

Die für sie am meisten bemerkbare Wirksamkeit der Regierung, außer den Steuerforderungen, besteht darin, daß sie sich eines Teiles der Fischereigerechtigkeit bemächtigte, die früher den Samojeden allein zustand. Die Russen haben zum Teil das Recht erhalten, an denselben Stellen zu fischen; ja, ganze Strecken, auf denen die Eingeborenen die Fischereigerechtigkeit hatten, sind meist-

Digitized by Google

bietend an Russen verkauft worden. Wenn diese nun dorthin kamen in dem Glauben, allein zum Fischfang berechtigt zu sein, fanden sie bald, daß sie sich mit den Eingeborenen in das Recht teilen mußten und daß diesen außerdem gestattet worden war, einige Plätze ihrer alten Fanggründe für sich zu behalten.

Darüber hinaus gewährt die Regierung den Eingeborenen noch den Vorteil, daß sie ihre Kinder gelegentlich taufen lassen können. Aber viel hat das meiner Ansicht nach nicht auf sich, denn bis zu Trauungen reicht der geistliche Beistand wohl selten; diese besorgen die Eingeborenen allem Anschein nach oft ganz allein.

Besonders ungerecht erschien es dem Fürsten Jabtung Aljo, daß er und sein Volk eine so hohe Steuer, 10½ Rubel auf den Mann, zu erlegen hätten, während bei den Jenissei-Samojeden auf der Ostseite des Flusses jeder arbeitsfähige Mann nur 3½ Rubel zahlen müsse. Dies scheint auch wirklich ziemlich ungerecht; der Grund dafür ist wahrscheinlich, daß die Jenissei-Samojeden den Juraken gegenüber als ärmer angesehen werden. Übrigens scheint der Wohlstand unter den Juraken heutzutage auch nicht groß zu sein.

Diese Eingeborenen haben also die erste Wirkung der Zivilisation kennen gelernt: Steuern und Abgaben; weiter ist der Staat noch nicht gelangt. Die Vorteile kommen vielleicht später einmal, aber dann liegen diese Menschen jedenfalls längst unter der Erde.

Unser Freund, der Fürst, nahm aus einer Kiste die Dokumente und Briefe, die er von der Regierung erhalten hatte; darin war von Pflichten und Rechten die Rede, hauptsächlich aber von Pflichten. Er zeigte die Schreiben Wostrotin und Loris-Melikow und veranlaßte sie, sie zu lesen und ihm zu erklären, was darin stehe, da er sie selbstverständlich nicht genügend verstehen konnte. Dann wurde die Lage von neuem besprochen, und wieder betonte unser Fürst nachdrücklich, wie vollständig sinnlos es sei, ihm und seinem Volk eine so hohe Steuer aufzubürden, deren Entrichtung ihnen sehr schwer werde.

Man könnte glauben, die Eingeborenen hielten es für eine Ehre, Häuptling oder Starost zu sein, aber es schien, als sei ihnen diese Würde eher eine Last, die sie gern abschüttelten, wenn sie sich nur getrauten. Jedenfalls klang es, als ob unser Freund jene Würde gar zu gern los sein möchte. Allerdings soll der Häuptling oder

Digitized by Google

Staroſt von ſeinem Stamm gewählt werden; aber ſoviel ich in Erfahrung bringen konnte, geht es dabei ſo zu: ein ruſſiſcher Polizeibeamter beſucht den Stamm, macht den am beſten ruſſiſch ſprechenden Mann ausfindig und erklärt dann den andern, ſie hätten dieſen zu wählen, was auch geſchieht. Irgendeine Entſchädigung für ſeine Leiſtungen bezieht der Staroſt nicht, aber er hat viel Mühe und Arbeit mit der Erhebung der Steuern und obendrein die große Reiſe nach Dubinka; früher mußte der viel weitere Weg bis Obdorsk zurückgelegt werden. Um ſich dort nur eine Stunde aufzuhalten, habe er, ſagte der Häuptling, zwei Monate für die Hinreiſe und zwei Monate für die Heimreiſe gebraucht!

Schamanen hatten die Eingeborenen, wie ſie behaupteten, hier nicht, und ich konnte auch nicht dahinter kommen, ob ſie vielleicht anderswo welche hatten. Sie wollten auch nicht mit der Sprache heraus, ob ſie Götzen haben. Sie lachten nur, wenn wir danach fragten. Chriſten ſind ſie nur bis zu einem gewiſſen Grade; kleine Heiligenbilder hingen an den Stangen unter der Zeltwand wie andere Hausgötter. Getauft mögen die meiſten von ihnen ſein, in Dubinka oder in Obdorsk, wie es gerade paßte. —

Die Inſel war im Innern ziemlich flach, mit Weidengeſtrüpp, Gras und Moos bedeckt und zeigte hier und dort kleine ſtehende Gewäſſer. Sie ſcheint übrigens etwas trockener zu ſein als die Noſonowski-Inſel, auf der ich mich neulich aufgehalten habe.

Am Handelsplatz auf dem andern Ufer ſahen wir Ruſſen, Männer und Frauen, und nach den vielen Tonnen am Strande zu urteilen, mußte dort große Tätigkeit herrſchen.

In zwei Erdhütten wohnten dort auch einige Dolganen. Sie ſind, wie Woſtrotin ſagt, die Ariſtokratie der Tundra. Putzſüchtiger als Samojeden und Jurakken, lieben ſie Schmuckſachen und feine geſtickte Anzüge. Das war einem geſunden, wohlgenährten Mädchen auch anzuſehen; ſie lachte vor innerer Heiterkeit unausgeſetzt, und ihr Staatskaftan war mit den prächtigſten Stickereien bedeckt.

Die Dolganen ſcheinen den Jakuten nahezuſtehen. Sie ſind Rentiernomaden, leben in der Tundra und ſollen aus Oſten, aus dem Lande an der Lena, gekommen ſein. Sie ſahen geſund und wohlgenährt aus, ſchienen aber eine ziemlich gemiſchte Raſſe zu ſein. Männer kamen uns nicht zu Geſicht, ſie waren draußen beim Fiſchen.

Digitized by Google

Wir begegneten auch einer Tungusin, die mit einem Russen verheiratet war und ganz anziehende Töchter hatte. Hier wohnt also eine ziemlich gemischte Gesellschaft; alle schienen fröhlich, rührig und zufrieden zu sein.

In diesem Ort sahen wir auch einige hochbeinige, kräftige Schlittenhunde. Sie waren angebunden und gehörten einem Fischer, der sie im Winter zu Fahrten auf dem Flusse benutzt; im Sommer müssen sie sein Boot bugsieren, indem sie am Ufer entlanglaufen und das Fahrzeug ziehen. Sie waren größer und kräftiger als die Hunde der Renntier-Samojeden, die nicht zum Fahren benutzt werden, sondern die Renntiere bewachen müssen.

Als wir auf dem Heimweg in die Nähe des „Correct" kamen, bemerkte Christensen plötzlich, daß auf dem Besanmast die Flagge gehißt wurde. Was hatte das zu bedeuten? Nicht lange darauf rief uns einer unserer samojedischen Ruderer etwas zu und zeigte südwärts: wir erblickten die Masten eines Schiffes!

Bald waren wir an Bord; das fremde Schiff war näher herangekommen; durch das Fernglas sahen wir, daß es nicht groß war, nur zweimastig, es mußte ein kleines Motorboot sein. Sofort war uns klar, daß dies nichts anderes sein konnte als das kleine Regierungsmotorboot „Omul", das zu Fischereiuntersuchungen auf dem Jenissei benutzt wird. Was wollte es hier? Sein Kurs führte gerade auf uns zu. Es hieß, Ingenieur Wourtzel, der ja mit uns hatte reisen sollen, habe dies Boot angewiesen, ihm in der Jenisseimündung entgegenzukommen, und es vermutlich nicht abbestellt, als er verhindert war mit uns zu fahren.

Der „Omul" fuhr an uns vorbei, dann ganz um uns herum und ankerte zwischen uns und dem Lande. Ein Boot brachte den Kapitän zu uns; es war ein rundlicher, gutmütig aussehender kleiner Mann mit einer runden Seehundsfellmütze, der ganze Mann sah wie ein kleiner Seehund aus. Das Boot war wirklich auf Wourtzels Wunsch den weiten Weg von Krasnojarsk hergekommen, um Leute — wen wußten sie nicht — vom „Correct" abzuholen, und es stand jetzt zu unserer Verfügung.

So konnten wir denn jetzt ganz unerwarteterweise gleich südwärts ziehen. Wir hatten geglaubt, hier ungefähr noch eine Woche liegen bleiben zu müssen, bis das Löschen und Beladen fertig war, bevor wir mit dem Schleppdampfer und den Leichtern den Jenissei

Digitized by Google

hinauffahren konnten, und Jenisseisk hätten wir dann allerfrühestens Ende September erreicht. Meine Hoffnung, Ingenieur Wourtzel noch in Krasnojarsk anzutreffen, hatte ich längst aufgegeben; doch jetzt auf einmal eröffnete sich eine neue Aussicht, und an Bord des „Correct" ging es lebhaft zu; wir machten uns reisefertig.

Viel Platz war an Bord des „Omul" nicht: ein kleiner Salon mit zwei Sofas, daneben eine Schlafkabine mit drei Lagerstätten; aber dies reichte gerade für drei Passagiere aus, außer dem Kapitän des „Omul" und dem Maschinisten, die schon vorher dort einquartiert waren. Der Salon war nur so groß, daß, wenn einer vom Deck kam, um in die Schlafkabine zu gehen, die auf den Sofas im Salon Sitzenden aufstehen mußten, um ihn durchzulassen, auch die Klappen des Tisches mußten dann heruntergeschlagen werden; das feiste Bäuchlein des Kapitäns ging dann knapp zwischen Tisch und Tür hindurch.

Beköstigen mußten wir Passagiere uns selbst, und zum Kochen war nur ein Primuskocher vorhanden. Aber ein liebenswürdiger, guter Koch namens Alexei war da, und mit dem Essen hatte es keine Not; denn durch Kapitän Samuelssens freundliche Fürsorge wurden uns vom „Correct" so reichlich Eßwaren mitgegeben, daß wir die meisten noch hatten, als wir in Jenisseisk eintrafen. Frische Fische und roten Kaviar konnten wir zur Genüge an Land kaufen, und Brot wurde an Bord noch in der Nacht für uns gebacken, so daß wir während des ersten Teiles der Reise auch damit versehen waren.

Wir beschlossen, gleich am nächsten Morgen abzureisen. Schleunigst wurde gepackt, und wir schrieben in aller Eile noch einige Briefe, die der „Correct" mit nach Norwegen nehmen sollte.

3. September. Am frühen Morgen kam ein neuer großer Dampfer, der „Orjol" (Adler), mit einem Leichter im Schlepptau. Er war auf dem Wege nordwärts nach Goltschicha. Es war ein großer stattlicher Dampfer, der einst Wostrotin und seiner Gesellschaft gehört hatte; er hatte ihn in Glasgow gekauft, wo er „Glenmour" geheißen hatte und als Passagierdampfer auf dem Clyde gefahren war.

Der Kapitän war ein Finne und schien ein prächtiger Kerl zu sein. Er kam an Bord, um uns zu begrüßen; mit ihm erschienen auch zwei junge Studenten in ihren militärisch aussehenden

Digitized by Google

Uniformen. Der eine war Woſtrotins Neffe. Ein dritter Student ſtellte ſich ein wenig ſpäter an Bord ein, er war ebenfalls ein Neffe Woſtrotins. Er hatte gerade ſein Advokatenexamen gemacht, war aber jetzt während der Sommermonate Zweiter Kapitän des Dampfers und hatte den kaufmänniſchen Teil des Betriebes zu beſorgen.

Er erzählte uns, man habe zwei Diebe an Bord entdeckt, die ſich ihr Fahrgeld durch Kartenſpielen mit den Paſſagieren verſchafften; auch ſei den Leuten Geld aus der Taſche verſchwunden, und nun habe unſer Gendarm ſie verhaftet und in den einen Leichter eingeſperrt. Dies war für die Diebe recht betrübend, denn die beſten Geſchäfte hätten ſie wohl auf der Rückfahrt den Jeniſſei hinauf gemacht, wo die Leute nach dem Fiſchfang und der Handelsreiſe mit Geld in der Taſche heimfahren und ſich dabei gern betrinken.

Später am Morgen, vor unſerer Abreiſe, traf noch ein Dampfer, der „Jeniſſeisk", ein; mit ihm kamen ein Gendarmerieoffizier mit mehreren Gendarmen und ein Polizeibeamter aus Turuchansk, und überdies hatte auch der „Orjol" gewiß einen Detektiv mitgebracht. Und alle dieſe Leute ſind, wie man annehmen darf, wegen der Reiſe des „Correct" hierher gekommen!

Jetzt haben wir einen Zollbeamten, zwei Zollſoldaten, einen Gendarmerieoffizier, zwei Gendarmen, zwei Polizeibeamte und vielleicht noch einen Detektiv, im ganzen acht oder neun Mann! Dazu kommt noch ein Kapitän auf dem „Turuchansk" und ein Kapitän auf jedem der Leichter, ungefähr 12 oder 13 Mann. Vergleicht man damit, daß nur acht Mann für das Löſchen und Beladen da ſind, ſo ergibt ſich kein vernünftiges Verhältnis. Aber der „Jeniſſeisk" brachte auch noch acht Arbeiter mit, und nun ging es mit dem Löſchen wohl etwas geſchwinder.

Der „Jeniſſeisk" ſollte unſere Leichter den Jeniſſei hinaufſchleppen, führte aber auch ſeinen eigenen Leichter mit Kohlen mit ſich. Er hätte demnach auf der Rückfahrt vier Leichter im Schlepptau gehabt, und das wäre eine langſame Reiſe für uns geworden!

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Den Jenissei hinauf.

So verabschiedeten wir uns denn von Kapitän Samuelsen und Direktor Lied, unsern liebenswürdigen Wirten an Bord, und sagten dann dem Steward, dem Steuermann, der Mannschaft und dem „Correct", auf dem wir einige angenehme Wochen verlebt hatten, Lebewohl. Es war auch ein Abschied von Herrn Christensen, mit dem wir leider nicht den Jenissei hinauffahren konnten, da er die befrachteten Leichter begleiten mußte. Dann nahmen wir von den russischen Beamten, dem Kapitän des „Turuchansk", dem netten Zollbeamten und den übrigen Herren Abschied, begaben uns an Bord unseres neuen Schiffes und fuhren ab. Bei Regenwetter und steifem Gegenwind ging es südwärts durch den breiten Sund zwischen den Inseln.

Unsere Straße war in der Regel die nach Süden gehende tiefe Fahrrinne des Flusses. Freilich hatte der „Omul" nicht viel mehr als zwei Meter Tiefgang, aber das genügte, um bald auf den vielen Sandbänken festzufahren, sobald wir aus der Stromrinne herauskamen, und diese ist sehr schmal. Ihr folgt auch der Stör auf seinen Wanderungen flußauf- und -abwärts, und daher sagten wir auch ziemlich oft, wir müßten auf dem Wege, den der Stör geht, bleiben.

Wie ich bereits betont habe, zieht sich die Rinne großenteils am östlichen Ufer des Flusses entlang. Eine ins einzelne gehende Karte des Flusses mit den Tiefen seiner ganzen Breite gibt es nicht. Admiral Wilkitskij hat zwar eine Karte des Jenissei von Jenisseisk bis Goltschicha gezeichnet, auf der die Rinne angegeben ist; aber so genau, daß jemand, der das Fahrwasser nicht kennt, danach steuern könnte, ist die Karte nicht. Für uns lag darin keine Schwierigkeit, wir hatten an Bord einen guten Lotsen, der die Bänke flußaufwärts

Digitized by Google

kannte und uns wohlbehalten nach Jenisseisk zu bringen versprach, wenn er auch noch so betrunken sein sollte.

Zum Unglück war aber an Bord keiner, der ihn hätte ablösen können, und da er unmöglich Tag und Nacht am Steuer stehen konnte, mußten wir jeden Abend vor Anker gehen. Doch da er wußte, daß uns viel daran lag, schnell weiterzukommen, gab er sich dem Schlaf nicht lange hin. Sobald es zwischen 5 und 6 Uhr hell wurde, stand er gewöhnlich schon wieder auf seinem Posten und blieb unerschütterlich bis zum Abend am Steuer stehen.

Als wir ungefähr an das Südende des Sundes zwischen den Inseln gelangt waren, bekamen wir ziemlich starken Wellengang von vorn, und der kleine „Omul" begann zu stampfen, als befänden wir uns auf offenem Meer. Wostrotin erzählte uns, daß die Kapitäne sich auf ihren Reisen den Jenissei hinauf und hinunter vor dieser Strecke am meisten fürchteten. Gerade hier könne es solchen Seegang geben, daß es gefährlich scheine, an dieser Stelle mit Leichtern zu fahren. —

Wenn wir erst etwas besser in Ordnung sind und unsere Sachen verstaut haben, wird es sich an Bord des „Omul" immerhin leben lassen; vorläufig ist es noch ein bißchen vollgepfropft, und der Gedanke, hier bis zur Ankunft in Jenisseisk vielleicht drei Wochen hausen zu müssen, hat gerade nichts Belebendes; denn viel Raum, sich zu bewegen, hat man auf dem Schiffe nicht.

Am Abend des ersten Tages schien der Maschinist ziemlich ausgelassen zu sein. Er war sonst ein stiller, manierlicher Mensch, aber er hatte wohl ein wenig zu viel Wodka an Bord.

Dann wollte die Maschine die Schraube nicht mehr drehen, und niemand wußte, warum. Die Injektorpumpe ziehe mit dem Petroleum auch Wasser, hieß es tags darauf; der Fehler dürfte aber weniger an zu vielem Wasser in der Maschine als an zu vielem Branntwein im Maschinisten liegen. Dem mochte sein, wie ihm wolle, jedenfalls waren wir gezwungen, zwischen Pimens Grab und Selo Tolstoi Nos (d. h. das Dicke-Nasendorf) vor Anker zu gehen.

Eine herrliche Nacht! Als ich auf Deck kam, so um Mitternacht herum, lag die Sonnenglut wie langsam glimmendes Feuer über dem Flußspiegel im Norden, während dunkle Wölkchen wie Rauch vor ihr hinzogen. Unmittelbar darüber funkelte die Venus, und über der Dämmerung und der Venus wölbte sich der stark-

Digitized by Google

Abfahrt auf dem „Omul".

Oſtufer des Jeniſſei.

Digitized by Google

Die nördlichste Kuh der Welt.

Digitized by Google

glänzende Bogen eines Nordlichts — ein wunderbarer Anblick! Hoch droben der tiefblaue Sternenhimmel, neben uns das Waſſer des Fluſſes, worin ſich der Himmel ſpiegelte, und dahinter das niedrige Flußufer und die unendliche Tundra.

Über das Grab des Pimen, das nördlich von uns drinnen im Lande liegt, gehen ſeltſame Sagen. Er war, wie es heißt, ein Verbannter zur Zeit der Kaiſerin Katharina. Er ſollte hier leben, wollte aber lieber gehängt werden und bat daher den Gendarmen, ihn aufzuhängen; der Gendarm wollte aber nicht daran und riet ihm, noch zu warten. Inzwiſchen grub Pimen ſich ſein Grab, bereitete alles zu ſeinem Tode vor und verlangte durchaus gehängt zu werden. Der Gendarm bat ihn wiederum, zu warten, denn nun ſähen ſie ja das Schiff von Süden herkommen und er könne ſich doch wenigſtens gedulden, bis es da ſei; aber Pimen hatte jetzt keine Zeit mehr zum Warten, und ſo wurde er denn gehängt. Als das Schiff kam, brachte es von der Kaiſerin Katharina die Begnadigung!

Später wurde Pimens Grab heilig. Die Eingeborenen glauben, es brenne ſtets Licht darauf und bei Wind flackerten die Kerzen hell empor. Wer an dem Grab vorbeizieht, muß, falls er rechtzeitig an ſeinem Beſtimmungsort anlangen will, ein Gebet ſprechen. Tut er es nicht, ſo wird er unterwegs aufgehalten werden. Ein Schiffer und ſeine Gattin, jetzt beide in Jeniſſeisk, fuhren einmal vorüber, ohne das Gebet zu ſprechen. Da erhob ſich ein Unwetter, ſie wurden zurückgeworfen und mußten 18 Tage an dieſer Stelle bleiben. Da betete der Schiffer am Grabe, und nun kamen ſie gut vorwärts.

Auch wir haben nicht an jenem Grabe gebetet, und vielleicht war das der Grund für das Stocken der Maſchine. Wie wird es uns morgen ergehen? Es iſt greulich mit ſolchen verdrehten Motoren; ich ſehe uns ſchon im Geiſt hier mit unbrauchbarer Maſchine liegen, bis endlich der Schleppdampfer mit den Leichtern erſcheint und uns mitnimmt. Es iſt nicht gerade erbaulich, daran zu denken!

4. September. Heute morgen war die Maſchine glücklicherweiſe wieder in Gang, das geſtrige Übermaß an Waſſer war alſo entſchieden nur Branntwein geweſen.

Die Fahrt ging ſüdwärts weiter, und um ½9 Uhr kamen wir in Karaulnoje (d. h. Wachtſtelle) an, wo ein großes Haus ſteht,

Digitized by Google

das ganz herrschaftlich aussieht. Wir ankerten und begaben uns an Land.

Etwa 1879 schuf hier Baron von Knop einen Stapelplatz des Handels über das Karische Meer.

Damals knüpfte man große Erwartungen an die Zukunft dieses Handelsweges; sie trogen. Jetzt ist der Ort ein wichtiger Platz für den Fischhandel auf dem Jenissei und gehört einem reichen Kaufmann in Krasnojarsk, der der „Fürst von Turuchansk" genannt wird. Seine Leute wohnen hier Sommer und Winter.

Wir wurden gut aufgenommen, und man führte uns in die große, helle Herrschaftsstube mit 4 oder 5 Fenstern und alten, abgeblaßten Tapeten an den Wänden. Der Verwalter des Besitztums, ein alter Russe, interessierte sich außerordentlich für Politik; groß war seine Freude, mit Wostrotin plaudern und ihm auseinandersetzen zu können, wie die Regierung in Rußland im allgemeinen und in Sibirien im besonderen eigentlich beschaffen sein müsse.

Auch ein jüngerer Russe war anwesend, ein großer, prächtiger Kerl mit braunem Bart und Haar, der wie ein Heiliger aussah. Er war Maschinist auf der kleinen Dampfbarkasse, die sie dort hatten.

Auf dem Platz vor dem Haus weidete eine Kuh, wohl die nördlichste Kuh in diesem Teil der Welt; für Sibirien war dies hoher Norden, denn wir befanden uns auf 70° 5′ nördlicher Breite. Die Kuh sah übrigens sehr gutmütig aus, und ich mußte sie mit dem Mädchen, das die Wirtschaft auf dem Hofe führte, zusammen photographieren. Ringsherum wuchs üppiges Gras, und die Weide schien gut, die Kuh sah auch fett genug aus. An einer Stelle drunten am Ufer lag das gemähte Gras in Haufen; aber nirgends sah ich Anzeichen richtiger Wiesen, obwohl doch Boden genug dazu zu finden sein mußte.

An dem flachen Ufer im Süden des Hauses stand ein einsames Jurakenzelt. Am Strand lag auch eines der gewöhnlichen, schweren Fischerboote, deren man sich hier bedient, daneben aber auch ein kleines Kanoe (Wjetka), das aus einem Baumstamm ausgehöhlt war. Es war das erste dieser Art, das ich sah; man benutzte es wohl zur Jagd. Es glich den Kähnen der Samojeden so wenig, daß ich fast glauben möchte, es stamme von den Jenissei-Ostjaken, bei denen ich später ganz ähnliche gesehen habe.

Auf dem Abhang über dem Hofe stieß ich auf mehrere

Digitized by Google

Jurakenschlitten, die hiergeblieben waren, während ihre Besitzer sich beim Fischen befanden. Die Juraken lassen die Schlitten mit allem, was sie nicht zum Fischfang brauchen, einfach auf der Tundra stehen, bis sie im Herbst zurückkehren, um wieder ostwärts zu ziehen. Kein Mensch, wenigstens kein Eingeborener, würde es sich einfallen lassen, die Sachen auch nur anzurühren.

Hinter den Häusern sah ich einige Hundeschlitten verschiedener Größe. Sie hätten die hier bei den Russen am meisten gebräuchliche Form, sagte der alte Russe. Auch viele Schlittenhunde liefen umher. Sie waren groß und kräftig und sahen gut aus, bedeutend größer und hochbeiniger als die Tiere, die wir 1893 von den Ostjaken zur Reise der „Fram" erhalten haben.

Als wir wieder abziehen wollten, begleiteten uns die beiden Russen zum Ufer hinunter. Nachdem wir das Boot bestiegen hatten, trat der Maschinist an den Rand des Wassers, verbeugte sich feierlich vor uns, bekreuzigte sich mehrmals und hielt dann eine längere Rede an Wostrotin, des Inhalts, dieser möge als Mitglied der Duma dafür Sorge tragen, daß das Volk in geistiger Hinsicht besser erzogen werde.

Später machten wir weiter südwärts an einem Jurakenlager halt; es bestand aus drei oder vier Zelten; in der Nähe wohnte auch ein Russe, der sich seine einer Grotte ähnliche Hütte in den Sandabhang gegraben hatte. Er lebte hier, um unter den Eingeborenen Fische aufzukaufen.

Einen eben gefangenen Stör konnten wir kaufen, weiter waren keine frischen Fische zu haben. Wir ließen uns das Gerät zeigen, womit der Stör geangelt wird: Leinen mit Angelhaken, auf denen als Köder ein kleiner getrockneter Fisch stak; es war, soviel ich erkennen konnte, eine kleine, etwa 15 Zentimeter lange Lamprete. Wir sahen auch kleine Netze, mit denen man in den Landseen Tschir, Pelatka (einen forellenähnlichen Fisch mit rotem Fleisch) und Kundscha zu fangen pflegt.

Nachmittags hielten wir bei Kasanskoje, wo am östlichen Ufer auf der Höhe über dem Fluß ein paar russische Häuser lagen. Unsere Leute hatten hier auf der Hinreise Brot bestellt.

Als wir uns vom Flusse her über einen langgestreckten Abhang hinauf den Häusern näherten, erschien auf einmal aus einer Tür ein winziges Männchen mit langem, lockigem, braunem Bart

Digitized by Google

und einem wunderlichen furchtſamen Geſicht, ein richtiger Gnom mit einem eigentümlich zwergenhaften Lächeln. Es war ein wunderlicher Anblick, dieſen Knirps an der Türtreppe mit dem großen, kräftigen Woſtrotin, der das Gegenteil eines Kobolds war, reden zu ſehen.

Wir wurden in das Haus eingeladen, wo es hell, hübſch und freundlich war; Peter der Große hing als Oldruck an der Wand; neben Heiligenbildern und Photographien ruſſiſcher Geiſtlicher fanden ſich bunte Lithographien ſtark dekolletierter Pariſer Damen, deren üppige Büſten auch noch die letzte ſchmale Hülle zu ſprengen drohten.

Das Männchen mochte ungefähr 50 Jahre zählen, während ſeine nette Frau etwa 42 alt war. Sie hatten zahlreiche Kinder, von einem zweiundzwanzigjährigen verheirateten Sohne an bis zu einem kleinen Baby, das die Frau auf dem Schoß hatte und zu dem ſie bald noch eines zu erwarten hatte.

Der Mann war hier geboren und noch nie nach Turuchansk gekommen. Die Frau ſtammte ebenfalls aus der Nachbarſchaft, etwa ſechzig Kilometer von hier.

Im Nebenhaus wohnte ein älterer Mann mit ſeiner Familie, aber dort herrſchte gerade Typhus. Eine Perſon war ſchon geſtorben, und die meiſten im Hauſe lagen krank. Dem Manne ſelber ging es ſchlecht, er hatte ſtarkes Fieber und war ſchauderhaft heiſer; aber das hinderte ihn nicht, zu unſerer Begrüßung herauszukommen, und eifrig plauderte er mit Woſtrotin über ſeine Angelegenheiten und ſeine Steuern, die viel zu hoch ſeien.

Juſt in dieſem Haus hatte die Mannſchaft Brot beſtellt. Es wurde auch abgeholt, aber es war uns bei den Typhusfällen im Hauſe ſo unheimlich, daß die Mannſchaft den ganzen Vorrat ins Waſſer warf, ohne auch nur einen Biſſen davon zu verzehren.

Sieben bis acht Kilometer weit oberhalb von Kaſanſkoje befindet ſich auf 69° 48′ nördlicher Breite auf der Oſtſeite des Fluſſes bei Lukovaja Protoka ein guter Hafen. Er liegt, vor dem Winde geſchützt, an der innern Seite einer Sandbank und einiger Inſeln und bietet den hier ſo ſeltenen Vorteil, daß er bis dicht ans Ufer tief iſt. Das einzige Übel iſt, daß er einen etwas ſeichten Eingang hat; aber dieſer ließe ſich ausbaggern, wenn das auch bei dem Eis, das während des Eisganges im Frühling den Grund aufwühlt, ſeine Schwierigkeiten hat. Wenn der Eingang vertieft wird, könnte dieſer Hafen großen Schiffen dienen, und es wäre denkbar, daß

Digitized by Google

gerade er sich zum Lösch- und Ladeplatz für die Schiffe eignet, die von Westen her aus dem Karischen Meer kommen werden, und auch für die Leichter, die den Jenissei herabkommen sollen, um den Schiffen entgegenzufahren.

Wir waren jetzt nahe dem südlichen Ende der großen Erweiterung des Jenisseiflusses bei der Mündung, die mit Inseln und Sandbänken angefüllt ist. Bald machte die Fahrrinne eine Biegung nach Osten, und wir gelangten in das schmalere Flußbett des eigentlichen Jenissei hinein.

Wie bei all diesen sibirischen Flüssen haben auch die Ufer des Jenissei ihre eigentümliche Form durch die großen jährlichen Veränderungen des Wasserstandes erhalten. Während des Hochwassers im Vorsommer steigt der Fluß um 5 bis 10 Meter — an der Mündung, wo er so breit ist, steigt er selbstverständlich nicht so hoch wie weiter aufwärts, wo sein Bett enger ist. Das mit stark beschleunigter Geschwindigkeit strömende Hochwasser untergräbt das Ufer beider Seiten, und Sand- und Tonschichten rutschen in den Fluß.

Um zu verstehen, wie stark die Erosionskraft eines Flusses mit der Geschwindigkeit steigt, muß man sich erinnern, daß die Fähigkeit des fließenden Wassers zum Forttragen von Steinen und Geschiebe mit der sechsten Potenz der Geschwindigkeit wächst. Also erhält ein Fluß, dessen Geschwindigkeit während der Flut auf das Doppelte steigt, eine vierundsechzigmal so große Fähigkeit zum Transport. Daraus ergibt sich ohne weiteres, warum Flüsse in der Flutzeit ihr Bett so stark ausgraben und solche Geschiebemassen mitführen können.

Durch dieses Untergraben und Abrutschen der Ufer entstehen steile Abhänge über dem durchschnittlich höchsten Wasserstand des Flusses, der sich längs des Ufers als wagerechte Linie scharf abzeichnet. Wo nicht vor kurzem ein Erdrutsch stattgefunden hat, ist der Abhang mit Gras und Moos überwachsen und weiter südwärts auch mit Gebüsch und kleinen Bäumen.

Unter dem scharfen Rand der Hochwassermarke besteht das Ufer hauptsächlich aus kahlem Sand und Kies, an einigen Stellen aus größeren Steinen; es zieht sich als glatter Abhang nach dem Wasser hinunter, dort führt gewöhnlich ein langsam abfallender Sandstrand in den Fluß hinein. In dieser Beziehung besteht jedoch, wie schon gesagt, ein großer Unterschied zwischen Ost- und

Digitized by Google

Weſtufer. Das Oſtufer iſt gewöhnlich auffallend höher und ſteiler; dies iſt eine Wirkung der Erdumdrehung, und in den Gegenden, die wir jetzt durchreiſen, fällt es überall ſofort in die Augen.

Das hohe Oſtufer iſt auch ſehr gefurcht und erodiert durch Regenwaſſer, Bäche und Flüßchen, die Rinnen gegraben haben, trockene Bachbette und kleine Täler. Es iſt in kleinem Maßſtab ein außerordentlich lehrreiches Modell der Art und Weiſe, wie die Eroſion in den Gebirgen vor ſich geht. Hier und dort hatten auch große Erdrutſche infolge Unterwaſchung durch den Fluß im Frühling ſtattgefunden, und alles war weggeſchwemmt.

Als wir am Oſtufer des Fluſſes entlang weiterfuhren, ereignete ſich gegen Abend etwas Merkwürdiges. In einem kleinen Tal vor uns ſahen wir die erſten Bäumchen über den Rand der Uferböſchung emporragen, kleine Lärchen (Larix sibirica). Es waren ihrer nicht viele; ſie ſtanden weit voneinander und glichen eigentlich Büſchen. Bald aber wurden es allmählich mehr — es war der erſte Anfang des Waldes, den wir hier auf ungefähr 69° 43' nördlicher Breite, etwa der Breite der Stadt Tromsö, antrafen.

Gegen 9 Uhr ankerten wir Kreſtowa gegenüber an der Chetinſkij-Inſel.

An dieſem Abend ſollten wir zum erſtenmal Stör eſſen, und unſer vortrefflicher Alexei kochte uns das Nationalgericht Selanka, eine kräftige Suppe, in der Stücke des fetten Störs ſchwammen und die außerdem mit Oliven, Kapern, Tomaten, Salzgurken uſw. gewürzt iſt. Der Stör wird in der Suppe gegeſſen. Er iſt ein außerordentlich guter Fiſch, und die Suppe ſchmeckte vorzüglich. Aber es charakteriſiert die Ruſſen, daß ihr Nationalgericht gerade eine Suppe ſein muß. Ein ruſſiſches Diner ohne Suppe wäre undenkbar, und die Suppen ſind in Wirklichkeit ſtets das Hauptgericht beim Mittageſſen.

5. September. Am Vormittag ſahen wir vor uns einen Dampfer. Es war die „Lena", die vor Ananjino verankert lag, zum Löſchen der Waren eines Leichters, der mit allem möglichen befrachtet war. Wir ſtoppten, um von dem Leichter Petroleum zum Heizen der Maſchine zu erhalten.

Das Einfüllen des Petroleums dauert lange; daher machte ich mit Woſtrotin einen Ausflug an Land. Vier bis fünf Häuſer ſtanden in einer Reihe auf der Uferböſchung. Der Beſitzer des Ortes

Digitized by Google

iſt ein reicher Kaufmann, der große Handelsgeſchäfte mit den Eingeborenen auf der Tundra treibt. Das konnte man ſchon an den vielen Schlitten jeder Art erkennen, die unterhalb der Häuſer auf dem Abhang lagen.

Ich ſah dort einen großen Hausſchlitten; er wird mit einer Preſenning und auch wohl mit Fellen bedeckt, was ihn dicht und warm macht; auch ein Kochofen war darin. Den Schlitten zogen acht Renntiere über die Tundra. Viele Schlitten hatten einen gewölbten Oberbau, in ihnen wurden Waren befördert, die in der Tundra an die Eingeborenen verkauft werden. Eine große Anzahl war in Reihen aufgeſtellt, und manchmal gingen drei große Schlitten auf einmal ab.

Der Kaufmann hatte dieſen Beſitz vor einigen Jahren verkauft, aber ihn im vorigen Jahr zurückgekauft. Zum Wohnen kam er jedoch nicht mehr hierher. Vor einigen Jahren war hier im Winter eine Räuberbande am Jeniſſei entlang durch das Land gezogen; ſie hatten geraubt und geplündert, wohin ſie kamen, und ſogar mehrere Leute getötet. Der Kaufmann befand ſich damals auf einer Handelsreiſe in der Tundra. Durch Eingeborene hörte er von dem herannahenden Verheerungszug. Sofort ließ er all ſeine Habe im Stich, flüchtete zu Eingeborenen, die er kannte, und kam auf dieſe Weiſe mit dem Leben davon; denn als die Räuber ſeine Sachen fanden, vergaßen ſie, ihm nachzuſetzen. Seit dieſer Zeit aber war er ſo furchtſam geworden, daß er es nicht mehr wagte, in dieſen einſamen Gegenden zu wohnen.

Im übrigen ſind die Kaufleute am Jeniſſei kleine Könige, die die Eingeborenen faſt ganz nach ihrem Belieben regieren. Der Beſitzer dieſes Ortes ſtand in dem Rufe, gutherzig zu ſein; ſein Bruder dagegen, der auch Kaufmann geweſen war und weiter ſüdwärts bei Dudinka ein großes Haus gehabt hat, ſoll ſehr hart gegen die Eingeborenen geweſen ſein. Er behandelte ſie in jeder Weiſe ſchlecht und ließ ſich hinreißen, ihnen die Augen auszuſchlagen. Wer ihm etwas ſchuldig war, dem zog er das Fell über die Ohren; er ſuchte die Schuldner in der Tundra auf, nahm ihnen alles, was ſie beſaßen, und überließ ſie ohne Scheu der Hungersnot. Aber ſchließlich kümmerte ſich die Regierung um die Sache, und er wurde ſofort nach dem Lena-Gebiet verbannt. Dort begann er abermals Handel zu treiben; ſchließlich aber wurde er auf einer Bootreiſe auf der

Digitized by Google

Lena von einigen Männern, mit denen er zusammenfuhr und die wohl gesehen hatten, daß er Geld bei sich führte, ermordet und ins Wasser geworfen.

Auch in Ananjino sah ich viele schöne und kräftige Schlittenhunde. Den langen Winter hindurch geht aller Verkehr nur vermittelst der Schlitten vor sich, die von Hunden oder Renntieren gezogen werden. Mit Renntieren komme man am schnellsten vorwärts, wurde mir gesagt; aber mit einem Gespann guter Hunde dieser Art gehe es auch nicht langsam. Man nimmt an, daß man 95 Kilometer in einer Strecke zurücklegen kann, ohne die Hunde unterwegs zu füttern.

Die Eingeborenen lieben ihre Hunde und behandeln sie gut. In den Bauernhäusern steht zwischen den Zimmern immer ein großer aus Steinen aufgemauerter Backofen; er ist oben breit und platt und ist im Winter der gesuchteste Schlafplatz im ganzen Hause; gewöhnlich schläft dort die Hausfrau. Wenn aber ein Schlitten nach einer recht kalten Fahrt ankommt, dann müssen die auf dem Ofen liegenden Leute, wer es auch sei, sofort den Platz räumen, damit die müden Schlittenhunde dort schlafen können.

Das Hundegeschirr, das hier am Jenissei am meisten gebraucht wird, ist eine Rückenleine mit Zugriemen, die über dem Rücken liegen; man kannte aber auch die andere, bei den Ob-Ostjaken sehr gebräuchliche Art mit einem Ring um den Leib des Hundes und zwischen seinen Beinen durchgehenden Zugleinen. Die Hunde werden so vorgespannt, daß sich vier vorn befinden, der Leithund den andern ein wenig voraus; dahinter noch einige Hunde, die abwechselnd einer auf jeder Seite der Zugleine angebunden werden. Gewöhnlich bilden sechs bis acht Hunde ein Gespann.

Es war interessant, die verschiedenen Typen der Russen in diesem Lande zu sehen. Mehrere hatten große Ähnlichkeit mit Skandinaviern, besonders ein blonder, sanfter achtzehnjähriger Bursche, an dem ich mich gar nicht satt sehen konnte. Hätte ich es nicht besser gewußt, so hätte ich darauf schwören mögen, daß er ein norwegischer Bauernjunge sei. Viele waren blond, mit blauen Augen und oft lockigem Haar. Auch viele hochgewachsene, kräftige Männer fanden sich in großer Zahl unter ihnen. Man hätte geradezu glauben können, daß hier einmal eine Verbindung mit Skandinaviern bestanden habe. In Krasnojarsk erzählte mir ein

Digitized by Google

Juraken-Schlitten in der Tundra bei Karaulnoje.

Ananjino.

Digitized by Google

Ruffen in Ananjino.

Digitized by Google

Mann, daß Nikodem, der erste Bischof in Jenisseisk (1861 bis 1873), in einem Buche über Mangaseja von einer norwegischen Verbindung mit dieser ehemaligen Stadt am Tas geschrieben und auch erwähnt habe, daß bei den Schamanen jener Gegend norwegische Münzen gefunden worden seien. Ich habe aber noch keine Gelegenheit gehabt, dieses Buch zu sehen.

Wir besuchten ein junges Ehepaar, hübsche Menschen. Die beiden Stuben, in denen sie wohnten, hatten weißgetünchte Wände und waren hell und sauber. Wie gewöhnlich stand ein großer Backofen in der Wand zwischen den beiden Zimmern; in der Hinterstube war noch ein kleiner eiserner Ofen für die kältesten Wintertage, wenn die Temperatur auf 40 und 50 Grade unter Null sinkt.

Mit der „Lena" war ein Russe gekommen, der die Expedition Brusilows als Mann der Wissenschaft hätte begleiten sollen und der, wie er sagte, Geograph war. Er hatte erwartet, die Expedition hier irgendwo in Norden anzutreffen. „Aber wo?" fragte ich. Ja, das wisse er nicht so genau. Brusilow werde, sobald er könne, den Dickson-Hafen anlaufen, um dort Kohlen zu holen, meinte er, und dann werde er dort zu ihm stoßen müssen. Ob er denn ein Schiff habe, um dorthin zu fahren? Nein, das habe er allerdings nicht. Mir war nicht ganz klar, wie er ihn dann aufsuchen wollte. Auf solche Weise Jagd auf eine Expedition im Eismeer zu machen, erschien mir ebenso schwer, wie das Suchen nach einer Nähnadel in einem Heuschober. Ich habe allerlei Leichtsinn bei der Ausrüstung zu Eismeerfahrten gesehen, aber dieser fehlte mir noch in meiner Erfahrung; wenn die übrige Expedition ebensogut vorbereitet war, wie diese Probe zeigte, dann konnte man sich über den Ausgang wahrhaftig nicht wundern. Er vertraute mir überdies noch an, es bestehe wenig Wahrscheinlichkeit, daß die Expedition noch am Leben sei; denn weder der Leiter noch die Mannschaft hätten Erfahrung im Befahren des Eises, und schlecht ausgerüstet seien sie, seiner Meinung nach, auch. Ich fand es wirklich heldenmütig, diese Reise zu machen, um sich jener Expedition anzuschließen! Ja, aber er habe im übrigen daran gedacht, mit dem „Correct" nach Vardö zu fahren, um wieder nach Hause, nach Dorpat, zu kommen.

Ich komme nochmals darauf zurück, was ich schon oben, Seite 8, bei meinem Aufenthalt in Tromsö sagte: ein solcher Leichtsinn bei den Vorbereitungen zu Polarexpeditionen ist unverantwortlich!

Digitized by Google

Unſer Freund hatte aber neben der Aufſuchung der Expedition, die er begleiten ſollte, auch noch andere Schwierigkeiten zu überwinden. Als er ſich verabſchiedete, nahm er Woſtrotin beiſeite, und bat ihn, ihm einige hundert Rubel zu leihen; denn am liebſten bleibe er den Winter über hier, weil hier ſoviel für die Wiſſenſchaft zu tun ſei. Unglücklicherweiſe habe er vergeſſen, ſich Geld dazu aus Kraſnojarsk mitzubringen; aber ebenſo unglücklicherweiſe hatten wir auch nicht genug mitgenommen, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Übrigens hatte der arme Kerl ſich auch im Winter in Kraſnojarsk nach Kräften bemüht, Geld aufzutreiben. Von Lied verlangte er ein Darlehn auf die Felle der weißen Füchſe und der Eisbären, die von der Expedition Bruſilows geſchoſſen würden, von derſelben Expedition, auf deren Wiederkehr ſeiner Meinung nach keine Ausſicht mehr war!

Mit der „Lena" war auch der Aſſiſtent des Turuchansker Polizeimeiſters in voller Uniform gekommen. Dies iſt der ſechſte, wenn nicht gar der ſiebente Polizeibeamte, den wir hier ſehen, aber er war, wie er uns ſagte, nur auf einer Vergnügungsreiſe begriffen, um das Land kennen zu lernen.

Mitgekommen war auch der Unterdirektor der Staatsflottille auf dem Jeniſſei, die aus Dampfern und Leichtern beſteht; er hat den ganzen Transport flußauf und flußab zu leiten.

Es iſt merkwürdig, wie Leute von ungefähr gleichem Beruf einander oft ähnlich ſehen. Der Unterdirektor war ein dicker, breiter Mann mit behaglich munterm Geſicht und buſchigem Schnurrbart, der unſerm ehemaligen netten Hafenmeiſter in Kriſtiania ſo ähnlich war, daß man ſie miteinander hätte verwechſeln können. Auch dieſer hier war ein außerordentlich tüchtiger Beamter, der Leben in den Betrieb zu bringen verſtand.

Während wir umherſpazierten und unterdes Petroleum eingefüllt wurde, was lange dauert, ließ der Kapitän der „Lena" Waren aus dem Leichter in einem großen Boot verſtauen, was noch mehr Zeit in Anſpruch nimmt. Manchmal müſſen ſie mehrere Tage an jeder Haltеſtelle bleiben. Die langſam abfallenden Ufer machen ein Anlegen des Dampfers am Lande unmöglich. Daher muß das Löſchen mit Booten vor ſich gehen, eine langwierige Arbeit.

Allerdings meinte unſer Freund, der Geograph und Expeditionsaufſucher, es ſei zu arg, wie hierzulande die Zeit verſchwendet

Digitized by Google

werde. Er habe es auf ſeiner Reiſe flußabwärts bis zum Überdruß geſehen; hier bedürfe es einer Reform, er werde dafür ſorgen und darüber ſchreiben; es ſei ſinnlos, nicht mit den Leichtern ans Ufer zu gehen und ſich einer Laufplanke ſtatt der Boote zu bedienen. Wie er das bei dem ſich noch weit unter dem Waſſer hinziehenden Ufer fertig bringen wolle, verriet er nicht.

Gelöſcht wurden Frachtgüter jeder Art: hauptſächlich Mehl in Säcken, aber auch Öfen aus dünnen Eiſenplatten, Bettſtellen und vieles andere. Die Menge der Waren, welche die drei Staatsdampfer mit zuſammen neun Leichtern flußabwärts befördern, wechſelt mit jedem Jahr. In dieſem Jahr z. B. beſtellten die Leute viele Waren, weil der Fuchsfang gut ausgefallen war und ſie Geld hatten, und der Transport war ſehr groß. War der Fiſchfang gleichfalls gut, ſo warteten viele Tonnen Fiſche auf den Transport flußaufwärts. In andern Jahren waren Fuchsfang und vielleicht auch Fiſchfang kläglich, dann gab es wenig zu befördern.

Dieſe drei Regierungsdampfer und ihre neun Leichter, die jetzt auf dem Jeniſſei fahren, wurden im Kriegsjahr 1905 gekauft und in der Erwartung hierhergebracht, daß man ſie dringend brauche zum Verkehr flußabwärts und flußaufwärts, der eine Folge der Entwicklung der Schiffahrt durchs Kariſche Meer nach der Jeniſſeimündung ſein werde. Hierin irrte man ſich gründlich. Zwar wurde, um dem Verkehr aufzuhelfen, in jenem Jahr den nach Jeniſſeisk beſtimmten Waren Zollfreiheit gewährt; aber im nächſten Jahr hatte man ſich ſchon wieder anders beſonnen, und nur einige Waren blieben zollfrei; damit kam die Seefahrt auch diesmal ganz von ſelbſt zum Stillſtand. Die Leichter und die Dampfer bekamen nun keine anderen Frachten als die gewöhnlichen Waren flußabwärts und die Fiſchtonnen flußaufwärts, und der Regierung erwuchſen alljährlich große Ausgaben, weshalb ſie jetzt die ganze Beſcherung am liebſten verkaufen möchte. Zuerſt waren es ſechs Dampfer geweſen, aber zwei hatte das Eis vor einigen Jahren zerſtört, als ſie ſich an der Angaramündung ſchlechte Winterhäfen ausgeſucht hatten; den einen, einen Raddampfer, hatte das Eis während des Eisgangs im Frühling einen Kilometer weit flußabwärts mitgeriſſen, wobei er zerquetſcht und wie ein Korkzieher zuſammengedreht wurde; nachdem er unterwegs auch den Keſſel eingebüßt hatte, war er in mehrere Stücke geborſten und untergegangen.

Digitized by Google

Den zweiten führte das Eis 500 Kilometer auf dem Fluſſe nordwärts, bevor er zerquetſcht wurde und in den Fluten verſank. Einige Leichter waren damals ebenfalls ins Treiben geraten und wurden übel zugerichtet, kamen aber mit genauer Not ans Land und wurden noch gerettet.

Ein dritter Dampfer wurde verkauft und zur See nach dem Ob gebracht, wo er jetzt fährt. Zwei Dampfer waren in England, die andern in Deutſchland gekauft, und die Leichter ſind von der Art, deren man ſich auf dem Rhein bedient. —

Auch das Petroleumeinfüllen nimmt ſchließlich einmal ein Ende, und endlich geht es weiter. Die Bäume fangen allmählich an, in den kleinen Tälern dichter zu ſtehen, ſie werden auch nach und nach höher; aber noch kann man von Wald nicht ſprechen.

Nachmittags machten wir einen Ausflug an Land auf dem niedrigen Ufer der Weſtſeite des Fluſſes bei Lewinſki Peſok (d. h. Levins Sand), wo der Kapitän und ſeine Mannſchaft Fiſche zum Einſalzen für den Winter kaufen ſollten. Hier wohnten hauptſächlich Ruſſen in einigen Erdhütten auf dem Rande der ſich über dem langen, flachen Sandſtrand erhebenden Uferböſchung. Sie waren gerade beim Fiſchen mit großen Zugnetzen; mehrere Boote arbeiteten zugleich.

Das Fiſchen geht ſo vor ſich: ein Mann am Lande hält eine lange Leine, die an dem einen Ende des großen Netzes befeſtigt iſt; das Boot rudert ſoweit hinaus, wie die Leine reicht; dann wird das Zugnetz allmählich aus dem jetzt mit der Strömung flußabwärts am Lande entlang rudernden Boot ins Waſſer hinabgelaſſen. Iſt das Ende des langen Netzes erreicht, dann rudert das Boot ſo ſchnell wie möglich mit der am Ende befeſtigten Leine an Land. Jetzt gilt es, die beiden Enden des Netzes ſchleunigſt ans Ufer zu ziehen. Das Netz iſt ſchwer, und die Leute haben gewöhnlich breite Gürtel aus Birkenrinde um den Leib; daran befeſtigen ſie das Ende der Leine und ziehen ſo mit dem ganzen Körper. Wenn ſich die Mitte des Netzes dem Ufer nähert, watet meiſt einer ins Waſſer hinaus, um aufzupaſſen, daß das Netz richtig abſchließt und keine Fiſche entwiſchen. Bei den Zügen, denen wir beiwohnten, wurden zwar einige Fiſche, meiſt Mukſune, gefangen, aber viele waren es gerade nicht.

Mit dem diesjährigen Fiſchfang war man auch ſonſt nicht zufrieden. Vor einigen Tagen waren Sjelde gefangen worden, und

Digitized by Google

die Ausſichten ſchienen recht gut zu ſein, bis drei Weißwale ſpritzend den Fluß hinaufſchwammen und der Fang ſich nun wieder verſchlechterte. Auch hier ſtießen wir auf den Aberglauben, der Weißwal treibe die Fiſche ans Land und in die Flüſſe hinein, könne ſie aber auch wieder hinausjagen. Jene Weißwale ſeien noch weiter oben am Fluſſe, hieß es, denn man hätte ſie nicht zurückkommen ſehen. Jedenfalls war es mir intereſſant zu erfahren, daß der Weißwal den Jeniſſei ſo weit flußaufwärts geht.

In Lewinſki Peſok ſah ich einen außerordentlich ſtarken Zughund, der an Größe ungefähr einem kleinen Bernhardiner gleichkam. Nach Ausſage der Leute ſoll es nichts Ungewöhnliches ſein, daß die Zughunde ſo groß werden. Sie ſind gute Zugtiere, kräftig, aber nicht ſo flink wie kräftige kleinere Hunde.

Zum erſtenmal begegnete ich hier einem Jeniſſei-Oſtjaken. Er trug das Kopftuch nach Frauenart umgebunden, hatte vorſtehende, ſtarke Augenbrauen, einen ſchwarzen Schnurrbart, braune Haut und langes ſchwarzes Haar; er ſah ganz wie ein Zigeuner aus und hatte mit den Eingeborenen, die wir bisher getroffen hatten, keine Ähnlichkeit. Es wohnten noch zwei Jeniſſei-Oſtjaken und auch ein Jakute dort, ſagte man mir, aber ſie ſeien gerade beim Fiſchen; ſie ſeien von den ruſſiſchen Fiſchern als Arbeiter gemietet worden.

Ein Samojede, dem wir begegneten, hatte einen alten, ſteifen Filzhut auf dem Kopf und große Ähnlichkeit mit einem Japaner. Er war der Sohn armer Eltern und von Norden her zu den Ruſſen gekommen, die weiter ſüdwärts am Fluſſe wohnten. Dort ſei er auch zur Schule gegangen und habe Leſen und Schreiben gelernt, erzählte man, und er ſelbſt ſagte, daß er das Samojediſche faſt ganz vergeſſen habe. Er ſchien ein kluger Kopf zu ſein; ſeine Aufgabe war es, hier für den Kaufmann aus dem im Süden liegenden Handelsort, von wo er gekommen war, Fiſche aufzukaufen.

Unter den Ruſſen waren mehrere alte, graugeſprenkelte bärtige Fiſcher, die den Fiſchergeſtalten daheim in Norwegen ſo ähnelten, daß man keinen Unterſchied bemerkte.

Auch ein junger, netter Ruſſe war da; er hatte ein ſo freundliches Lächeln und ſo tadelloſe Zähne, daß ich den Blick nicht von ihm abwenden konnte. Überhaupt iſt es mir aufgefallen, was für außerordentlich ſchöne weiße Zähne viele dieſer Ruſſen haben, Männer wie Weiber.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Von Dudinka zur Kureika.

Endlich war der Einkauf der Fische beendet; Kapitän und Mannschaft hatten ihre Bütten mit Sjeld zum Einsalzen an Bord. Wir konnten weiterfahren, und bald befanden wir uns vor Dudinka, dem Moskau des Nordens, dem wichtigsten Orte des ganzen Gebietes; denn von hier aus geht aller Verkehr und Handel ostwärts über die Tundra bis an die Chatanga und die Anabara.

Der Ort liegt auf dem hohen Ostufer des Flusses, und die Häuser stehen, wie hier überall, oben auf der Fläche über der Uferböschung. Aber fast wollte ich meinen Augen nicht trauen, als ich über dem Abhang ein für diese Gegenden überraschend langes und großes Haus erblickte. Mit seiner langen Fensterreihe und seinen vielen Portalen stand es dort oben so breit und trotzig in der sinkenden Sonne gegen den Himmel wie ein Märchenschloß. Es war das Haus des größten Kaufmannes der Gegend; es wurde gerade umgebaut, und der Besitzer selbst war krankheitshalber verreist. Er gilt übrigens als der tüchtigste und redlichste Kaufmann des ganzen Kreises und soll gegen die Eingeborenen sehr gut sein.

Dort lag auch eine hübsche kleine Kirche mit einem Glockenturm und nicht weniger als sieben Glocken. In einem französischen Laden kauften wir eine Kaffeekanne, Gläser, Teller und allerlei Sachen, die in unserer Küche fehlten.

Ein Laden in dem großen Hause lieferte uns Brot, Teegebäck und Zigaretten, die selbstverständlich auch hier im Norden jeder Russe raucht. Ich war nicht wenig überrascht, als ich die dunkelbraunen Zigarettenpakete in Empfang nahm und sah, daß darauf über einem hübschen Frauenkopf in weißem Relief mit großen weißen Buchstaben NORA stand. Seltsam, diese Zigaretten waren das erste, was ich in Sibirien kaufte, und dabei sollte ich auf Ibsen

Digitized by Google

ſtoßen! Ich muß geſtehen, daß es meine Nationaleitelkeit kitzelte, ihn und die Frauenfrage ſogar hier bekannt zu finden, und zwar ſo bekannt, daß es ſich verlohnte, Zigaretten nach der Vorkämpferin dieſer Frage zu benennen. Ich dachte in dem Augenblick gar nicht daran, mich zu fragen, wie viele dort zu Lande wohl leſen könnten. Die Zigaretten waren ſehr billig, aber, wie ſich nachher herausſtellte, entſprechend ſchlecht.

Renntierfleiſch war nicht zu haben. Einige Juraken mit Renntieren waren da geweſen, aber gerade ein paar Stunden vor unſerer Ankunft über die Tundra oſtwärts gezogen.

Wie man uns erzählte, wohnten auch zwei junge politiſche Verbannte hier. Während wir einkauften, ging Loris-Melikow ſie zu begrüßen. Als er an ihr Haus kam, hörte er Guitarreſpiel und Geſang, der ihm wunderbar heimatlich klang; ſie verſuchten ſich wohl durch ein Glas Wein und Erinnerungen an die Heimat die lange Zeit zu vertreiben. Er wurde freundlich empfangen und war nicht wenig überraſcht, in ihnen zwei Landsleute aus dem Kaukaſus und gerade aus ſeiner Heimat zu finden, die ſeine Familie kannten. Wie klein doch die Welt iſt! Später beſuchte auch ich ſie und wurde ebenfalls freundlich aufgenommen.

Der eine Verbannte war ein 24 Jahre alter Armenier; er lebte ſeit 1912 hier. Daheim hatte er zur politiſchen Partei Taſchanakaſutun gehört, die im Kaukaſus ein unabhängiges armeniſches Reich gründen wollte. Man hatte ihn auf fünf Jahre nach Sibirien verbannt; drei davon hatte er jetzt abgebüßt.

Der andere war ein etwas älterer Georgier oder Gruſinier. Er war erſt kürzlich nach Sibirien gekommen, wohnte in einem weiter ſüdlich am Fluß liegenden Dorfe und war gerade bei ſeinem Landsmann zu Beſuch. Er war auf drei Jahre verbannt, ohne zu wiſſen warum; er habe einen kranken Freund in Roſtow am Don beſucht, ſei plötzlich verhaftet und dann, wie üblich, ohne Urteil nach Sibirien verſchickt worden. Der Poliziſt oder Detektiv habe ausgeſagt, er habe ihn 1899 in Roſtow geſehen, als dort etwas im Gange war. Dies ſei richtig, gab der Georgier zu; er ſei um jene Zeit dort geweſen, habe aber von irgendwelchen revolutionären Bewegungen nichts geahnt. Der Präfekt von Turuchansk erzählte uns ſpäter, jener Georgier ſei beſchuldigt an einem Diebſtahl, vermutlich politiſcher Art, beteiligt geweſen zu ſein. Er war eine auffallend ſchöne

Digitized by Google

Erscheinung, brünett mit kurzem schwarzem Bart, dunkler Hautfarbe und braunen melancholischen Augen, die weich wie Samt aussahen, aber auch Feuer sprühen konnten. Die Georgier stehen übrigens in dem Ruf, feurige Leute zu sein, und sie bedenken sich nicht lange, ehe sie zuschlagen. Er war ein Edelmann und mit Loris-Melikows Vettern gut bekannt.

Die Verbannten wohnten hier zur Miete; aber sie klagten über das vollkommen untätige Leben, das sie führen müßten. Nichts könnten sie tun als immer nur lesen; keinerlei Arbeit sei für sie hier zu finden. Die Jagd wäre wenigstens ein Zeitvertreib, aber Verbannte dürften keine Waffen tragen. Das einzige, was ihnen freistehe, sei ein wenig Fischen, wenn sich Gelegenheit dazu biete, sonst müßten sie Sommer und Winter verbringen, wie es eben gehe, bis ihre Zeit abgebüßt sei und es ihnen wieder freistehe, ins Leben und in die Welt zurückzukehren.

Die politischen Verbannten erhalten, damit sie nicht verhungern, von der Regierung monatlich 15 Rubel; sobald sie aber durch Arbeit selbst etwas verdienen, verlieren sie den monatlichen Zuschuß. Diese 15 Rubel monatlich wirken also wie eine Faulheitsprämie, selbst wenn sie aus menschenfreundlichen Gründen gewährt werden. Hier, wo alles ziemlich teuer ist, reichen sie weder zum Leben noch zum Sterben. Kommen die Verbannten an den ihnen angewiesenen Ort, so können die dortigen Bauern sie nicht einfach verhungern lassen, sondern müssen ihnen Wohnung und Beköstigung zu dem Preise geben, den die Verbannten ihnen zu bieten vermögen; das sind meist nur jene 15 Rubel, und den Bauern wird dadurch eine böse indirekte Steuer auferlegt. Mit unseren Verbannten hier hatte es in dieser Beziehung jedoch keine Not, denn sie schienen ziemlich wohlhabende Leute zu sein.

Der Vater des Armeniers hatte im vorigen Jahr die weite Reise vom Kaukasus hierher gemacht, um seinen Sohn zu besuchen. Er war aber in Jenisseisk zu spät eingetroffen; der letzte Dampfer nach Norden war gerade abgegangen. Warten, bis vielleicht zufällig noch ein Dampfer ging, konnte er nicht, weil er zur Weinernte wieder im Kaukasus sein mußte. So hatte er denn die weite Heimreise angetreten, ohne seinen Sohn gesehen zu haben, und, was vielleicht noch schlimmer war, ohne daß der Sohn ihn gesehen und von ihm Kunde aus der Heimat erhalten hatte.

Digitized by Google

Der Guom von Kasanskoje im Gespräch mit Wostrotin.

Ein zivilisierter Jenissei-Samojede und ein Jenissei-Ostjake.

Digitized by Google

Die nördlichſten Bäume (Lärchen) in Dudinka..

Jeniſſei-Ufer mit Lärchen- und Tannenwald und Hochwaſſermarken.

Digitized by Google

Als wir uns in der Dämmerung an Bord begeben wollten, erschien ein Mann am Strande, um uns guten Tag zu sagen. Er habe, sagte er uns, Baron Tolls Expedition mitgemacht und auch die spätere Reise nach der Bennett-Insel, um die Vermißten zu suchen. Er heiße Nikiphor Alexejewitsch Begetschew und warte hier auf den Winter, um nach der Chatanga und Anabara zu ziehen. Er lebe vom Fischfang und sei schon mehrere Male ostwärts bis zur Mündung jener beiden großen Flüsse gekommen. Dort habe er in 74° nördlicher Breite und 118° östlicher Länge, 5½ Kilometer im Süden der von Nordenskiöld besuchten Preobraschenija-Insel, eine neue Insel entdeckt. Seiner Schätzung nach sei sie ungefähr 11000 Quadratkilometer groß und enthalte wohl 2200 Quadratkilometer Kohlenlager. Mir ist es nicht klar, wo diese Insel liegen kann. Auf der von ihm angegebenen Breite und Länge kann sie jedenfalls nicht sein, denn das wäre mitten im Meer, und dort sind wir überdies am 15. September 1893 mit der „Fram" quer durchgefahren. Die von ihm angegebene Länge muß ganz falsch und alten russischen Karten entnommen sein; die Preobraschenija-Insel liegt nach Nordenskiölds Messung ungefähr auf 74° 45′ nördlicher Breite und 113° östlicher Länge. Läge die neue Insel 5½ Kilometer südlich von ihr, so müßte sie die Halbinsel sein, deren nordöstliche Spitze auf Nordenskiölds Karte den Namen Kap Preobraschenskoje erhalten hat und wo dort „Hohe Berge" steht; südlich davon liegt eine breite Bucht namens „Nordvikbai". Die Entdeckung des Mannes mag darin bestehen, daß er einen von dieser Bai quer durch die Halbinsel nach der Chatangabucht führenden Sund gefunden hat; dies wäre nicht besonders merkwürdig, denn eine genaue Kartenaufnahme dieser Küsten hat noch nie stattgefunden. Das Merkwürdigste aber ist, wie er dort Platz zu einer 11000 Quadratkilometer großen Insel finden will; die Insel müßte dann ja beinahe einen Breitengrad, also etwa 110 Kilometer, lang und 100 Kilometer breit sein. Schon die 2200 Quadratkilometer Kohlenlager sind keine Kleinigkeit und entsprächen einem nahezu 50 Kilometer langen und ebenso breiten Viereck. Vielleicht sind in seine Berechnung ein paar Nullen zuviel hineingeraten.

Im Jahre 1912, erzählte er weiter, habe er zwei Männer auf jener Insel zurückgelassen; er habe Papiere darüber, daß sie dort

Digitized by Google

freiwillig geblieben seien, und jene Papiere hätten sie selbst unterzeichnet. Als er jedoch jetzt im Frühling dorthin zurückgekehrt sei, habe er sie beide tot vorgefunden. Er fahre mit Renntieren dorthin. In einem Monat habe er 18 Eisbären erlegt und überdies Walrosse an der Küste gefunden. Ich fragte ihn, ob er viel Gift und viele Fallen zum Fang der Bären und der Füchse brauche. Nein, er bediene sich nur der Flinte; im letzten Winter habe er Wild im Wert von 10000 Rubeln geschossen. Auch das klingt ein wenig märchenhaft.

Der Mann sah groß und kräftig aus, als er so in der Dämmerung vor uns stand und uns all dieses Merkwürdige erzählte. Er hatte ein glattrasiertes Charaktergesicht, das ein wenig an Amundsen erinnerte, nachdem dieser sich den Bart hatte abnehmen lassen.

Am Ufer lag ein viereckiger Leichter, der aus dicken Planken zusammengenagelt war. Diese Art wurde früher allgemein benutzt und wird auch jetzt noch viel gebraucht, um Korn, Mehl und andere Waren von Minussinsk den weiten Weg den Jenissei hinunter zu schaffen. Sie erinnerte sehr an die Arche Noah. Diese Fahrzeuge werden nicht wieder flußaufwärts gezogen, man bricht sie auf und verkauft sie als Holz; die Planken werden da, wo es keinen Wald mehr gibt, zum Bauen gebraucht; in einer Stadt wie Jenisseisk sind auch die Bürgersteige aus den Planken solcher Leichter hergestellt.

Auf der Landseite von Dudinka erhebt sich ein Hügel mit dünnem Niederwald. Von dem Gipfel aus soll man eine weite Aussicht über die Tundra haben. Es war die erste Anhöhe auf unserer Fahrt den Jenissei aufwärts. Leider war unsere Zeit zu kurz, um den Hügel besteigen zu können.

Mit dem Wald war nicht viel los. Er bestand aus vereinzelten kleinen verkrüppelten Lärchen, die hier und dort in großen Zwischenräumen standen; die Bäume mochten etwa 3½ Meter hoch sein, aber alt waren sie, hundert bis hundertfünfzig Jahre.

90 Kilometer weit vom Jenissei gibt es in der Tundra reiche Kohlenlager; die Kohlen sollen ebensogut sein wie die besten aus Cardiff. Sie sind seit vielen Jahren bekannt, aber zu einem regelmäßigen Abbau ist es noch nicht gekommen. Im Jahre 1905 förderte man 500 Tonnen Kohlen, die mit Renntieren

Digitized by Google

über die Tundra nach Dudinka gebracht wurden; sie wurden von der großen Expedition der Regierung verbraucht und erwiesen sich als vorzügliches Brennmaterial. Ohne Zweifel werden diese Kohlenlager in der Zukunft große Bedeutung gewinnen. Es dürfte nicht schwer sein, eine 90 Kilometer lange Eisenbahn über die Tundra nach Dudinka zu bauen, wenn auch der Erdboden beständig gefroren ist. Man kann dann beliebig große Kohlenmengen nach dem Jenissei schaffen, was für die Dampfschiffahrt auf diesem mächtigen Fluß von größter Bedeutung sein wird.

Zu längerem Verweilen war keine Zeit; wir mußten weiter und ankerten ungefähr 2 Kilometer südlicher an der Insel Kabatskij (Kneipe). Dort hatten wir nachts ziemlichen Seegang, der unausgesetzt an der Ankerkette rüttelte, und eine steife Brise aus Nordosten verursachte eine greuliche Krappsee. Merkwürdig, daß man sich selbst auf dem Jenissei vor dem Ankerschleppen hüten muß und daß es so schwierig ist, hier einen guten geschützten Hafen zu finden.

6. September. Am Morgen setzten wir unsere Fahrt durch die einförmige, flache Landschaft fort. Der Fluß windet sich zwischen immer gleichen Ufern auf beiden Seiten. Über dem allmählich abfallenden Sandstrand, der oft mit kleinen Steinen bedeckt ist, erhebt sich eine etwas steilere, aus Sand und Kies bestehende Böschung, an deren oberem scharfen Rand Gras, Moos und der Wald beginnen. Bis an diesen Rand steigt der Fluß in jedem Jahr; der Höhenunterschied kann mehr als 10 Meter betragen.

Es ist auffallend, wie viel höher und steiler überall flußaufwärts das Ostufer des Flusses ist gegenüber dem Westufer. Man kann das, wie ich schon sagte, hier, wo es nur loses Gestein gibt, nur der Wirkung der Erdumdrehung zuschreiben. Während wir längs des Ufers flußaufwärts gleiten, grüble ich darüber nach. Der bekannte Naturforscher von Baer hat zuerst auf diese merkwürdige Erscheinung bei den russischen Flüssen aufmerksam gemacht und sie als Wirkung der Erdumdrehung erklärt; dies rief selbstverständlich viel Widerspruch hervor. Besonders muß ich an eine Abhandlung denken, die ich einmal las; der deutsche Ozeanograph Zöppritz suchte darin durch mathematische Berechnung zu beweisen, der Einfluß der Erdrotation auf rinnendes Flußwasser könne nur dazu führen, daß

Digitized by Google

das Wasser im Fluß sich ein wenig schräg stelle, so daß es an der rechten Seite etwas höher stehe als an der linken, aber sonst könne es keine Wirkung haben und die erodierende Kraft des Flusses müsse, seiner Meinung nach, auf beiden Seiten des Bettes genau gleich sein.

Ja, so war es, soweit ich mich dessen jetzt noch erinnern kann. Aber Zöppritz beging dabei einen Fehler, indem er annahm, daß das Flußwasser in allen Tiefen und in der ganzen Breite des Flusses mit der gleichen Geschwindigkeit ströme. Wäre dies der Fall, so würde seine Beweisführung richtig sein. Da dies aber in der Natur nie geschieht, so trifft seine Behauptung nicht zu, besonders dann nicht, wenn der Fluß breit ist. Man stelle sich vor, der Fluß durchströme einen Binnensee, so ist sofort klar, daß die Strömung sich nicht gleichmäßig über die ganze Breite des Sees verteilen kann, daß aber das fließende Wasser gerade infolge der Erdrotation sehr geneigt sein muß, sich an der rechten Seite des Sees hinzuziehen, besonders in hohen nördlichen Breiten. Ähnlich muß es auch in einem breiten Fluß sein. Das Wasser fließt nicht in der ganzen Breite des Flusses gleich schnell; daher wird das am schnellsten strömende Wasser die Neigung haben, nach der rechten Seite des Flusses zu gehen und an ihr entlang zu fließen. Die stärkste Strömung trifft man daher in der Regel auf dieser Seite. Bedenkt man, daß die transportierende und daher auch erodierende Fähigkeit des Wassers mit der sechsten Potenz der Geschwindigkeit zunimmt, so ergibt sich, daß das Flußbett am rechten Ufer am tiefsten ausgegraben sein muß und daß die Strömung dort am stärksten nagt. Ist der Fluß verhältnismäßig schmal und tief, dann tritt das weniger hervor, weil der Unterschied zwischen der Geschwindigkeit des strömenden Wassers geringer ist. Man kann sich also nicht wundern, daß bei einem so breiten und seichten Fluß wie dem Jenissei ein großer, auffallender Unterschied zwischen dem rechten und dem linken Ufer überall dort zu beobachten ist, wo sich loses Material befindet, so daß die Erosion verhältnismäßig leicht vor sich geht.

Anstehendes Gestein tritt hier nirgends auf, nur Sand und Ton. An vielen Stellen sah ich hoch oben in den Sand- und Tonterrassen längs des Flusses horizontale Schichtbildung. Das meiste ist unterseeische Ablagerung; dieses ganze flache Land ist ehemaliger Meeresboden, den, geologisch gesprochen, vor noch nicht langer Zeit

Digitized by Google

die See bedeckte. Davon erzählen noch die vielen Schalen von Seetieren, die man in diesen Schichten gefunden hat. Später ist die See zurückgetreten (oder das Land gestiegen?), und seitdem liegen die früheren großen Unterwasserebenen höher als das Meer. Teilweise sind sie oben auch mit alten Flußablagerungen bedeckt.

Bisweilen hat der Ton an den Bruchstellen eine auffallend dunkle Farbe. Man könnte denken, er sei bituminös (kohlehaltig) oder mit einer Torfschicht vermengt; aber das ist wohl kaum anzunehmen.

Auf dem ganzen Weg am Strande entlang zeigten sich große und kleine Steine, manchmal sogar ziemlich große Blöcke bis zu halber Manneshöhe und noch größer. Nur an wenigen Stellen lagen solche Steine am Uferabhang oberhalb der Hochwasserlinie, meist auf dem flachen Strand dicht am Wasser. Ich sah sie nirgends in den Schichten der steilen Uferböschung eingebettet, und es hatte nicht den Anschein, als ob sie aus jenen Schichten herausgewaschen sein könnten; sie müssen vielmehr in verhältnismäßig neuerer Zeit dorthin geschwemmt sein, wo sie jetzt liegen. Meist beobachtete ich solche Steine am östlichen, rechten Flußufer.

Einige Steine sind ziemlich eckig, den Wanderblöcken der Eiszeit ähnlich, während andere durch das Wasser etwas abgerundet sind; aber nur bei wenigen ging dies so weit, daß sie zu Rollsteinen wurden. Ich kann mir die Sache nicht anders erklären, als daß diese Steine, und zwar jedenfalls die großen, durch das Flußeis hierhergetragen wurden. Manchmal sind sie allerdings so groß, daß es schwerverständlich ist, wie selbst das Eis eine solche Aufgabe bewältigen konnte, denn sie erreichen sogar Manneshöhe. Aber das Eis hat andererseits doch auch wieder große Kraft, besonders im Frühling, wenn es zu einer dicken Masse zusammengedrängt und von der reißenden Flut stromabwärts geführt wird. Dann kann es schon große Steinblöcke auf dem Grunde und an den Flußufern ruckweise vor sich herschieben. Selbst wenn die Steine jedesmal nur eine winzig kleine Strecke weitergerückt werden, kann dies im Laufe der Jahre doch viel ausmachen. Kleinere, im Eis eingefrorene Steine, die mitgeschwemmt werden, wenn sich das Eis vom Boden löst, können auch wohl lange Strecken auf einmal befördert werden.

Von woher diese Steine fortgeschwemmt wurden, weiß ich nicht,

Digitized by Google

da ich keine Gelegenheit hatte, die Gesteine zu untersuchen; auch weiß ich nicht, wo die verschiedenen Gesteinarten hier zu Lande vorkommen. Aber von sehr weit müssen sie jedenfalls sein, da es flußauf weit und breit kein anstehendes Gestein gibt. Weiter nordwärts an der Küste Sibiriens sah ich im Jahre 1893 große Steinblöcke, die meiner Ansicht nach während einer Eiszeit durch Gletscher dorthin befördert sein mußten; aber wie weit nach Süden dies geschehen sein kann, weiß ich nicht zu sagen.

Sogar den Eingeborenen scheinen diese Steine merkwürdig zu sein und sie können sich nicht erklären, wie sie dahin gekommen sind. Middendorff erzählt, unterhalb Dudinka solle am Jenissei ein gewaltiger Steinblock liegen, an dem die Samojeden Opfer darbringen, „denn," sagen sie, „so schweren Stein könne doch nur der Schöpfer persönlich hingebracht haben". Es ist so ziemlich wie im Volksglauben bei uns in Norwegen. Die großen Wanderblöcke aus der Eiszeit sind dort zu Jutulsteinen geworden, welche die Jutuler oder Kobolde dahingeworfen oder getragen haben, wo sie jetzt liegen. —

Ein schöner, sonniger Vormittag mit blauem Himmel! Es ist herrlich, sich in der warmen Sonne auf Deck auszustrecken.

Unmerklich sind die Bäume nach Süden hin immer dichter zusammengerückt, und jetzt haben wir einen wirklichen Wald vor uns, zwar noch etwas licht und ohne große Bäume, aber dennoch Wald, größtenteils Lärchen, aber auch vereinzelte Tannen dazwischen und Birken, die schon ganz gelb geworden sind. Hier beginnt der Herbst frühzeitig.

Dieser Wald, in den wir langsam hineingleiten, ist der umfangreichste Wald der Welt. Von hier an dehnt er sich ohne Unterbrechung bis an die angebauten Gebiete und das Steppenland und weit südwärts über den Baikalsee aus — in gerader Linie eine mehr als 2000 Kilometer lange Strecke in südnördlicher Richtung — und außerdem erstreckt er sich vom Ural im Westen bis an den Stillen Ozean und die Halbinsel Kamtschatka im Osten, mehr als 6000 Kilometer weit. Eine einzige zusammenhängende Walddecke, die nur durch die breiten Wasserflächen der still fließenden Ströme unterbrochen wird. Es ist die sibirische Taiga.

Welch endlosen, einförmigen, schwachwellenförmigen Ebenen mit flachen, niedrigen Tälern längs der Fluß- und Bachläufe. Zuerst

Digitized by Google

ſind es meiſt ganz nackte Flächen, nur Moos und ein wenig Gras, dort hoch im Norden die öde Tundra; dann hier und dort ein bißchen Weidengeſtrüpp; darauf Weiden und Erlen und ein paar Birken, nichts weiter, bis ins Endloſe. Dann aber beginnt der Wald die Ebene zu bedecken, ein lichter ſpärlicher Wald; er wird dichter und höher, aber das Land wird dadurch nicht weniger einförmig. Und dennoch hat es einen ganz beſonderen Reiz. Die Gedanken fühlen ſich nach dieſem weiten Horizont hingezogen, man verſpürt Sehnſucht, den Nomaden auf ſeinem freien, ungebundenen Leben über dieſe grenzenloſen Ebenen zu begleiten.

Auch die Tundra und die Taiga haben ihre Poeſie, ihre Schwermut und ihre lichten Träume mit großen einfachen Zügen in dem ewigen Wogen; im Sommer, wenn alles grün iſt; in dem rötlich angehauchten Gold des Herbſtes mit den blauen Seen und den ſchilfbewachſenen Flußläufen; unter der unendlichen weißen Decke des Winters bei glitzerndem Sonnenſchein, kniſternder Kälte und ſtäubendem Schnee, und dann die lange Winternacht, während der Mond ſtill über die große Schneefläche hinſegelt; aber auch im Frühling, wenn das Leben aufs neue erwacht, die Bäche unter dem Schnee zu murmeln beginnen, es da und dort ſchneefrei zu werden anfängt und die Vögelſcharen von Süden her gezogen kommen, Wildgänſe und Enten, Schnepfen und Schwäne zu Tauſenden und Millionen.

Nördlich von Potapowſkoje lag hoch oben auf dem Abhang ein Haus im Walde. Dort wohnte ein verbannter Verbrecher. Er lebt hier ſchon jahrelang, iſt mit einer Dolganin verheiratet und hat mehrere Kinder. Ein Mann in rotem Kaftan eilte vom Hauſe herunter an den Strand. Hier ſtand er und winkte, daß wir landen möchten; er hatte wohl einen Brief mitzugeben oder wollte vielleicht ſelbſt mitfahren; aber leider hatten wir zum Anhalten keine Zeit.

Auf dem flachen grünen Strande des Weſtufers ſaßen einige Scharen großer weißer Vögel, weiter nördlich von uns ebenfalls eine Schar; ſie ſchwangen ſich auf und flogen mit vorgeſtreckten Hälſen in langer Reihe davon. Es waren Schwäne, die ſüdwärts zogen.

Hier und dort auf beiden Seiten des Fluſſes zeigten ſich allmählich grüne Wieſen, auf denen das abgemähte Gras zu großen Heuſchobern zuſammengetragen war; ſo bleibt das Heu hier wohl ſtehen, bis es im Winter abgeholt wird. Ein eigenartiger

Digitized by Google

Anblick, denn hier steht doch der große Wald zur Verfügung und man kann Holz schlagen, soviel man will, es hat ja keinen Wert. Viel zu tun haben die Leute im Winter in diesem Lande, wo keine Forstwirtschaft ist, eigentlich nicht. Da wäre es angebracht, wenn sie einige Bäume fällten und Heuschuppen errichteten, statt das Heu in großen Schobern aufzustapeln und einen großen Teil durch die Nässe im Herbst und den Schnee im Winter verderben zu lassen. Ich mußte an die Heimat denken, wo wir das Bauholz oft weit ins Gebirge hineinschaffen, um Schuppen zum Unterbringen der Heuernte auf den Almen zu errichten. Es ist jedoch möglich, daß unsere Vorfahren vor hundert Jahren oder noch länger zurück auch noch nicht weiter als bis zu Heuschobern vorgeschritten waren. Es wird wohl noch lange dauern, bis der sibirische Bauer es zu einer Scheune bringt; vorher wird er noch lernen müssen, einen Kuhstall zu bauen.

Das Heu hier hat auch nicht solchen Wert wie bei uns. Es ist nur wildwachsendes Gras, lang und hart, so daß es wohl weniger unter der Nässe leidet. In Jenisseisk wechselt der Preis für ein Pud (16,4 Kilogramm) Heu zwischen 8 und 12 Kopeken, gewöhnlich kostet es 10 Kopeken, das wären also etwa 22 Pfennig. Bei Teuerung und Hungersnot kann das Pud auf 20 Kopeken steigen. In Krasnojarsk sind die Preise viel höher; gewöhnlich zahlt man dort 20 bis 30 Kopeken für das Pud, und in den Zeiten der Teuerung kann der Preis sogar 50 und 60 Kopeken betragen.

Am Abend hatten wir steifen Gegenwind und Regen, so daß man nicht auf dem Deck bleiben konnte, wo wir sonst den größten Teil des Tages weilen, um das Land zu betrachten. Es ist ein wahrhaft anstrengendes Leben, soviel stillsitzen zu müssen, denn in diesem kleinen Fahrzeug kann man sich kaum die Glieder geschmeidig machen, obwohl ich, so gut es geht, auf dem kurzen Deck auf und ab spaziere. Wir kommen aber gut vorwärts, dürfen uns also nicht beklagen.

Um 9 Uhr abends ankerten wir im Stockdunkeln vor Sultanowski Selo. Auf der Karte heißt der Ort Palawinaja, was „halb" bedeutet, das soll wohl heißen: auf dem halben Weg zwischen zwei Stationen.

Ich höre den Wald draußen in der Dunkelheit rauschen — ein altgewohntes Gefühl. Mir ist zumute wie in den großen Wäldern

Digitized by Google

Wald in Kureika (Tannen, Birken und sibirische Zedern).

Alte Eingeborenengräber im Wald von Kureika.

Digitized by Google

daheim. Auch hier über den endlosen Flächen das ewige Rauschen des Waldes! —

7. September. Weiter, immer weiter südwärts. Einige Kühe und Pferde weiden jetzt am Ufer — es macht einen fast heimatlichen Eindruck.

Derselbe Wald aus Lärchen und Tannen, mit vielen gelben Laubbäumen dazwischen, meist Birken, aber auch Espen und hier und da ein tiefroter Vogelbeerbaum, — dasselbe flache Land ohne einen noch so kleinen Landrücken über dem Flußufer, das hier ein wenig niedriger ist als weiter nördlich. Auf der Ostseite kann es nicht über 20 Meter hoch sein, auf der Westseite ist es noch niedriger. Der Wald ist nicht hoch und steht nicht dicht, bedeckt aber die ganze Gegend landeinwärts.

Es ist wie auf dem Meere: ein Horizont nach dem andern mit demselben blauen wogenden Wasser. Hier, wo wir auf dem Flusse fahren, haben wir Tag für Tag denselben Wasserspiegel vor uns, dieselben flachen Ufer, dasselbe flache, endlose Waldland. Vor und hinter uns tauchen der Flußspiegel und seine beiden Ufer unter den Horizont. Sobald die Böschungen eine Strecke weit von uns entfernt sind, schweben sie infolge der Luftspiegelung frei in der Luft; blankes Wasser scheint unter ihnen zu sein, in dem sie sich widerspiegeln. Das kommt ohne Zweifel daher, daß das Wasser so viel wärmer ist als die Luft. Um ½7 Uhr nachmittags betrug die Wassertemperatur 9,9 Grad, während die Luft zwei Meter über der Wasserfläche 8,2 Grad hatte.

Auf dem Strande des rechten Flußufers ein wenig oberhalb Selo Igarskoje auf 67° 27′ nördlicher Breite gewahrte ich zum erstenmal einige Höcker anstehendes Gestein. Sie waren ganz niedrig und erhoben sich nur wenig über den Sandstrand. Im Fernglas erschien das Gestein wie ziemlich loser Schiefer mit schräger, nach Süden und Osten einfallender Schichtung.

Etwas weiter südlich am Kap Karmakul erheben sich ganz unten am Ufer ebenfalls einige Felshöcker. Der Name Karmakul scheint stets mit steinigen oder bergigen Stellen verbunden zu sein, wie z. B. auf Nowaja Semlja. Das Wort ist nicht russisch; ob es wohl von Pomoren oder Samojeden stammt?

Nichts deutete darauf hin, daß die Höhe des Landes in dieser Gegend anders als anderwärts sei. Die Felshöcker waren mit der-

Digitized by Google

selben flachen Sand- und Tonschicht bedeckt, die ebenso hoch lag wie gewöhnlich; aber an mehreren Stellen lagen Steine in großen Haufen; zum Teil sind sie wohl nichts als Reste früherer Felshöcker, die verwittert und in Stücke zerfallen sind.

Es war ein schöner Abend, und die Nacht ist ganz mild. Um ½9 Uhr ankerten wir vor Suschkowo auf 67° 6′ nördlicher Breite. Wir begaben uns in der Dunkelheit an Land und besuchten die Leute in dem einzigen Hause, das dort stand. Es war eine der Poststationen am Flusse. Wir trafen nur Frauen, zwei halbwüchsige Burschen und einige kleine Kinder daheim. Die Männer waren auf Fischfang. Die Leute wohnten alle zusammen in zwei großen Stuben, deren Balkendecke nicht einmal Manneshöhe hatte. Daneben lag noch ein Zimmer, worin, wie sie mit gewissem Stolz erzählten, der Pope wohnt, wenn er sie einmal im Jahr auf der Durchreise besucht.

Die Hausfrau war aus Turuchansk und nie weiter als bis dorthin gekommen. Sie konnte weder lesen noch schreiben; der Mann werde es gewiß auch nicht können, meinte Wostrotin; das möge zwar bei einem Postbeamten überraschen, aber in diesen Gegenden sei selten einer zu finden, der zu lesen imstande sei, nur notdürftig rechnen, um die Fischerrechnungen in Ordnung zu halten. Der Mann zählte 27 Jahre und war von hier, wo schon sein Vater und sein Großvater gelebt hatten.

Es war auch ein junges Mädchen da, das mit Vater und Bruder von der Angara gekommen war, um während des Sommers zu fischen und dann im Winter auf Fang und Jagd zu gehen, während die Mutter mit den Kleinen an der Angara blieb.

Für die Postbesorgung bezahlt der Staat etwas; es wurden zwanzig Renntiere gehalten, die meist für die Post und für Fuhrwerke benutzt wurden. Die Renntiere sind im Sommer unter der Aufsicht eines Ostjaken irgendwo im Walde. Außerdem besaßen die Leute zwei Kühe und ein Pferd. Übrigens liefern der sommerliche Fischfang und Fang und Jagd im Winter wohl ihre Haupteinnahme.

Im Walde gab es Wild verschiedener Art, Auerhähne, Birkhühner, hin und wieder auch wohl Haselhühner, Hasen (mit Ausnahme des vergangenen Winters), wilde Renntiere und einige Elentiere, dazu Füchse, rote und weiße, und nicht wenig Bären;

vor einigen Tagen erst hatten sich drei oder vier ganz in der Nähe sehen lassen. Wölfe gab es nicht viel.

Es ist bemerkenswert, daß, wie ich in Erfahrung brachte, der Eichhörnchenfang weiter im Süden in den letzten zwei Jahren, vor allem aber im Vorjahr, sehr schlecht ausgefallen war. Die Eichhörnchen sind dort verschwunden wie hier die Hasen; die Abnahme in der Zahl dieser Nager ist wahrscheinlich durch Seuchen veranlaßt, die diese Tiere ausrotten, wie es auch bei den Lemmingen der Fall ist.

Als wir uns entfernen wollten, bat uns das Mädchen von der Angara um Medizin; sie habe sich schon lange krank gefühlt. Loris-Melikow gab ihr Antipyrin und noch viele andere Heilmittel. Mit Ärzten ist es hier ja nicht gut bestellt. Es soll ein Feldscher in der Nachbarschaft wohnen; im übrigen jedoch hat der ganze Turuchansker Distrikt, der über anderthalb Millionen Quadratkilometer umfaßt, also viermal so groß ist wie Norwegen, nur einen einzigen studierten Arzt. Er wohnt in Turuchansk und hat in seinem Distrikt bloß drei Feldscher und eine Hebamme zur Verfügung. Das kann natürlich nicht viel helfen. Der Arzt kommt nicht einmal dazu, eine nennenswerte Anzahl Eingeborener zu impfen.

Als hier vor einigen Jahren eine Pockenepidemie ausbrach, hauste sie infolgedessen ganz entsetzlich, und die Ärzte waren machtlos. Mit Unterstützung der sibirischen Mitglieder der Duma schickte das Rote Kreuz eine Expedition von Krasnojarsk aus, aber leider zu spät im Frühling, als der Schnee schon zu schmelzen begann. Sie gelangten über Turuchansk hinaus, konnten aber der mangelnden Schlittenbahn halber nicht weiter in die Tundra eindringen. Doch kamen sie noch weit genug, um Zelte zu finden, in denen alles still war, weil die Bewohner, fünf oder sechs an der Zahl, gestorben waren; draußen lagen Renntiere, die sich nicht hatten losreißen und fortlaufen können, ebenfalls tot. In einigen Zelten fanden sich noch einige Lebende, aber in trauriger Verfassung, ohne Feuer und fast verhungert, mit Wunden bedeckt, die noch nicht geheilt waren. Wie viele solcher Tragödien umschließt die große Tundra! —

Wir haben jetzt die Samojeden und die Juraken verlassen und befinden uns im Lande der Jenissei-Ostjaken und der Tungusen. Wir stießen auf zwei Jenissei-Ostjaken. Der eine saß, als wir

landeten, am Feuer in einem Zelt aus Birkenrinde nahe am Strande. Er sah nicht besonders asiatisch aus.

Als wir zum Strande hinuntergingen, um uns wieder an Bord zu begeben, war der Besitzer des Gehöftes gerade mit dem Boot und mit seinen Leuten vom Fischen zurückgekehrt. Sie hatten nur einige große Hechte gefangen, die mit ihren großen Köpfen und Kiefern unheimlich dünn und raubgierig aussahen. Der eine Hecht war so lang wie der Bursche, der ihn ans Land trug. Mit diesem Boot kam auch der andere Jenissei-Ostjake zurück; wir wollten ihn uns gern ansehen und leuchteten ihm mit einem Zündholz ins Gesicht; er sah aber aus, als ob ziemlich viel Russenblut in seinen Adern fließe. Es dürfte bei diesen Ostjaken eine starke Rassenkreuzung vorgekommen sein.

8. September. Nach Süden weiter. Dieselbe Landschaft, aber schöner Sonnenschein und Wind, so daß wir uns der Segel bedienen können. Es ist sonderbar, daß hier auf beiden Ufern meist Laubwald steht. Hochgewachsene Lärchen, Tannen und sibirische Zedern, die sich zu zeigen begonnen haben, überragen wie Riesen hier und dort das Laubholz, das hauptsächlich aus gelb gewordenen Birken besteht, mit einigen Erlen und Weiden dazwischen; da und dort leuchtet der Vogelbeerbaum mit seinen roten Blättern heraus. Der Nadelwald ist am Flusse im Laufe der Zeit immer wieder durch Feuer vernichtet worden. Unbedachtsame Reisende oder Fischer landen, um abzukochen — heutzutage wohl meist, um Teewasser zu sieden — und lassen beim Fortgehen das Feuer ruhig brennen, ohne sich die Mühe zu machen, es auszulöschen. So wird der Wald oft in Brand gesteckt, und das Feuer kann sich ungehindert über unermeßliche Strecken ausdehnen. Niemand macht sich etwas daraus; hier hat ja das Holz keinen Wert.

So ging es seit unvordenklichen Zeiten. Zuerst sind die Jäger und Fischer der Urvölker am Flusse hinauf und hinunter gezogen. In späteren Jahrhunderten haben sich die Russen zu ihnen gesellt. Daher darf man nicht erwarten, an einem Flusse wie diesem irgendwo unberührten Urwald zu finden; meist ist es jüngerer Wald. In der Gegend, durch die wir jetzt fahren, ist es sogar schwierig, einen zusammenhängenden Wald aus großen Nadelbäumen zu entdecken; die Laubbäume überwiegen; sie treten gewöhnlich zuerst wieder auf, nachdem ein Brand den alten Wald vernichtet hat.

Digitized by Google

Merkwürdig ist es, wie licht dieser Wald hier überall steht, und wirklich groß sind die Bäume selbst da nicht, wo der Wald am höchsten ist. Man muß aber auch bedenken, daß all dieser Wald auf gefrorenem Erdboden wächst. Zu oberst liegt eine dünne Schicht, die im Sommer auftaut, darunter aber ist der Erdboden beständig gefroren, und oft befinden sich dort dicke Schichten weißen Eises, das niemals schmilzt. Daher können die Wurzeln der Bäume nicht in die Tiefe dringen, sondern müssen dicht unter der Oberfläche horizontal ins Weite wachsen. Sogar die Kiefer kann ihre Pfahlwurzel nicht abwärts dringen lassen, weil sie auf gefrorenen Boden und Eis stoßen würde. Daher kommt es, daß die Bäume hier viel mehr Wurzelraum haben müssen als da, wo die Wurzeln in die Tiefe wachsen können; daher müssen die Stämme weiter auseinanderstehen und es kann hier auch nicht so dichtes Unterholz geben, weil die Wurzeln im Wege sind.

Ich sitze hier und grüble über die Rätsel dieses Waldes. Wir sind hier noch auf 67° nördlicher Breite, und die klimatischen Verhältnisse sind weit ungünstiger als irgendwo anders, selbst als im nördlichsten Norwegen. Die mittlere Jahrestemperatur ist hier 10 Grad unter Null, während sie sogar in Finnmarken über Null bleibt. Allerdings ist es hier im Sommer sehr warm. Die Durchschnittstemperatur im Juli mag wohl 12 oder 13 Grad betragen, aber auch das ist nicht viel höher als im Nordland und im westlichen Finnmarken.

Warum gedeiht denn hier der Wald so, selbst auf gefrorenem Boden? Mag sein, daß der Boden so gut ist, denn er ist tiefe, humusreiche Erde. Doch das genügt nicht, um das schnelle Wachstum des Waldes selbst dort, wo große Streden niedergebrannt sind, zu erklären. An manchen Stellen bei uns daheim im Gebirge sind die klimatischen Verhältnisse reichlich so günstig wie hier und doch ist es dort unglaublich schwierig, den Wald, nachdem er einmal abgeholzt worden ist, wieder hoch zu bringen, auch wenn der Boden ganz gut sein mag.

Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß dabei die Baumart hereinspielt. Die Bäume hier, die sibirische Lärche, die sibirische Tanne und die sibirische Zeder, müssen widerstandsfähiger sein als unsere Bäume. Ich halte es für ausgeschlossen, daß unsere Tanne oder unsere Kiefer hier gedeihen könnte.

Ist dies aber der Fall, dann dürfte es der Mühe wert sein,

Digitized by Google

einen Versuch zu machen, jene Bäume von hier in unsern Boden zu verpflanzen, besonders dorthin, wo unsere Baumarten mit schwierigen klimatischen Verhältnissen zu kämpfen haben, wie droben im Gebirge, wo der Wald jetzt nahe daran ist, auszusterben. Ich glaube bestimmt, daß die sibirische Lärche dort fortkommen würde, wo unsere Tanne unterliegt. Dazu kommt noch, daß jene unter einigermaßen leidlichen Verhältnissen außergewöhnlich schnell wächst. Das Lärchenholz hat die Eigenschaft, dem Verfaulen sehr gut zu widerstehen, und dürfte in dieser Hinsicht dem Wacholder ähneln; es wird indessen behauptet, Lärchenbauholz lasse sich sehr schlecht flößen, da es bald sinke.

Auch die Niederschläge und die winterlichen Schneeverhältnisse dürften dabei mitzusprechen haben. Hier ist der Winter außergewöhnlich kalt, die Schneemenge gering und der Schnee trocken, so daß die Bäume dadurch nicht sehr niedergedrückt werden. Bei uns gibt es oft starken Schneefall mit nassem Schnee, der dem Walde sehr übel mitspielt. Ich sehe aber keinen zwingenden Grund zu der Annahme, daß es der sibirischen Lärche so viel schwerer fallen dürfte, mit dem Schnee fertig zu werden, als unserer Tanne. Freilich hat sie oft oben am Wipfel noch große Zweige, aber dafür verliert sie auch ihre Nadeln im Winter.

Auch die sibirische Tanne ist wohl widerstandsfähiger als unsere, da sie hier unter solchen Verhältnissen gedeihen kann. Unser Forstdirektor, Herr Saxlund, hat mir nach meiner Heimkehr gesagt, er wünsche sehr, bei uns mit der sibirischen Tanne einen Versuch zu machen, da er ihre Anpflanzung für noch vorteilhafter halte als die der sibirischen Lärche. Außerdem gibt es hier die sibirische Zeder, die Zirbelkiefer der Alpen (Pinus cembra), die außerordentlich wertvolles Holz zu allen Möbeln und Schnitzarbeiten liefert, das sich nicht verzieht wie das meiste andere Holz, selbst das von Kiefern und Tannen. Die Eingeborenen schätzen sie hoch, weil die in den Zapfen enthaltenen Samen kleine schmackhafte Nüsse sind, die weiter südwärts jeden Herbst massenweise gesammelt werden; da es aber manchmal unbequem ist, auf die Bäume zu klettern, soll es nichts Ungewöhnliches sein, daß man sie fällt, nur um an die Zapfen zu gelangen, und sie dann einfach liegen läßt. Das Holz hat hier gar keinen Wert. Eine große Menge der Nüsse bringen die Russen nach Finnmarken, wo man sie Russennüsse

nennt. Sogar hier auf diesem gefrorenen Erdboden kann die Zeder groß und stark werden und steht mit ihren langen, buschigen grünen Nadeln üppig da. —

Hier kann man beobachten, wie die sibirischen Bäume als Treibholz in großen Mengen ins Meer geraten. Viele Bäume stehen am Uferabhang. Das Hochwasser untergräbt den Hang und dieser stürzt ab. Die Bäume verlieren den festen Halt und reichen mit ihren ausgebreiteten Wurzeln weit übers Ufer. Im nächsten Frühjahr reißt die Flut sie mit fort und führt sie ins Meer hinaus, wo sie mit dem Eis ins Treiben geraten und schließlich an eine Küste des Eismeers geworfen werden, wenn sie die Drift nicht bis nach Grönland führt, wo sie den Eskimos das Holz zum Bau ihrer Boote und Geräte liefern.

An den Ufern sahen wir viele Birkenrindenzelte der Jenissei-Ostjaken, besonders auf der niedrigen Westseite, wo ich elf Zelte hintereinander auf einmal zählen konnte. Ich hätte dieses rätselhafte Volk gern gründlicher kennen gelernt; aber wir hatten keine Zeit, hier haltzumachen, und man versprach mir, daß ich weiter südwärts noch genug von ihnen treffen solle.

Sie sind allen andern Völkern Sibiriens unähnlich. Die eigentümliche Sprache dieser Ostjaken ist offenbar mit keiner andern der jetzt lebenden Sprachen in diesem Teil der Welt verwandt und muß einen ganz andern Ursprung haben. Sie scheint nicht agglutinierend zu sein wie die sogenannten Altaisprachen, das Samojedische, die finnisch-ugrischen Sprachen, die türkisch-tatarischen und andere; sie ist eher eine ursprünglich einsilbige Sprache, etwa in der Art wie das Chinesische. Die Jenissei-Ostjaken und ihre Sprache sind aber seit den Tagen Castréns nicht wieder erforscht worden; erst in allerneuester Zeit hat sich der Russe Anutschin ein wenig unter ihnen aufgehalten, und auch der junge finnische Sprachforscher Kai Donner hat sie einige Monate besucht.

Es ist schwer festzustellen, woher diese Menschen stammen. Gewiß ist, daß sie sich früher viel weiter nach Süden verbreitet haben als jetzt, und wahrscheinlich sind die heute Lebenden der letzte Überrest eines Volksstammes, der einst große Strecken Asiens bevölkert hat. Der norwegische Gelehrte Dr. Andreas M. Hansen hat sogar die Hypothese aufgestellt, diese Jenissei-Ostjaken gehörten zu demselben Völkerstamm wie das kurzschädelige Urvolk, das ehemals,

vor der Einwanderung der Germanen, in Skandinavien gelebt hat und möglicherweise auch über große Teile Europas verbreitet gewesen ist. Ja, er geht so weit, ihnen Verwandtschaft mit den Hittitern, den Pelasgern und andern Völkern der Urzeit in Südeuropa und den Mittelmeerländern nachzusagen.

Wenn dem so wäre, dann müßten diese Jenissei-Ostjaken mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit beanspruchen. Aber selbst wenn Hypothesen wie diese auf schwacher Grundlage ruhen, so sind doch diese Jenissei-Ostjaken sicher ein höchst interessantes Volk, das verdient, näher erforscht zu werden, als bis jetzt geschehen ist. Besonders schon deshalb, weil sie in schnellem Aussterben begriffen zu sein scheinen und ihre Gesamtzahl jetzt nur noch 700—900 Köpfe betragen dürfte, jedenfalls die Zahl 1000 nicht erreicht.

Dr. Radloff betont in seinem interessanten Buche „Aus Sibirien", das ich auf die Reise mitgenommen habe, daß das jenissei-ostjakische Volk, die Jenisseier, wie er sie nach Klaproth nennt, ehemals große Verbreitung nach Süden hin gehabt und im Altai und auf der Nordseite des Altai- und des Sajangebirges gewohnt haben müßten. Er findet z. B. im Quellgebiet des Tomflusses, daß Dreiviertel der Flußnamen jenissei-ostjakisch sind; dies läßt sich nur dadurch erklären, daß dort ein Volk gewohnt hat, das die Sprache der Jenissei-Ostjaken oder eine ihr verwandte gesprochen hat.

Radloff meint, es sei dasselbe Volk gewesen, das nach chinesischen Geschichtsschreibern im 7. Jahrhundert n. Chr. gerade in dieser Gegend wohnte und das Bila oder Gelotschi hieß. Er ist sogar der Ansicht, daß die Kirgisen, die von den Chinesen bis ins 9. Jahrhundert Hakas, später auch Kan-kuen oder Ki-ko und (im 13. Jahrhundert) Ki-li-ki-sse (d. h. Kirgisen) genannt wurden, ursprünglich ebenfalls ein jenem Urvolk verwandter Stamm mit verwandter Sprache seien; alle diese Völker werden von den Chinesen als ursprünglich blauäugig und blondhaarig beschrieben.

Die Kirgisen haben erst später die türkisch-tatarische Sprache angenommen und werden jetzt zu den Tataren gerechnet. Durch Kreuzung mit benachbarten Stämmen können jene Völker später mehr oder weniger dunkel und schwarzhaarig geworden sein.

Vor einigen Jahren hat der finnische Sprachforscher G. J. Ramstedt auf Grund der Aufzeichnungen Castréns über die Sprache der Jenissei-Ostjaken anscheinend wichtige Gründe dafür vorgebracht,

Digitized by Google

Troizkij-Kloſter.

Kirche des Troizkij-Kloſters.

Digitized by Google

Der bewachte Geldschrank.

Digitized by Google

daß diese Sprache ein Zweig des indo-chinesischen Sprachstammes und mit der tibetischen am nächsten verwandt sei. Dadurch würden diese Völker weit nach Süden ausgedehnt, und wir könnten auch besser verstehen, warum die chinesischen Geschichtsschreiber sie zuerst weiß und nichttürkisch aussehend nennen. —

Diese dunklen Rätsel aus der Urzeit der Völker und ihren ehemaligen Wanderungen und Ursprüngen sind zu verlockend, vor allem hier in diesem unermeßlichen Lande. Sie lösen zu wollen, ist hoffnungslos; dazu wissen wir viel zu wenig.

Doch nun erscheint lächelnd unser sanfter Alexei und meldet, das Essen sei schon aufgetragen — eine Meldung, die stets willkommen ist, wie das Läuten der Mahlzeitenglocke auf dem größten Ozeandampfer. Heute gibt es herrlichen gebratenen Stör, den Alexei meisterhaft zu bereiten versteht.

Gegen 5 Uhr nachmittags ankerten wir in der Mündung des Flusses Kureika, wo der „Omul" eine Petroleumniederlage hatte und wo wieder Öl eingenommen werden mußte.

Als wir an Land gingen, war unser erster Anblick eine zahme Wildgans; sie saß ganz ruhig auf einem Bein und guckte uns an, dann watschelte sie zum Hause hinauf. Eingeborene hatten sie als kleines Gänschen eingefangen und sie in diesem Sommer den hier wohnenden Leuten gebracht. Sie machte jetzt schon weite Ausflüge und flog quer über den Jenissei nach dem Westufer, kehrte aber stets wieder ins Haus zurück. Sie war so zahm, daß ich sie später auf dem Arm der Frau sah, die mit ihr ins Zimmer trat, sie streichelte und liebkoste, was sie sich allem Anschein nach gern gefallen ließ.

Während Wostrotin ins Haus ging, um mit den Leuten zu plaudern und allerlei zu besprechen, begaben Loris-Melikow und ich uns in den Wald.

Es war ein eigentümliches Gefühl, wieder im Walde zu sein. Üppig bewachsener, fester Boden, auf dem es sich ganz trocken ging, und soweit mein Blick reichte, überall Heidelbeeren und Büsche von Rauschbeeren (Vaccinium uliginosum), aber keine einzige Beere daran; sie seien alle im Frühling erfroren, erzählte man uns. Landeinwärts war es ganz flach; nirgends eine Anhöhe, von der aus man die Waldebene hätte überblicken können. Übrigens glich die Landschaft so ziemlich einem Walde bei uns daheim, und man ver-

Digitized by Google

gaß beinahe, daß man sich noch so hoch im Norden befand, ungefähr auf der Breite des Polarkreises und etwas südlich von der Breite der Stadt Bodö; wir waren hier nämlich gerade auf 66½° nördlicher Breite.

Zahlreiche Birken waren zu sehen, aber nur wenige große Nadelbäume; doch schossen kleinere überall zwischen den Birken auf. Es waren Tannen, unserer Tanne ziemlich ähnlich, aber mit glatterer Rinde auf den jüngeren Zweigen. Dann standen dort Lärchen und üppig grüne sibirische Zedern.

Bisweilen stießen wir auf Zedern, die so groß sein mochten wie eine gute Bauholztanne bei uns daheim. Sie waren jedenfalls die Überreste eines größeren Waldes, der hier einst stand, aber niedergebrannt ist. Im übrigen war es meist kleiner Wald mit einigen Sümpfen hier und dort; wir sahen auch ein paar Erlen und hin und wieder eine Sahlweide zwischen den Birken.

Auf dem Rückweg stießen wir auf wilde Rosensträucher mit roten Hagebutten. Stellenweise war alles mit hohem Gras und allerlei Kräutern überwuchert. Multbeerstauden gab es ebenfalls eine ganze Menge, aber Beeren saßen auch daran nicht. Den Waldboden bedeckten in weitem Umkreis die weißen welken Wedel des Schachtelhalms (Equisetum), der hier hoch und in großer Menge stand.

Auf einmal befanden wir uns auf dem Abhang über dem Fluß. Die Böschung war mit üppigem Niederholz bestanden, und gelbe Birken lehnten sich über den Rand des Abgrundes. Es war gerade, als komme man aus einem Urwald.

Als wir auf einem Fußpfad den Abhang entlang dem Hause zuschritten, stießen wir ganz unerwartet auf zwei Holzkreuze, die unter Birken an der äußersten Abbruchstelle des Ufers standen. Zwei alte Gräber in dieser Waldeinsamkeit! Ein schönes Fleckchen Erde war ihnen ausgesucht, aber schon vor langer, langer Zeit, und jetzt hatte der Birkenwald sie fast ganz überwachsen und verdeckt.

Auf dem einen Grab lagen die Reste eines alten Schlittens, es war also jedenfalls ein Eingeborenengrab, wahrscheinlich das eines Jenissei-Ostjaken. Die Schlitten stellt man aufs Grab; die Toten sollen damit ins Jenseits reisen. Näher am Hause stießen wir auf zwei weitere Gräber, die noch dichter durch Birken verdeckt waren.

Die Bewohner des Hauses wohnen nur im Sommer hier, um

Fische zum Einsalzen aufzukaufen; im Winter gehen sie wieder nach Jenisseisk zurück. Der Mann erzählte uns, einige Kilometer weit am Kureikafluß aufwärts gebe es gerade in diesen Tagen große Mengen von Wildgänsen und Enten; sie sammelten sich dort zum Zug nach Süden; aber man habe hier keine Zeit, sich um sie zu kümmern, da die Leute durch Fischen völlig in Anspruch genommen seien. Auch im Walde gebe es viel Federwild, Auerhähne, Birkhühner und Haselhühner.

Hundert Kilometer weit an der Kureika aufwärts war der Graphit geholt worden, den die Leichter den Jenisseï hinunter zum „Correct" befördert haben. Fast 30 Tonnen hatte der Angaradampfer, der drunten am Strand lag, in zwei Fahrten hierher gebracht. Es gibt dort viel Graphit, aber man hat noch keinen regelrechten Betrieb eingerichtet; die in diesem Jahre abgeholte Menge soll nur eine Probe sein.

Die Verbindung mit der Welt ist in diesem Lande recht kläglich. Während wir in der Stube saßen, erzählte uns Wostrotin, wie er vor 13 Jahren hierhergekommen sei. Er sei damals den Jenisseï von der Mündung an hinaufgefahren; ziemlich weit unten sei er Polizisten begegnet, die umherreisten, um den Fischern zu sagen, diejenigen unter ihnen, die als Soldaten in den Listen ständen, hätten sich sofort nach Jenisseisk und von dort nach Krasnojarsk zu begeben, weil mobil gemacht werde. Wostrotin hatte nicht erfahren können, weshalb eigentlich mobil gemacht wurde, denn keiner der Polizisten wußte es, und ebensowenig war herauszubekommen, mit wem Rußland im Kriege stehe. Als er endlich an der Kureika anlangte, sagte man ihm, der Zar führe mit sieben andern Zaren Krieg und der Krieg stehe für „unsern Zaren" gut. Wer jene sieben Zaren seien, vermochte ihm niemand zu sagen; aber die Angeleska, die Engländerin, wie die Königin Viktoria genannt wurde, sei dabei und die Franzeska und dann noch einige andere; mehr konnte er nicht feststellen.

Als Wostrotin endlich in der Stadt Jenisseisk angekommen war, hörte er, daß der Boxeraufstand in China zum bewaffneten Einschreiten der Großmächte und zum Marsch der Verbündeten nach Peking geführt hatte. Tatsächlich waren Engländer und Franzosen dabei; rechnet man noch Deutschland, Amerika, Italien, Japan und China dazu, so ergibt das gerade sieben Mächte.

Woſtrotin war nicht ſtolz auf die Zuſtände ſeines Landes, was Aufklärung, Zeitungen und geiſtigen Verkehr anbetrifft. Beim Vergleich drängte ſich ihm zu ſehr die Erinnerung auf an das, was er im Jahre 1899 in Norwegen erlebt hatte. Er hatte damals Alexandrowsk an der Murmanſchen Küſte beſucht, um auf Admiral Makarow mit dem „Jermak“ zu warten, der aber nicht kam.

Auf dem Rückweg kam er nach Hammerfeſt und auf einem Spaziergang vor der Stadt ließ er ſich in einer kleinen Hütte etwas zu trinken geben. Er traf den Bauern oder Fiſcher zu Hauſe und erhielt vortreffliche Milch. Dann fragte er, was es in der Welt Neues gebe. Der Mann, der Ruſſiſch konnte, antwortete, der Dreyfusprozeß ſei wieder aufgenommen worden, und er erzählte Woſtrotin alle Einzelheiten der Verhandlungen. Woſtrotin fand den Unterſchied groß zwiſchen dieſem armen Fiſcher in der Einöde Norwegens, der beſtändig ſeine Zeitungen las und die Einzelheiten des Dreyfußprozeſſes kannte, und den wohlhabenden Händlern in Sibirien, die nicht einmal wußten, mit wem ihr Land Krieg führte, als ſie ſelbſt zu den Fahnen gerufen wurden.

In Sibirien iſt übrigens nicht allein der Umſtand ſchuld, daß es keine Zeitungen gibt; auch wenn es welche gäbe, würde doch nur ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung ſie leſen können. Aber ob der Verluſt wirklich ſo groß iſt, wie man gewöhnlich glaubt? Man denke nur an all den Schund, den ſie nicht zu leſen brauchen, und an die ganze ſchleimige Politik, deren Bekanntſchaft ihnen erſpart bleibt.

9. September. Am Morgen waren wir noch nicht weit über die Kureikamündung hinausgelangt, als plötzlich ſo dichter Nebel einfiel, daß wir vor Anker gehen mußten. Wir konnten nicht einmal das dicht vor uns liegende Ufer ſehen. Es war Haarrauch, der entſteht, wenn die Dämpfe des wärmeren Flußwaſſers ſich in der kälteren Luft verdichten. Sobald die Sonne nach einigen Stunden mehr Macht hatte, klärte es ſich wieder auf, wir konnten weiterfahren, und um die Mittagszeit hatten wir wunderſchönes ſonniges Wetter. Nordwärts von uns erblickten wir im Lande einen blauen, bewaldeten Landrücken. Er mußte im Norden der Kureika liegen. Er war zwar nur niedrig, aber es war doch ein wirklicher Landrücken, der aus der Ebene aufragte — der erſte, den wir auf der ganzen Fahrt den Jeniſſei hinauf erblickt hatten, wenn man den kleinen Hügel bei Dudinka ausnimmt.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Das Troizkij-Kloſter und weiter ſüdwärts.

Wir hatten gehofft, Swjato Troizkij Monaſtir (das Kloſter der heiligen Dreieinigkeit) noch abends zu erreichen, mußten aber die Nacht über etwas nördlich davon ankern. Es war zur Weiterfahrt zu dunkel.

10. September. Am Morgen kamen wir gegen ½10 Uhr dort an. Schon aus weiter Ferne glänzte uns die hohe weiße Kloſterkirche mit ihren Kuppeln auf dem Uferabhang über dem Wald und dem flachen Lande entgegen; daneben erhob ſich über der Waldlinie das grüne Dach eines großen Hauſes, nicht weit davon zeigte ſich eine Reihe niedriger Holzhäuſer, das Dorf.

Seit wenigen Jahren iſt dieſer Ort der Sitz der Verwaltung des Diſtriktes Turuchansk und jetzt gewiſſermaßen die Hauptſtadt, an Stelle des Städtchens Turuchansk, das eine zu ungünſtige Lage am Nebenfluß Turuchan hat und ziemlich entfernt vom Jeniſſei außerhalb der vom Hauptfluß gebildeten Verkehrslinie liegt.

Als vor einigen Jahren Räuber die dortigen Regierungsgebäude niedergebrannt hatten, ergriff man die Gelegenheit, nach einem paſſenderen Ort zu ziehen; die Wahl fiel auf das große Dorf bei dem altberühmten Kloſter, wo der große Nebenfluß, die Untere Tunguska, ſich in den Jeniſſei ergießt.

Nicht alle Bürger billigten die Wahl, weil ſie, wie ich hörte, nur ungern ſo dicht neben der Geiſtlichkeit wohnten; denn ringsumher gehört aller Grund und Boden von alters her dem Kloſter, und dieſes iſt auch Beſitzer der Inſeln im Fluſſe, wo es vorzügliche Weide gibt. Für Benutzung dieſer Weide und für das Ernten des Heus müſſen die Leute dem Kloſter Abgaben zahlen und da-

Digitized by Google

durch geraten sie in Abhängigkeit von ihm. Wenn sie auch der Geistlichkeit und wohl auch dem Himmel ein wenig nähertreten, so ziehen die meisten es doch vor, ganz frei zu sein; viele wären daher lieber in das südlich gelegene Dorf mit dem verlockenden Namen Mirojedicha (die Myrrhenesser) gezogen, das auf anstehendem Gestein liegt und wo ein guter kleiner Hafen angelegt werden kann.

Seltsam, wie es manchmal kommt! Turuchansk wurde gegründet, als die Juraken im Jahre 1662 Mangaseja erobert und niedergebrannt hatten, und wurde dann mit mehr als 600 Einwohnern und einer wichtigen Handelsmesse die bedeutendste Stadt im Norden. Nach 1822 sank ihre Bedeutung, sie hörte auf Stadt zu sein und wurde ein Dorf. Dann wurden die Gebäude, wie erwähnt, durch Räuber niedergebrannt. Nun ist auch noch der Hauptsitz der Verwaltung von dort wegverlegt worden, und hier werden neue Häuser gebaut. Wie lange wird die Verwaltung hier bleiben?

Es scheint übrigens, als sei der ganze nördliche Teil dieses Landes sehr zurückgegangen. Im Jahre 1727 sollen 1500 Russen am Unterlauf des Jenissei gewohnt haben, und nach einer alten, aus dem Jahre 1745 stammenden russischen Karte der Jenisseimündung, die auffallend detailliert zu sein scheint, wäre die ganze Strecke von Dudinka an nordwärts bis über die Dickson-Insel hinaus und ostwärts bis an die Mündung der Pjasina ziemlich dicht besiedelt gewesen, besonders am Ostufer des Jenissei.

Nach Sidorows Mitteilungen gab es im Jahre 1824 im Norden von Turuchansk 46 Ansiedelungen, während es 1863, als Sidorow seine Angaben niederschrieb, nur noch 27 waren; jetzt werden es wohl noch weniger sein. Um 1830 herum gingen nach Sidorow 25 Schiffe von Jenisseisk nach Turuchansk, und 30 Kaufleute trieben dort Handel; sie machten auch mit den Völkern im Innern der Tundra zwischen dem Jenissei und der Anabara große Geschäfte. Nun aber, im Jahre 1863, fügt Sidorow hinzu, fahren nur noch zwei größere und zwei kleinere Dampfer von Jenisseisk nach Turuchansk und der Tundrahandel hat gänzlich aufgehört.

Heute herrscht zwar wieder stärkerer Verkehr und lebhafterer Handel, aber mit der früheren Blüte läßt sich beides nicht vergleichen. Hauptsächlich liegt das wohl daran, daß der einst so einträgliche Pelzhandel durch übertriebenen Fang der Tiere sehr zurückgegangen ist.

Sobald der Anker herabgelassen war, begaben wir uns an Land. Am Ufer sah ich die ersten Krähen in Sibirien. Sie flogen auf, in genau demselben Fluge und mit ziemlich derselben „Stimme" wie unsere Krähen daheim; aber sie waren ganz schwarz. Krähen sind wohl ein Zeichen der Zivilisation; weiter nördlich haben uns außer Wildgänsen und Enten am Ufer nur Möwen Gesellschaft geleistet.

Wir lenkten unsere Schritte sogleich nach der Kirche, weil dort in der Nähe das Postamt liegen sollte, wo wir Briefe erwarteten. An der Kirche vorüber gelangten wir an ein langgestrecktes Holzgebäude, das, wie wir später erfuhren, dem Kloster gehörte, aber vorläufig von der Regierung gemietet war. Es war das Postamt, und darin wohnte auch der höchste Beamte des Distrikts, der Polizeimeister oder, wohl richtiger, der Polizeipräfekt (Pristaw). Er ist eine Art Gouverneur des ganzen Turuchansker Kreises, der sich nordwärts bis ans Eismeer erstreckt.

Briefe waren nicht da. Neuere Nachrichten aus der Welt als die, die wir selbst aus Norwegen mitbrachten, gab es auch nicht. Nach langer Zeit kam ich erst dahinter, daß die Briefe, weil sie nach Turuchansk adressiert waren, in der alten Stadt am Nebenfluß, wohin wir nicht kamen, liegengeblieben waren, statt hierher nach der neuen Stadt geschickt worden zu sein. Dort warteten sie in aller Ruhe auf uns, während wir bitter enttäuscht dastanden.

So mußten wir uns denn auf die andere Seite des Hausflurs begeben, um den Polizeipräfekten, den Pristaw Herrn Kibirow, zu begrüßen, einen gefälligen, nett und gutmütig aussehenden Mann, der uns sehr freundlich empfing. Ihm war keine Spur der wilden Grausamkeit anzusehen, die ein so mächtiger Mann im Sibirien der Verbrecher und Verbannten doch besitzen muß. Er war ein Ossete, so daß Loris-Melikow auch hier einen Landsmann aus Kaukasien antraf. Die Osseten sind das wildeste Volk der kaukasischen Gebirgsgegenden und, wie Loris-Melikow uns sagte, sehr oft Räuber; aber unser Mann sah nichts weniger als wild und räuberhaft aus. Die Osseten sind Tataren (Tscherkessen) und Muhammedaner, aber dieser Ossete und seine ossetische Gattin waren beide Stadtkinder und Christen.

Wir kamen dem Pristaw ganz unerwartet; er verschwand daher sofort, um sich in volle Uniform zu werfen und den Säbel um-

zuſchnallen, den er uns zu Ehren die ganze Zeit bis zu unſerer Abreiſe umbehielt.

Das Merkwürdigſte, was ich dort ſah, war ein faſt gänzlich leeres Zimmer neben ſeinem Bureau; darin befand ſich nur ein eiſerner Schrank, der die Regierungsgelder enthielt, und daneben ſtand ein Koſak mit Säbel und Flinte, um den Schatz zu bewachen. Der Wächter wirkte aber nicht gerade furchterregend; er war ein ſchwächlicher, treuherzig ausſehender Burſche, der uns erzählte, er ſei ein Nachkomme der erſten Koſaken, die das Land erobert hätten, und es gebe nur noch wenige Abkömmlinge von ihnen. Tagaus tagein, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, ſteht ein Koſak neben jenem Schrank. Dieſer Brauch wurde ſeit dem Räuberzug vor einigen Jahren eingeführt.

In dem Zimmer ſtanden an einer Wand mehrere Kiſten aufgeſtapelt. Sie enthielten Wodka, der nichtkonzeſſionierten Schnapshändlern weggenommen worden war, gewiß nur ein kleiner Bruchteil deſſen, was eigentlich hätte konfisziert werden müſſen. Bekanntlich hat die Regierung Rußlands und Sibiriens ſich das Monopol des Branntweinverkaufs vorbehalten, und im Turuchansker Kreiſe iſt der Eingeborenen wegen jeder Schnapshandel ſtreng verboten. Die ruſſiſchen Kaufleute haben freilich die Erlaubnis, ſich eine beſtimmte Menge zu eigenem Bedarf kommen zu laſſen, aber ſie dürfen nichts davon an die Eingeborenen verkaufen oder verſchenken. Wird bei einem Kaufmann ein größerer Wodkavorrat gefunden, als er vermutlich ſelbſt verbrauchen kann, dann wird ihm der Überſchuß weggenommen. Sonderbarerweiſe findet aber doch ziemlich viel Branntwein ſeinen Weg zu den Eingeborenen, wie wir öfters geſehen haben.

In dem Dorfe wohnen 10 Koſaken, aber auch 20 politiſche Verbannte und Verbrecher. Im ganzen Turuchansker Kreiſe gibt es 90 politiſche Verbannte, und allein im letzten Jahre ſind 35 politiſche Verbannte und Verbrecher angekommen, die nach teilweiſe verbüßter Strafe dorthin geſchickt worden waren. 10 Koſaken ſcheinen keine Macht zu ſein, um dieſen Leuten Furcht einzuflößen. Aber die Verbannten, die Koſaken und die Polizei ſahen alle miteinander gleich friedlich und ungefährlich aus, nur einige freigelaſſene Verbrecher machten einen weniger angenehmen Eindruck. Manchen iſt dieſer Zuwachs der Bevölkerung gar nicht recht.

Digitized by Google

Frühstück im Heim des Pristaw.

Dorfstraße in Troizkij-Monastir.

Digitized by Google

Freigelaſſener Verbrecher in ſeiner Höhle im ſandigen Ufer.

Birkenrindenzelte der Jeniſſei-Oſtjaken.

Digitized by Google

Dagegen iſt man mit den politiſchen Verbannten ſehr zufrieden, denn das ſind oft prächtige, tüchtige Leute, die ſehr nützlich werden können.

Es geht aber nicht immer ſo friedlich her wie jetzt. Dies beweiſt ſchon der mehrfach erwähnte Raubzug. Vor fünf, ſechs Jahren verbanden ſich weiter ſüdwärts zwiſchen Turuchansk und Worogowo etwa zwanzig politiſche Verbannte zu gemeinſamer Flucht aus Sibirien; der Unterhalt ſollte durch Raub beſchafft werden. Sie wußten ſich auf verſchiedene Weiſe Waffen anzueignen, drangen unter Anwendung des amerikaniſchen Syſtems „hands up“ in die Häuſer und nahmen dort, was ſie fanden. Wer ſich wehren wollte, wurde totgeſchlagen. So zogen ſie von Dorf zu Dorf am Jeniſſei abwärts und plünderten überall. Da es Anfang Winter war, fuhren ſie in Schlitten mit Pferden und Renntieren, die ſie ſich leicht ohne Bezahlung verſchafft hatten. Hauptſächlich nahmen ſie Eßwaren und Geld. In dem Dorf beim Troizkij-Kloſter wurde ein Kaufmann erſchlagen und ſein Geld geraubt. In Turuchansk bemächtigten ſie ſich der öffentlichen Gebäude, erſchoſſen den Polizeipräfekten und mehrere Kaufleute, nahmen die Regierungskaſſe, die 30000 Rubel enthielt, und ſteckten dann die Häuſer in Brand. Raubend und plündernd zogen ſie flußabwärts nach Dudinka. Von dort fuhren ſie mit Renntieren über die Tundra zur Chatanga, mit der Abſicht, ſich oſtwärts durch Sibirien nach Amerika zu begeben.

Inzwiſchen waren Gerüchte über dieſen Raubzug nach Irkutsk zum Generalgouverneur gedrungen; er verhängte über das ganze Land den Kriegszuſtand und ſandte eine große Abteilung Soldaten aus Kraſnojarsk nordwärts. Von Dudinka aus ſetzte ein Teil der Soldaten mit Renntieren den Flüchtlingen über die Tundra hin nach und holte ſie auch ein, bevor ſie die Mündung der Chatanga erreicht hatten. Das Haus, in dem ſie ſich aufhielten, wurde umzingelt, und nun entwickelte ſich eine förmliche Schlacht, die damit endete, daß über die Hälfte der Flüchtlinge niedergeſchoſſen wurde. Die übrigen wurden gefangen nach Dudinka transportiert und den Jeniſſei hinaufgebracht. Unterwegs verſuchten einige zu entfliehen, wurden aber erſchoſſen, ehe ſie weit kamen; die fünf Überlebenden jener Zwanzig wurden, ſoviel ich weiß, in Kraſnojarsk gehängt. Außer anderem Geld wurden die 30000 Rubel der Re-

Digitized by Google

gierung wiedererbeutet, und ein Teil davon soll sogar den Weg in die Kasse zurückgefunden haben.

Man konnte sich die Möglichkeit solcher kriegerischer Ereignisse gar nicht denken, wenn man in diesem friedlichen Bureau stand und mit diesem netten Mann sprach, der uns aufs liebenswürdigste einlud, mit ihm und seiner Gattin ein Glas Tee zu trinken; der Tee werde bald bereitstehen.

Inzwischen besuchten wir die Klosterkirche. An der Kirchentür empfing uns der Pope oder richtiger der Abt des Klosters. Er sah sehr heilig aus, hatte schöne blaue Augen, eine gerade Nase und einen hübschgeschnittenen Mund: ein vollkommener Christuskopf, mit geteiltem Bart und langen, über die Schultern herabwallenden Locken; aber Bart und Haar waren schwarz.

Er führte uns durch die großen, hellen Räume der Kirche. Hier liegt der heilige Wassilij Mangaseiskij begraben. Der Sarg stand in dem ersten großen Raume, den wir beim Hereinkommen betraten. Wassilij war ein Mann aus dem Gouvernement Jaroslaw in Rußland, der nach Mangaseja am Tas gekommen war, dort wohnte und im 17. Jahrhundert auch dort begraben wurde. Bald nachdem die eingeborenen Juraken im Jahre 1662 den Ort erobert und verbrannt hatten, träumte, wie mir erzählt wurde, der Mönch Tichon im Kloster in Jenisseisk eines Nachts, er müsse nach Mangaseja wandern und die Gebeine des Heiligen holen. Er führte sie hierher und hier wurde das Kloster gebaut. Es mag bald nach 1662 gewesen sein.

Wassilij Mangaseiskij, so berichtet die Legende, war in der Glanzzeit des Ortes Mangaseja bei einem der reichsten Kaufleute als Ladendiener angestellt. Da er ein frommer, treuer und rechtschaffener Mensch war, übergab ihm der Kaufmann die Aufsicht über sein gesamtes Eigentum. Als sich Wassilij um die Zeit der Frühmesse in dem Hause seines Herrn befand, widerfuhr ihm das Unglück, daß Diebe in den Laden einbrachen und einen großen Teil der Waren mitnahmen. Der Kaufmann hatte Wassilij wegen Beteiligung an dem Verbrechen in Verdacht und überlieferte ihn dem Woiwoden, damit dieser ihn zum Geständnis bringe. Der Jüngling wurde auf die Folter gespannt; da ihm aber kein falsches Zeugnis abzupressen war, versetzte ihm der erbitterte Kaufmann einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß

Digitized by Google

Waſſilij hinſank. Darauf wurde er für einen verſtockten Sünder erklärt und ſeine Leiche auf dem Felde den Hunden als Beute hingeworfen.

Über fünfzig Jahre ſpäter geſchah hier im Dreifaltigkeitskloſter ein Wunder. Der Stifter des Kloſters, Tichon, hörte eines Nachts, als er betete, eine göttliche Stimme, die ihm befahl, ſich nach dem ſchon damals verlaſſenen Mangaſeja zu begeben, die irdiſchen Überreſte des ungerechterweiſe getöteten Waſſilij zu holen und ſie hierher in das Kloſterheiligtum zu bringen. Jederzeit dem Gebote des Herrn gehorſam, machte ſich Tichon ſofort auf und legte den langen, ungebahnten und unbekannten Weg nach Mangaſeja als Pilger zu Fuß zurück. Dort angelangt, fand er mitten im kälteſten Winter ein grünes Blumenbeet, auf dem ein, wie ihm ſchien, ſoeben eingeſchlummerter Jüngling lag, in die ſchönſten Träume verſunken. Der Greis kniete neben dem Jüngling nieder und betete andächtig. Dann nahm er den toten Waſſilij auf ſeine Arme und trat ſofort den Heimweg an. Mit dieſer koſtbaren Bürde wanderte er in der ſtrengen Winterkälte über die Schneefelder, ohne um ſich herum etwas anderes zu ſehen als grünes Gras und duftende Blumen. Ohne Speiſe und Trank und ohne auszuruhen ging er mehr als tauſend Werſt zu Fuß; er ſpürte weder Hunger noch Müdigkeit, und die ganze Wanderung dauerte nur ein paar Tage, was allein ſchon beweiſt, daß Waſſilij heilig und vor Gott gerecht war; daher wird er auch heute von den Leuten der Umgegend als Heiliger verehrt, obgleich er noch nicht in gehöriger Weiſe kanoniſiert iſt.

Wir ſahen dort auch eine ſchreckliche Eiſenklammer, die auf den Schultern zu tragen und vorn auf der Bruſt zu verſchließen war. Sie hatte ein unheimliches Gewicht; der Stifter des Kloſters ſoll ſie das ganze Leben hindurch getragen haben; auch er war alſo ein ſehr heiliger Mann. Daß er dieſe Klammer auch dann trug, als er auszog, um den Waſſilij Mangaſeiſkij zu holen, möchte ich nicht behaupten. Ein anderes koſtbares Kleinod war eine große Bibel, das Neue Teſtament, ein Geſchenk der Kaiſerin Anna Iwanowna, die 1740 ſtarb. Das Buch hatte ſilberne Deckel, die außen mit Heiligenbildern und Verzierungen in getriebener Arbeit geſchmückt waren.

Bei unſerem Beſuch bewohnten das Kloſter drei oder vier

Digitized by Google

Mönche und sechs oder sieben Novizen. Dem Kloster gehört fast aller Grund und Boden der ganzen Umgegend und dazu die Weiden auf den davorliegenden Inseln im Flusse, ein Übelstand für alle, sich hier ansässig machen zu wollen.

Ein Priester war zu Besuch da; er war Missionar unter den Jakuten und Tungusen am Essejskoje Ossero, einem großen See, der sehr weit in der Tundra in der Richtung der Lena liegt. Der Missionar lebt jeden Winter dort, verreist aber im Sommer oft auf Besuche und hielt sich in diesem Sommer hier im Kloster auf. Er verstand die Sprache der Eingeborenen nicht und mußte mit ihnen durch einen Dolmetscher verkehren. Obwohl auch er langes Haar, einen Talar und einen Popenhut trug, schien er ebensosehr ein Kind dieser Welt zu sein, wie der andere, der Abt, dem Himmel angehörte. Er machte einen außerordentlich klugen und gewandten Eindruck, war ein eifriger Politiker und zu Wostrotins großer Freude liberal, so daß die beiden viel miteinander zu plaudern hatten.

Nach Besichtigung der Kirche kehrten wir zum Pristaw zurück, um dort mit der Geistlichkeit und dem Vorstande der Telegraphenstation, die bald fertig sein sollte, ein Glas Tee zu trinken. Man arbeitete an der Linie von Jenisseisk nach Norden; sie ist schon jetzt bis zum Dorfe Worogowo, etwa vier Tagereisen weit nördlich von Jenisseisk, benutzbar. Zum Winter wird sie bis hierher fertig werden, und später soll sie noch weiter nordwärts bis Dudinka gehen. So werden auch diese Regionen bald in den gewaltigen Machtbereich des Telegraphen einbezogen sein.

Das Glas Tee, das der Pristaw und seine liebenswürdige Gemahlin uns vorsetzen wollten, stellte sich bald als ein solides Frühstück heraus mit mehreren kalten Gerichten, Backwerk und Wein, und es wurde uns, die wir eben an Bord gefrühstückt hatten, gar nicht so leicht, unsere Schuldigkeit als Gäste zu tun; mir wurde die Situation noch dadurch erschwert, daß ich kein Wort russisch verstand, und meine Wirte kein Wort irgendeiner andern Sprache.

Bei Tisch wurde viel gesprochen, wohl meist über sibirische Verhältnisse; das Wort führten hauptsächlich der weitgereiste Priester und der Dumaabgeordnete Wostrotin, und es war gewiß alles höchst

Digitized by Google

intereſſant, wenn ich nur eine Silbe davon verſtanden hätte. Ich konnte nichts tun, als die Geſellſchaft photographieren.

Doch die Zeit verging, und zu lange durften wir nicht hier verweilen, denn wir mußten den Tag benutzen, um weiterzukommen. So bedankten wir uns denn, ſagten unſern liebenswürdigen Wirten Lebewohl und gingen in Begleitung des Priſtaws und der beiden Geiſtlichen durch den Ort, um uns auch dort umzuſehen und noch allerlei einzukaufen, ehe wir uns wieder an Bord begaben.

Die Kloſterſchule, die wir beſichtigen mußten, ſah wie ein gutgebautes, warmes Haus mit hellen, ſaubern Zimmern aus. Sie war ein Internat mit einem Zimmer für Knaben und einem für Mädchen, ſtand aber jetzt leer. Nur der Prieſter, der hier zu Beſuch war, wohnte darin. Man hatte keinen Lehrer; der letzte war ein politiſcher Verbannter geweſen, der Erlaubnis erhalten hatte, ein paar Monate zu unterrichten; jetzt aber war keiner aufzutreiben. Woſtrotin erzählte, es habe im Turuchansker Kreiſe vor einigen Jahren ſechs Schulen gegeben; jetzt ſind dort nur noch zwei!

Wir ſchlenderten durch den Ort. Ein kleiner Teil davon iſt ein altes Dorf, das mit ſeiner breiten Straße und ſeinen niedrigen gemütlichen Bauernhäuſern neben dem Kloſter gelegen hatte; der ganze nördliche Teil iſt eine Neuanſiedlung im Walde. Dort baute man jetzt ein Regierungsgebäude, ein Krankenhaus, eine Schule und auch eine Arztwohnung; letztere war aber vor einigen Wochen ſchon wieder abgebrannt. Außerdem errichtete man einen großen Kornſpeicher, beſtimmt zur Aufnahme von 300 000 Pud (4 900 000 Kilogramm) Getreide als Reſervevorrat für die Bevölkerung; bis jetzt war freilich erſt der hundertſte Teil da.

Alle dieſe Gebäude wurden auf Koſten der Regierung errichtet, aber ein Privatmann hatte die Arbeit in Akkord übernommen. Als Unterarchitekten hatte er einen politiſchen Verbannten, der auf Lebenszeit nach Sibirien verbannt war und obendrein alle bürgerlichen Ehrenrechte verloren hatte; in zehn Jahren konnte dieſer ſein Bürgerrecht wiedererlangen, um wieder von vorn anzufangen. Er ſah gebildet und ſympathiſch aus und begleitete uns eine Strecke weit. Loris-Melikow war ganz erſtaunt über die gute Behandlung der politiſchen Verbannten; mit dem Architekten z. B. redeten und verkehrten die andern ganz wie mit ihresgleichen; ja ſogar der Priſtaw, der mit uns ging, redete mit ihm wie

Digitized by Google

mit einem gewöhnlichen Menschen. Ich meinerseits fand dies nicht so übertrieben merkwürdig, wenn ich auch zu wenig von den politischen Verbannten in Sibirien gesehen habe, um mir ein Urteil darüber haben bilden zu können, wie sie im allgemeinen behandelt werden.

In den Zelten unten am Strande sollten einige Jenissei-Ostjaken wohnen. Dies war mir das Allerinteressanteste, und ich beeilte mich daher, hinunterzugehen. Am Rande der Flußböschung kamen wir an drei, vier Hütten vorüber, halben Höhlen, die in den sandigen Abhang hineingegraben waren. Hier hatten Verbrecher ihre vorläufige Wohnung. Sie waren dieses Jahr begnadigt und in diese Gemeinde geschickt worden, wo man ihnen Bauerngerechtsame gewährt hatte, aber sie durften sich nicht aus dem Distrikte Turuchansk entfernen. Sie waren zu Zwangsarbeit verurteilt gewesen und mußten wohl schwere Verbrecher sein. Einer war zu Hause. Der Pristaw ging hinein und bat ihn, herauszukommen, damit ich ihn in der Tür seiner Höhle photographieren könne. Drinnen war wenig Raum. Etwas Schreinerwerkzeug sah ich dort liegen, der Mann mochte wohl Tischler sein; er war ein heimtückischer, schwärzlicher Bursche, der aussah, als sei er zu allem Möglichen fähig. Ein zweifelhafter Vorteil, wenn sich ein Ort durch solchen Bevölkerungszuwachs vergrößert, besonders wenn es, wie angeblich hier in Sibirien, oft geschieht.

In den Ostjakenzelten, die gerade unterhalb des Sandabhanges mit den Höhlen lagen, waren die Männer nicht daheim; sie waren auf dem Sjeldfang. Nur zwei Weiber und einige Kinder kamen heraus, um mit uns zu plaudern. Sie waren dünn bekleidet, die zerlumpten Röcke flatterten in dem starken Winde, daß die nackten Beine bis weit übers Knie hinauf zu sehen waren; sie fanden es recht kalt, still dazustehen und sich durchwehen zu lassen, während ich sie photographierte. Im Zelte saßen sie mit gekreuzten Beinen vor dem Feuer und brieten Fische, die an schräge in die Böschung gesteckten Hölzchen dicht neben den Flammen befestigt waren. Am Strande draußen lag ein Rindenkanoe mit durchlöchertem Boden; es war ganz klein, nicht größer als ein grönländisches Kajak und sollte ein den Fluß hinabgetriebenes Tungusen-Kanoe sein. Die ostjakischen Kanoes werden in der Regel nicht aus Birkenrinde, sondern aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellt. Unten am

Digitized by Google

Strande lag auf einigen Tonnen ein gutes Kanoe dieser Art; es sah genau so aus wie diejenigen, die ich weiter nordwärts bei den Juraken angetroffen hatte.

Nun mußten wir uns aber mit der Abfahrt beeilen, denn wir sollten ja so schnell wie möglich südwärts gehen. Wo aber war jetzt Wostrotin? Bei seiner politischen Tätigkeit hatte er natürlich vielerlei mit den Leuten zu besprechen, um über die Verhältnisse ins Klare zu kommen; hat er doch in der Duma die Interessen des Landes zu wahren. Er war verschwunden. Wir kehrten also um, suchten den ganzen Ort ab und fanden ihn endlich, wenn auch nicht im Tempel, so doch jedenfalls in tiefsinnigem Gespräch mit Priestern und Schriftgelehrten.

Nachdem wir viermal Lebewohl gesagt und ich während abermaligen Wartens nach der vierten Verabschiedung noch die allerletzte Unterhaltung photographiert hatte, riß sich zu unserer Freude Wostrotin los und stieg ins Boot. Ein fünftes herzliches Lebewohl folgte, und nun ruderten wir zu unserm Schiff, lichteten die Anker und steuerten in den Jenissei hinaus, während die beiden Geistlichen mit dem Pristaw in der Mitte im Sonnenschein langsam über den weiten Strand zur Klosterkirche hinaufwandelten, zurück in ihr einsames, friedliches Leben. Wie vorher erglänzte die Kirche, noch aus weiter Ferne sichtbar, mit Kuppeln und Turm hoch über dem Walde auf dem blauen Himmelshintergrund.

Da der Motor ein wenig aussetzte, mußten wir ein paar Minuten auf der andern Seite des Flusses halten. Dort standen einige Rindenzelte auf dem flachen Sandstrand. Ich hoffte Jenissei-Ostjaken anzutreffen, es waren aber bloß Russenzelte. In dem einen fanden wir einige Leute, die vom Süden gekommen waren und hier seit einiger Zeit fischten; sie hatten jedoch nur 10 Pud Fische gefangen. Man ist allgemein der Ansicht, es gebe im obern Teil des Flusses nicht mehr die frühere Menge Fische, seit so viele Leute nach der Mündung hinuntergezogen sind, um dort Fischfang zu treiben. Die übrigen Zelte gehörten Leuten aus dem Orte beim Kloster. Auch sie waren hier, um zu fischen; aber jetzt wohnte niemand in den Zelten. Wostrotin kaufte einige Wildenten als willkommenen Zuwachs zu unsern Speisevorräten.

Weiter nach Süden dieselbe Landschaft wie zuvor: dieselben Uferhänge, dieselben Flächen landeinwärts mit demselben Walde,

Digitized by Google

mit einzelnen Nadelbäumen, die hier und dort den Laubwald überragten, während an andern Stellen der Nadelwald zusammenhängender war und auch höher zu werden begann, so daß man mehr zu Bauholz geeignete Bäume sah als weiter nördlich.

Bei dem Dorfe Mirojedicha auf dem Ostufer des Jenissei in 65° 36′ nördlicher Breite bestand das Flußufer aus anstehendem Gestein, das eine gute Strecke nördlich von dem Orte begann und sich mindestens 4 Seemeilen südwärts über ihn hinauszog. Es war ein graublaues Gestein, das, wie ich im Vorbeifahren sehen konnte, kalkhaltig zu sein schien. Das Merkwürdige ist auch hier, daß die Flußböschung ziemlich genau dieselbe Höhe hat wie anderwärts, im Norden wie auch im Süden, wo sie aus Sand und Ton besteht. Das Land war nach dem Innern zu gleich flach, einerlei, ob anstehendes Gestein zutage trat oder ob lose Schichten es bedeckten. Ich konnte keine Hügel, keine Landrücken, überhaupt gar keine Höhenunterschiede entdecken.

Beim Troizkij-Kloster hatte ich allerdings einen niedrigen blauen, bewaldeten Landrücken weit hinten im Innern längs der Tunguska bemerkt; wahrscheinlich steht das anstehende Gestein bei Mirojedicha in irgendeiner Verbindung mit jenem Landrücken und mit dem Bergland längs der Tunguska, in der nicht weit oben Stromschnellen anzutreffen sind. Wie soll man sich aber den Umstand erklären, daß das Land am Fluß entlang immer gleichmäßig flach ist und stets ein und dieselbe Höhe hat, ob man nun auf anstehendes Gestein oder auf lose Schichten stößt? Ist es eine alte Abrasionsfläche, die das Meer in der Zeit gebildet hat, als diese losen Schichten abgelagert wurden? Zu oberst besteht es zum Teil wohl aus alten Flußablagerungen. Hat hier vielleicht Süßwasser gestanden, und ist jenes lose Gestein bis an die Oberfläche des Süßwassers hinunter verwittert, während die Vertiefungen dazwischen durch Flußablagerungen aufgefüllt worden sind. Ein solcher Zustand kann schwerlich lange genug gedauert haben. Oder ließe sich vielleicht denken, daß bei der starken Verwitterung ein Landrücken aus losem Gestein, der aus der Ebene aufragt, im Laufe der Zeit bis auf ihr Niveau hinab verwittert? Es ist nicht anzunehmen, daß er der Ebene völlig gleichgemacht werden könnte. Der Wind vermöchte es freilich; mit dem treibenden

Digitized by Google

Sandstrand am Westufer des Jenissei.

Felsufer bei Mirojedicha.

Digitized by Google

Frauen der Jeniſſei-Oſtjaken.

Digitized by Google

Sand feilt er in den Wüſten das Hervorſtehende ab und füllt die Vertiefungen aus; aber kann es hier ſolche Verhältniſſe gegeben haben? Es iſt unmöglich zu beurteilen, wenn man keine Unterſuchungen an Land gemacht hat. Ob es an dem niedrigen Weſtufer des Fluſſes auch anſtehendes Geſtein gab, wage ich nicht zu behaupten; es ſah nicht danach aus.

Die Strömung war reißend, ſo daß wir mit dem Motorboot kaum vorwärtskamen, ſo langſam, daß zwei Ruderboote, die hinter uns dreinfuhren, uns meiſt Geſellſchaft leiſten konnten, weil ihnen die Gegenſtrömung in den kleinen Buchten vorwärts half.

Wir begegneten einem Boot voller Menſchen; es trieb mit der Strömung abwärts. Gemächlich zurückgelehnt und die Beine quer über das Boot ausgeſtreckt, las ein Mann im Liegen den andern, die hinter ihm ſaßen, laut die Zeitung vor. Ein Mann ruderte, und einer ſaß im Achter am Steuer. Als ſie an uns vorüberkamen, hielt der Ruderer an, und alle begafften uns, mit Ausnahme des Leſenden, der nur den Kopf hob, ihn mit einem Blick nach unſerer Seite drehte und ſich dann wieder zurechtlegte, um weiter zu leſen. Was für ſpannende Lektüre mag das geweſen ſein! Es ſeien politiſche Verbannte, meinten einige von uns, wahrſcheinlich auf dem Weg nach dem nächſten Dorf. Woran ſie das ſahen, weiß ich nicht; vielleicht daran, daß einer von ihnen leſen konnte und die andern ihm mit ſolchem Intereſſe zuhörten.

Um 9 Uhr war es ſchon ganz dunkel, und wir mußten Anker werfen. Eine ſteife Briſe wehte, und es riß und zerrte am Takelwerk. Vor uns nach dem Lande zu leuchtete am Waldrand droben auf der Uferböſchung der Schein eines Feuers zwiſchen den Stämmen in die pechfinſtere Nacht hinaus. Dort waren wohl Telegraphenarbeiter, die in einem Zelt wohnten und ſich vor der Zelttür ein Feuer angezündet hatten.

Welch ſeltſame Anziehungskraft hat ſolch ein heller Schein draußen im Walde! Ich ſaß hier auf Deck und ſchaute zu ihm hinüber; aber die Briſe friſchte auf und peitſchte das Waſſer gegen die Seite unſeres kleinen Schiffes, daß es auf dieſem gewaltigen Fluße, der ſich durch das unendliche, flache Waldland nordwärts windet, immermehr ins Schaukeln geriet. Das abgeſchloſſene eintönige Leben an Bord in ſo engen Räumen macht recht ungeduldig. Während ich hier ſitze, packt mich auf einmal die Sehnſucht, die Ge-

Digitized by Google

ſichter dort um das Feuer herum zu ſehen und alles, was die Kerle dort haben. — Wenn ich nur ſelbſt an ſolch einem Feuer im Waldesrauſchen liegen könnte, während die Flammen der großen Holzklötze tanzende Schatten die Baumſtämme hinaufhuſchen laſſen und der Tag unter dem Waldesdach ganz hinten im Weſten als ſchmaler Lichtſtreifen verſchwindet, die Nacht aber immer dichter herabſinkt. Ach ja, der Wald! Hier iſt er größer, endloſer als alles, was ich je zuvor an Wald ſah — die unendliche Taiga! Die Menſchen ſind wahrhaftig nicht erſchaffen worden, um in Städten zu leben. —

11. September. Zeitig am Morgen ging es weiter, und bei der ſteifen Gegenbriſe kamen wir nur langſam gegen Wind und Strömung vorwärts. Immer dieſelbe Landſchaft, aber mit höherem Walde, es ſind mehr Tannen, große Nutzholzſtämme. An einigen Stellen iſt das Nadelholz durch Feuer vernichtet, und man ſieht dort nur Laubwald. Am Fluß entlang ſahen wir jeden Tag hier und dort am Waldrand oben auf dem Uferabhang größere und kleinere Stapel aufgeſchichteten Holzes; es iſt Brennholz für die Dampfer, die, ſobald ſie es brauchen, dicht ans Ufer gehen und ſich das nötige Holz zum Heizen der Maſchine an Bord holen.

Am Vormittag ſah ich weit hinten im Südoſten einen niedrigen Landrücken; im übrigen iſt es noch immer dasſelbe flache Land wie bisher; dann und wann fahren wir an einem Dorfe vorüber. Oft weiden Pferde am Ufer, und man merkt, daß wir weiter nach Süden gelangen; das Land wird etwas ſtärker bevölkert.

Es iſt merkwürdig, wie die Siedlungen, faſt ohne daß wir uns deſſen bewußt wurden, immer häufiger aufgetreten ſind. Droben im Norden ſtand nur ein Haus oder ein Gehöft mit Nebengebäuden da und dort am Flußufer; entweder wohnte ein Kaufmann darin oder es war eine Poſtſtation. Dann erſchienen an ſolchen Stellen mehrere Häuſer, aber immer noch lagen die Anſiedelungen weit auseinander. Darauf nahm die Anzahl der Häuſer zu, und ſie reihten ſich allmählich zu einer Straße aneinander, bis ſie hier zu wirklichen Dörfern wurden und auch die Entfernung zwiſchen den Orten ſich verkürzte. Sie ſind einander alle ziemlich ähnlich; die niedrigen, viereckigen, ſauber gehaltenen Holzhäuſer liegen in einer Reihe oben auf der Fläche am Hang entlang, über der Uferböſchung. Alle haben vor ſich denſelben ſteilen Abhang zum fla-

Digitized by Google

cheren Strande hinunter, wo Netze zum Trocknen hängen und an Land gezogene Boote liegen. Der größte Unterſchied zwiſchen ihnen iſt der, ob ſie eine Kirche haben oder nicht; ein Kirchhof iſt ſelbſtverſtändlich etwas viel Feineres als ein gewöhnliches armſeliges Dorf.

Wovon dieſe Menſchen leben, iſt ſchwer zu ſagen. Meiſt wohl vom Fiſchfang im Fluß, ſowie vom Handel mit den Eingeborenen, beſonders vom Pelz- und Fiſchhandel; ſie treiben ferner Viehzucht, und hier und da haben ſie wohl auch einen kleinen Renntierbeſtand. Ackerbau gibt es hier noch nicht.

Ein herrlicher milder Abend! Trotz des Gegenwindes kann man ohne Überzieher auf Deck ſitzen und ſich dort ganz behaglich fühlen. Dabei befinden wir uns noch auf 64° 40′ nördlicher Breite; Sibirien ſcheint demnach nicht ſo kalt zu ſein, wie behauptet wird. Allerdings iſt der Winter kalt, aber der Sommer kann ſehr heiß ſein. Das Schlimmſte im Sommer ſind die Mücken; ſie kommen in ganzen Wolken, mit ihnen noch greulichere kleine Stechfliegen. Woſtrotin ſagt, die Kühe magerten jedesmal ab und würden im Winter, wenn ſie im Stalle mit Heu gefüttert werden, fetter, als wenn ſie im Sommer mit den Mücken, Fliegen und Bremſen als Geſellſchaft im Graſe herumliefen.

Aber um Himmels willen! Was glänzt dort im Südoſten am Waldrand plötzlich für ein gelber Feuerſchein auf; das ſieht ja wie ein Waldbrand aus! Nein — es iſt nur der Mond, der langſam über der Uferböſchung emporſteigt, während ſich jeder Baumwipfel ſcharf gegen ihn abhebt. Er ſteigt höher und ſendet einen zitternden Lichtſtreifen über die Waſſerfläche zu uns her. Es iſt beinahe Vollmond; er erhebt ſich ganz über den ſchwarzen Waldesſaum. Wie goldig rot die Scheibe und der Lichtſtreifen gegen das blaue Himmelsgewölbe und die blaue Waſſerfläche abſtechen! Und welche Macht er hat: der ganze Luftraum wird zu einem wunderbaren Traum der Nacht und der Einſamkeit. — Am ganzen Himmel kein Wölkchen — nur ein paar dunkle Bänke tief unten im Südweſten. Entlang dem Horizont in Nordweſten liegt noch ein tiefroter Widerſchein des Tageslichtes; durch Gelbgrün geht er in das unergründliche Blau über, das ſich höher droben mit hundert bleichen Sternen über uns wölbt. Am ſüdlichen Horizont ſehen wir unter dem Monde einen violetten Lichtſchleier.

Taktfeſte Kolbenſchläge der Maſchine treiben uns ſüdwärts,

Digitized by Google

während die nie ruhenden, gewaltigen Waſſermaſſen unter uns unaufhaltſam nach Norden gleiten und nach allen Seiten ihre dunkelblaue Kräuſelfläche ausbreiten; Windwellen zittern zwiſchen den glatten Stromaugen, die Ring neben Ring in der Dunkelheit verſchwinden. Auf beiden Seiten der Uferabhang und der ſchwarze endloſe Wald.

Um 9 Uhr ankerten wir unter dem hohen öſtlichen Flußufer. Gegen Mitternacht iſt der Mond untergegangen. Tauſend Sterne funkeln mit ungewöhnlichem Glanze am Himmel. Wohl möglich, daß die große Trockenheit der Atmoſphäre hier inmitten des großen Feſtlandes den Himmel ſo tiefblau macht und die Sterne ſo funkeln und in ſo unendlicher Menge erſcheinen läßt, wie man es in der Nähe des Meeres nicht ſieht. Hier unter der Uferböſchung iſt Windſchatten mit blankem ſchwarzem Waſſer. — Welch eine Stille! Ein ſchwaches Brauſen von draußen her iſt vielleicht Wellengeplätſcher am Weſtufer, und drinnen im Walde rauſcht es leiſe.

12. September. Frühmorgens geht es nach Süden weiter. Der Wald iſt hier ein wenig üppiger als weiter nordwärts, aber immer noch haben wir dasſelbe merkwürdige Verhältnis: am Oſtufer des Fluſſes die viel höhere, abſchüſſige Uferböſchung und großer Nadelwald mit ein wenig Laubholz am Böſchungsrand, während das Weſtufer niedriger iſt, das Vorland ſich viel länger ins Waſſer hinauszieht und auf dem niedrigen Lande beinahe ausſchließlich Laubwald ſteht. Die tiefſte Rinne zieht ſich faſt überall am Oſtufer entlang. Nur hin und wieder, beſonders da, wo der Fluß eine Biegung nach rechts macht, kommt es vor, daß die Stromrinne eine Strecke weit am Weſtufer liegen kann; dann iſt dieſes gewöhnlich auch etwas ſteiler als das öſtliche.

Es iſt ſchönes Wetter mit Sonnenſchein. Ich muß unſern Lotſen bewundern; vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſteht er ohne Unterbrechung am Steuer; ſogar das Eſſen wird ihm ins Steuerhaus gebracht. Er ſieht nett und angenehm aus, grüßt ſehr freundlich und lächelt übers ganze Geſicht, wenn ich morgens auf Deck komme. Er ſcheint ein kluger, tüchtiger Menſch zu ſein; ich hätte große Luſt, mich zu ihm zu ſetzen, mit ihm zu plaudern und mir von ſeinem Leben erzählen zu laſſen. Aber es hapert mit der Sprache; es iſt ärgerlich, in einem Lande zu reiſen, wo man keinen Menſchen verſteht und von keinem verſtanden wird.

Loris-Melikow und Woſtrotin unterhielten ſich oft mit ihm.

Digitized by Google

Er iſt ein Tatare aus Jeniſſeisk und ein Muhammedaner, der ſeinen Koran auf Arabiſch leſen kann. Er hat dieſen Teil Sibiriens nach allen Seiten hin wiederholt bereiſt. Sein Vater war auf dem Jeniſſei Fiſcher und beſaß ein eigenes Boot, mit dem er den Fluß auf- und abwärts abfiſchte, ſo daß der Sohn dies Fahrwaſſer ſchon früh kennen lernte. Außerdem iſt er mit Kaufleuten den ganzen Weg bis an die Chatanga und Anabara gereiſt; er war auch bis Obdorsk gekommen. Von den Eingeborenen war er am meiſten mit den Tunguſen zuſammen und über ihre Sitten und Bräuche kann er manches erzählen. Er ſpricht fließend Tunguſiſch und mehrere andere Eingeborenenſprachen.

Auf einer Winterreiſe, die er mit einem Kaufmann über die Tundra weit nach Norden machte, renkte er ſich beim Heben einer Laſt den rechten Arm aus. Jemand, der verſtanden hätte, ihn wieder einzurenken, war nicht da, ein Arzt nicht zu erreichen. In hilfloſem Zuſtand kehrte er nach Dudinka zurück; der Arm war und blieb aus dem Gelenk und iſt es heute noch. Er hängt ſchlaff herab; der Mann kann ihn nicht heben, er iſt aber im Lauf der Zeit wenigſtens ſo weit gelangt, daß er die Hand ein wenig benutzen und den Unterarm bewegen kann. Seine Lotſenarbeit, die meiſt aus Steuern beſteht, verrichtet er mit dem linken Arm; aber was muß der Mann gelitten haben, bis die Schmerzen im Schultergelenk ſich endlich nach und nach legten! Wer es einmal hat durchkoſten müſſen, einen ausgerenkten Arm zu haben, wird es wiſſen. Jetzt tue ihm die Schulter nicht mehr weh, ſagte er, aber die Gicht habe er hineinbekommen.

Nachmittags, gegen 5 Uhr, kamen wir an eine niedrige flache Sandbank mitten im Fluß; ſie hieß Syrianſki Peſok. Auf ihr ſtanden einige Rindenzelte der Jeniſſei-Oſtjaken, und da der Motor gereinigt werden mußte, blieben wir die Nacht hier. Als wir an Land kamen, fanden wir in den Zelten nur Frauen, Kinder und einen krüppelhaften Mann, lahm, krumm und mit einer Binde um den Kopf ſchräg über dem einen Auge; die Männer waren zum Fiſchen fort. Alle Erwachſenen verſtanden Ruſſiſch. Es waren zwei ältere Frauen, die beide Säuglinge hatten. Die eine hatte ihr Kind in einer Hängewiege, die im Zelte hing und ausſah wie ein aufgehängter Geigenkaſten, die gewöhnliche Wiegenform bei den Jeniſſei-Oſtjaken.

Digitized by Google

Die jüngere Frau war ziemlich dunkel, entweder infolge ihrer Hautfarbe oder weil sie sich nicht wusch. Ihr Gesicht war kurz und breit mit breiten Backen und hatte einen treuherzigen, ansprechenden Ausdruck. Sie trug einen grünen langen Kaftan; ihre Kinder waren ebenfalls grün angezogen; alle Kleider schienen vom selben Stoff zu sein. Als wir uns näherten, lief sie schnell zu ihrem Zelt, das etwas weiter hinten lag, und blieb auch nicht stehen, als wir sie anredeten, entweder weil sie vor uns Angst hatte oder aus sonst einem Grunde. Sie mußte geholt werden, und Loris-Melikow schenkte ihr eines der Halsbänder Lieds aus grünen Glasperlen. Lied hatte eine Menge derartiger Schmucksachen für die Eingeborenen gekauft und uns mitgegeben, damit wir mit ihnen Eindruck machen könnten. Sie blieb mit dem Halsband in der Hand stehen und fragte nur, was sie denn damit solle. Loris-Melikow erklärte ihr, daß man es sich um den Hals binde. Wir haben nie erfahren, ob sie sich etwas daraus machte; aber jedenfalls wurde sie jetzt willfähriger, und wir konnten einige photographische Aufnahmen der Frauen, der Kinder und des krüppelhaften Mannes machen.

Aus einem entfernteren Zelte kam noch eine vierte Frau mit einem Kinde heran. Wir baten sie stehenzubleiben, damit auch sie mit auf das Bild komme; aber schnell verschwand sie mit dem Kinde wieder ins Zelt, und all unser Rufen war vergeblich. Nach einer Weile erschien sie wieder, mit zerlumpten russischen Kleidungsstücken aufgetakelt, ein Schnupftuch um den Kopf gebunden. Jetzt war sie bereit, sich photographieren zu lassen; aber wir hätten sie lieber so gehabt, wie sie vorher aussah. Es zeigte sich auch ein älterer Mann, der ein Tuch in der üblichen Weise um den Kopf gebunden hatte. Sein Gesicht war länger und schmaler als das des Mannes, den wir zuerst gesehen hatten; aber auch er sah ziemlich hinfällig aus. Zuletzt erschien noch ein kräftig gebauter älterer Mann mit kraftvollen Gesichtszügen, worin mehr Rasse zu sein schien; mit ihm kam noch eine Frau. Er erzählte uns, er sei blind. Das männliche Geschlecht ist hier offenbar ein wenig defekt.

Allem Anschein nach gab es unter diesen Menschen hauptsächlich zwei Gesichtstypen: ein kurzes, breites Gesicht, den ausgesprochenen Kurzschädeltypus, und kräftig entwickelte Kinnbacken; diese zeigten sich am ausgeprägtesten an der jungen dunklen Frau, aber auch an dem ersten krüppelhaften Manne und an dem zuletzt ge-

Digitized by Google

kommenen größeren Manne. Dann war noch ein zweiter, ein wenig ſchmälerer Geſichtstypus von mehr ariſchem Ausſehen vorhanden, Geſichter, wie man ſie bei uns daheim oft ſehen kann; dies waren der eine Mann und ein paar der älteren Frauen. Ob dieſe Geſichter auf eine Kreuzung mit Ruſſen zurückzuführen oder ob ſie urſprünglicher Art ſind, kann ich nicht ſagen. Sollte das letztere der Fall ſein, ſo müßte man glauben, daß der dunklere Typus durch Kreuzung mit andern eingeborenen Stämmen entſtanden iſt. Dunkelhaarig waren ſie alle, und ſchrägſtehende mongoliſche Augen waren nicht zu beobachten.

Am Strande lag ein aus einem Baumſtamm ausgehöhltes Kanoe; da jedoch der Baum wohl nicht groß genug geweſen war, hatte man das Kanoe an jeder Seite mit einem durch hölzerne Nägel befeſtigten Bord erhöht. Der erſte krüppelhafte Mann mit dem verbundenen Kopf erbot ſich ſofort, mit dem Kanoe hinauszufahren, damit wir ſähen, wie ſie es rudern.

So wie wir es an dieſem kleinen Fahrzeug ſahen, mögen die Menſchen wohl gelernt haben, größere Boote und Schiffe zu bauen. Zuerſt ſetzten ſie auf einem Baumſtamm oder auf mehreren zuſammengebundenen über den Fluß; dann verfielen ſie darauf, den Stamm mit Feuer auszuhöhlen, um ihn leichter zu machen, damit er mehr tragen könne und ſich bequemer vorwärtstreiben laſſe. Solcher Boote aus ausgehöhlten Bäumen bediente man ſich auch in Europa, z. B. im nordweſtlichen Germanien, zur Römerzeit und noch ſpäter. Dann aber wurden die ausgehöhlten Stämme zu klein, und man mußte an den Seiten Planken anbringen, um das Hineinſchlagen der Wellen zu verhindern. Die Planken waren entweder mit hölzernen Nägeln befeſtigt oder mit Weiden oder Baumwurzeln feſtgeſchnürt. Es zeigte ſich, daß dies gute Dienſte leiſtete, ja, daß der Kahn dadurch ſogar leidlich dicht gemacht werden konnte. Man ſetzte nun mehrere ſolcher Plankenreihen übereinander; damit war das aus Planken erbaute Boot erfunden, und die ſchrittweiſe vor ſich gehende Weiterentwicklung zum Bau großer Schiffe ergab ſich von ſelbſt.

Endlich kam ein Boot mit drei jüngern Männern, die geſund zu ſein ſchienen; aber einer ſah wie ein Weib aus, und ich glaubte auch zuerſt, daß er eines ſei. Ein zweiter hatte ebenfalls ein ziemlich frauenhaftes Ausſehen. Sie waren auf Fiſchfang und Jagd

Digitized by Google

gewesen und brachten einen großen Hecht und drei Auerhennen mit. Wir wollten dem einen Mann eine Auerhenne abkaufen; aber er gedachte sie selbst zu behalten; dafür überließ uns der andere seine Beute. Wir kauften auch einen eben erst gefangenen Stör, frischen Störkaviar und dazu noch für 10 Rubel ein Vielfraßfell.

Mit der Fischerei war es hier gerade so schlecht bestellt wie überall in diesem Gebiete des Jenissei. Noch war der Sjeld nicht gekommen. Die Leute schienen fast Not zu leiden, sie waren alle ärmlich gekleidet. Freilich erzählten sie uns, daß sie sich jetzt Renntiere hielten; damit haben sie erst in letzter Zeit angefangen, denn früher war den Jenissei-Ostjaken die Renntierzucht unbekannt. Im übrigen erhielt ich einen lebendigen Eindruck davon, wie unsicher das Leben dieser armen Jäger- und Fischerfamilien ist. Mißglücken Fischfang oder Jagd, was oft genug vorkommt, dann haben sie nichts zum Leben, höchstens ein wenig Dörrfisch vom Sommer her und etwas Mehl vom Kaufmann, aber beides hält nicht lange vor; deswegen halten sie die Renntiere. Ohne diese wäre ihnen die Hungersnot sicher, und oft genug verhungern sie in der Tat.

Die Leute besaßen zwanzig Renntiere. Während sie Fischfang trieben, ließen sie die Tiere ziemlich weit entfernt frei im Walde weiden; im Herbst holen sie sie wieder. Die Tiere brauchen keine Aufsicht, sagte man uns, und sind leicht wiederzufinden; es kommen hier keine wilden Renntiere vor, die sie mit fortlocken. Wölfe sind nicht viele vorhanden.

Jetzt im Sommer, wo es Fische gab, mußten die Leute ihren Lebensunterhalt am leichtesten gewinnen können. Aber selbst jetzt hatten sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen; auch etwas Fische sollten sie gleich dörren, um später für den Notfall etwas zu haben; aber es hält nie lange vor, und im Winter sind sie zum großen Teil auf das angewiesen, was sie im Walde an Wild finden. Erbeuten sie ein Elen, so können sie selbstverständlich lange Zeit hindurch flott leben, sonst aber sind es meist wohl nur Schneehühner, Waldvögel und anderes kleines Wild, dann und wann ein Bär. Wenn sie darben, verspeisen sie gewiß auch Wölfe und Füchse. Die Jäger können tagelang im Wald umherstreifen, ohne in das vorratslose Zelt, in dem viele hungrige Münder warten, etwas heimzubringen. Die Jagd auf Pelztiere würde ihnen das meiste Geld eintragen, womit sie sich vom Kaufmann im nächsten Dorf

Digitized by Google

Kinder der Jeniſſei-Oſtjaken in Syrianſki-Peſok.

Digitized by Google

Kapitän und Maschinist auf Deck des „Omul".

Digitized by Google

Lebensmittel verſchaffen könnten; aber dieſe Jagd iſt heruntergegangen und hat in den letzten Jahren nicht viel eingebracht; im Winter 1912 auf 1913 hat es faſt gar keine Eichhörnchen gegeben. Wenn es mit der Fiſcherei ebenfalls nicht glückt, bleibt nicht viel übrig, um beim Kaufmann Mehl und anderes zu bezahlen. Die Eingeborenen ſind auch nicht in der Lage, ſich gute Netze anzuſchaffen; Zugnetze haben ſie nicht, ſo daß das Fiſchen für ſie ein unſicherer Erwerbszweig iſt. Die Störe werden mit der Angel gefangen, das iſt aber weder ein ſicherer, noch ein einträglicher Fang. Jetzt ſchienen die Eingeborenen ſich ebenſoviel mit dem Fange von Waldvögeln wie mit der Fiſcherei zu beſchäftigen.

Loris-Melikow ſchrieb ſich allerlei Wörter ihrer eigenartigen Sprache auf; ſie iſt ganz anders als alle übrigen Sprachen in Sibirien.

Als wir uns wieder an Bord begaben, begleiteten ſie uns mit ihren Booten, um ſich ihr Geld zu holen für das, was wir gekauft hatten, und um ſich unſer Schiff und unſere Habſeligkeiten anzuſehen.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Von Werchne-Inbazkoje nach Sumarokowo.

13. September. In aller Frühe ging es den Fluß hinauf weiter, durch immer gleiches Land und in beständigem Sonnenschein. Der Wald wurde merklich üppiger, und wir sahen nun allmählich auch auf der Westseite des Flusses oft Nadelholz.

Als wir an einem der Dörfer vorübergekommen waren, gewahrten wir ein von Hunden gezogenes Boot. Drei Männer saßen darin; einer im Achter hielt das Boot mit einem Ruder vom Ufer ab, während zwei Hunde am Strande entlang trabten und es an einer langen Leine bugsierten. Es ging ganz schnell; das Boot blieb uns eine ziemliche Strecke weit zur Seite, und die nur durch Zurufe angespornten Hunde trabten willig und anscheinend ganz vergnügt drauflos. Es ist dies eine hierzulande viel benutzte Beförderungsart, die recht schnell geht; auf diese Weise werden großenteils die Postsendungen zwischen den Stationen flußaufwärts befördert. Flußabwärts werden die Hunde gewöhnlich mit ins Boot genommen, jedenfalls da, wo starke Strömung herrscht. Mit einem von Hunden gezogenen Boot soll man gewöhnlich 90 Kilometer flußaufwärts zurücklegen können, ohne die Hunde zu füttern. Es geht nicht so sehr gegen den Strom, als man glauben möchte, denn so dicht am Strande hilft meist die Gegenströmung.

Abends gegen 8 Uhr ankerten wir bei dem Dorfe Werchne-Inbazkoje, auf 63° 9′ nördlicher Breite. Als der „Omul" nordwärts gegangen war, hatte die Besatzung viele Jenissei-Ostjaken angetroffen, und diese wollte ich mir gern ansehen; ich fürchtete, weiter südlich vielleicht nicht mehr viele anzutreffen. Gleich als wir Anker warfen, kamen mehrere Boote vom Lande her, um uns die ständige Frage „Wo ist der Sjeld?" vorzulegen, aber wir konnten ihnen nichts zum Troste sagen. Leider waren die Ostjaken schon vor einigen Tagen fortgezogen; nur noch zwei Zelte mit Weibern waren da. Ich mußte mich also mit der Hoff-

Digitized by Google

nung trösten, weiter flußaufwärts vielleicht doch noch einige zu finden. Es hieß, etwa drei Werst, woher wir kamen, lägen sechs Boote mit mehreren Familien; aber wir durften mit der Rückfahrt keine Zeit verschwenden, wenn wir darauf rechnen wollten, zur bestimmten Zeit in Jenisseisk und Krasnojarsk anzukommen.

Der Mond war aufgegangen, und wir machten einen Landausflug, um die Kirche zu besuchen, die sich mit ihren weißen Mauern, ihren Kuppeln und ihrem Turm, einem Märchen aus „Tausendundeiner Nacht" gleich, droben auf dem hohen Uferabhang phantastisch gegen den mondhellen Himmel abhob, hier über den endlosen, schwermütigen Waldebenen am Jenissei. Wir betraten die Kirche, und ein Knabe geleitete uns eine Treppe hinauf. Ich glaubte, sie führe uns in die Empore, wo wir sehr lautes Singen hörten; aber wir kamen in einen hübschen russischen Kirchenraum mit einem großen Altarbild oder richtiger einer Altarwand mit Ikonen, russischen Heiligenbildern, an verschiedenen Stellen. Hier wurde gesungen, und zwar so laut, daß mir das Trommelfell weh tat. Eine Schar Männer und Knaben hatte Generalprobe für morgen; mir schien, das Ganze lief darauf hinaus zu erproben, wer am lautesten schreien könne.

Der Priester, mit dem üblichen langen Haar und dem gewohnten Christuskopf, kam uns in seinem langen blauen Talar freundlich und geistlich-würdevoll entgegen. Er war ein außergewöhnlich schöner Mann mit hoher Stirn, reingeschnittenem schönem Profil und ruhigen Augen; er hätte recht gut als Modell zum Christus in Leonardo da Vincis Abendmahl dienen können. Er erklärte uns, dies sei die Sommerkirche, während im Winter drunten im Unterstock, wo es wärmer sei, Gottesdienst abgehalten werde. Der Geistliche war so freundlich, die lauten Sänger, die hinter einer Wand verborgen waren, während unserer Anwesenheit um Schweigen zu bitten, was unsern Ohren sehr wohl tat. Dann sagte er uns, es finde gleich eine Kindstaufe statt, ob wir der Zeremonie beiwohnen wollten; sie werde eine halbe Stunde dauern. Schon sahen wir das kleine Ding, das ins Wasser hinein sollte; es wurde von einer sehr anziehenden Patin auf den Armen getragen. Die Zeit erschien zur Kindstaufe seltsam gewählt; es war bereits über 8 Uhr abends, aber hierzulande wird dergleichen gewiß abgemacht, wenn es gerade paßt.

Digitized by Google

Ich ging inzwischen in den Mondschein hinaus. Ein wunderbarer Abend! Hell und traulich leuchtete es aus den niedrigen Holzhäusern am Rande der Uferböschung, und auf der „Promenade" vor der Häuserreihe ertönten die Stimmen der im Mondlicht umherspazierenden Leute. Ich wandte mich dorthin, und auf einmal erscholl eine schöne, kräftige Männerstimme von der Treppe des nächsten Hauses, das im Dunkeln lag. Das melodische russische Lied klang seltsam durch die stille Nacht; dann brach es ab, eine Tür wurde zugeworfen, und die Stimme verklang im Hause. Gewiß war der Sänger ein politischer Verbannter. Loris-Melikow kam mir aus der Kirche nach, und wir folgten dem Weg noch eine Strecke. Da kam uns ein junges Pärchen entgegen. Als wir vorüber waren, faßten sich die zwei wieder bei der Hand, und der weiche, schmeichelnde Klang der Stimmen verriet, daß der Flirt auch in diesen hohen Breiten gedeiht. Loris-Melikow behauptete, am Tonfall hören zu können, daß das Mädchen eine Jüdin sei. Die zwei waren jedenfalls auch politische Verbannte, die sich ihr Leben nach Möglichkeit verschönten. Dann kam noch ein Pärchen, mit dem Loris-Melikow ein Gespräch begann. Diese beiden waren als junges Ehepaar aus Tomsk hierher gekommen; der Mann hatte eine Handelsreise machen sollen. Aber sie waren zu schlecht ausgerüstet gewesen und infolgedessen hier sitzen geblieben. Sie war kokett und freute sich, einmal ordentlich schwatzen zu können, erzählte daher frisch von der Leber weg alles Mögliche und Unmögliche, während er ziemlich zurückhaltend und ungeduldig dabeistand und nach Hause trieb.

Als wir wieder in die Kirche kamen, war die Taufe leider schon vorbei; statt dessen führte uns der Pope in den untern Stock und zeigte uns die Winterkirche, die reichlich so prachtvoll war wie die Sommerkirche oben. Die Bilder der Altarwand stellten die üblichen Heiligen dar, die Jungfrau Maria mit dem Kinde usw. Die meisten hatte ein politischer Verbannter aus Krasnojarsk gemalt; eine gewisse Fertigkeit in der Pinselführung war ihm nicht abzusprechen, wenn er auch nur wenig Originalität besaß.

Dann spazierten wir in Begleitung des Popen im Mondschein durch die Dorfstraße. Die Straße hatte eine Art Bürgersteig aus Brettern, im übrigen war sie von Kuhfüßen zertreten, die tief in den Lehmboden und Dünger eingesunken waren, so daß man, auch

Digitized by Google

wenn es trocken war, nur schwer dort gehen konnte. Wir fanden einen Laden und machten einige Einkäufe zur weiteren Vervollständigung unserer noch immer mangelhaften Kücheneinrichtung.

Gar zu gern hätte ich die Straße im Mondschein photographiert, dazu mußte ich aber etwa zehn Minuten lang exponieren. Es war vor der künftigen Telegraphenstation, einem Holzhause, das der Staat für 240 Rubel das Jahr gemietet hatte. Während ich mit der Aufnahme beschäftigt war, trat ein Mann aus dem Nachbarhause, um zuzusehen, und als er meine Absicht merkte, bat er seine auf der andern Seite der Telegraphenstation wohnende Tante, mir ein Licht aus dem Fenster herauszuhalten, damit ich beim Photographieren sehen könne; dasselbe mußte seine Frau aus dem Fenster seines eigenen Hauses tun; von der Freitreppe leuchtete außerdem noch ein Weib im Nachtgewande mit einem Licht, und von allen Seiten liefen Frauen neugierig herbei, um zuzugucken; sie glaubten wohl, das Photographieren ginge so besser. Ich ging nun fort und ließ den Apparat offen stehen. Als ich nach zehn Minuten zurückkehrte, um ihn zu schließen, standen die drei Weiber mit ihren Kerzen in den Händen lachend in einer Reihe, jedenfalls im Glauben, daß sie mit auf die Platte kämen; denn sie hatten sich hübsch Arm in Arm aufgestellt, standen aber nicht still.

Wir besuchten den Geistlichen in seinem Hause. Er war früher Pope an der Chatanga gewesen und hatte sich auch an der Anabara aufgehalten. Doch war schon sein Vater hier Pope gewesen, und jetzt war auch er hierher berufen worden. Mancherlei erzählte er über Land und Leute. Kürzlich seien viele Jenissei-Ostjaken anwesend gewesen, um sich mit Wintervorräten zu versehen; sie seien aber wieder in ihre gewohnten Gegenden gezogen. Auch der russische Reisende Anutschin sei zum Studium der Eingeborenen hier gewesen, und der junge finnische Sprachforscher Kai Donner habe sich im letzten Winter im Orte einige Zeit aufgehalten, um die Jenissei-Ostjaken und ihre Sprache kennen zu lernen. Das war mir besonders interessant. Ich wußte, daß Donner, den ich kannte, ausgereist war, um die Sprache der Samojeden am Ob zu studieren, und es freute mich, zu hören, daß er auch bis zu diesem Volk gedrungen war, wo er als Sprachforscher gewiß sehr Wertvolles hat leisten können.

Nachdem wir von dem Popen und seiner liebenswürdigen

Digitized by Google

Gattin Brot erhalten hatten, kehrten wir bei schönem Mondschein wieder an Bord zurück. —

14. September. Weiter südwärts dieselbe Landschaft, derselbe Wald, aber immer höher und üppiger, und derselbe Sonnenschein. Da es mir allmählich immer unsicherer wurde, ob ich weiter südlich noch Jenissei-Ostjaken antreffen würde, gingen wir heute morgen, als wir an einigen Rindenzelten vorüberfuhren, in der Hoffnung an Land, in ihnen Eingeborene zu finden; die Zelte standen aber leer, und das einzige, was wir dort vorfanden, war ein Stör, der in einem kleinen, im Sande unmittelbar am Uferrand abgedämmten Teich umherschwamm.

Später am Vormittag begegneten wir einem Boot mit Leuten und Hunden, das von Westen über den Fluß setzte. Sobald es das Ostufer erreicht hatte, wurden die Hunde mit Zugleinen auf den Strand gesetzt, und nun fuhren sie hinter uns drein. Mehrere Stunden lang kamen sie so gut mit, daß wir sie in den Augen behielten. Eine Herde Kühe weidete am Ufer; man sieht, das Land wird nach Süden zu immer bevölkerter. Auch Pferde sahen wir oft am Strande, bis zu dreißig Stück in einer Koppel, und am Uferrand lief eine aus mindestens dreißig Tieren bestehende Renntierherde entlang, verschwand aber schließlich im Walde des Westufers.

Hin und wieder zogen sich kleine Zäune aus Brettern und Reisig vom Wasserrand über den Strand nach dem steilen Sandabhang unter dem Walde hinauf. An einer bestimmten Stelle hatten die Zäune immer eine Öffnung. Ich grübelte lange über den Zweck dieser Einrichtung nach, schließlich kam ich dahinter: sie galt den Vögeln, hauptsächlich den Auerhähnen, die am Strande umherlaufen. In die Öffnung werden Schlingen gelegt. —

Abends ankerten wir vor dem Dorfe Mirnaja. Loris-Melikow und ich machten gegen 11 Uhr abends noch einen Landausflug im Mondschein, um uns Bewegung zu verschaffen. Das ganze Dorf schlief, aus keinem Fenster drang ein Lichtschimmer. Aber die Köter schliefen nicht, sondern machten einen Heidenlärm, als wir am Abhang vor den niedrigen, gemütlichen Häusern hinschlenderten und uns freuten, wie malerisch sie mit ihren hübschen Eingängen und Fenstern im Mondschein aussahen, während drunten der Flußspiegel breit und still dalag und das Wasser wie Silber

Digitized by Google

glänzte. Die Menschen schienen sich durch das teuflische Bellen und Heulen in allen Tonarten nicht in ihrem Schlafe stören zu lassen. Wir fanden es jedoch richtiger, unsern Spaziergang anderswohin zu verlegen, und wandten uns nach dem nordwärts gelegenen Birkenwald, dessen weiße Stämme hell leuchteten.

Ein Pfad führte weit hinein. Man hatte hier Birkenholz geschlagen und aufgestapelt; aber die Bäume waren in halber Mannshöhe gefällt. Ich glaubte erst, sie seien bei hohem Schnee im Winter abgehauen worden; aber nein, die abgehauenen Zweige, die noch umherlagen, hatten ja Blätter. Solch ein Abholzen hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Die Menschen hier sind also viel zu bequem, sich beim Baumfällen zu bücken, steht ihnen doch der ganze Wald zur Verfügung.

Hier lief auch die neue Telegraphenlinie mit Stangen und Drähten, die diese öden Waldgegenden mit der großen Welt verbinden sollte. Aber jetzt gab es keine Verbindung. Im Frühling hatte eine bis nach Werchne-Inbazkoje bestanden; als aber während der Überschwemmung das Wasser des Flusses so hoch gestiegen war, hatten die Masten eines Dampfers den weiter aufwärts bei den Stromschnellen über den Fluß gespannten Draht durchgerissen. Dieses dünnen Drahtes wegen hatte man eine Straße durch den Wald gehauen, aber auch hier die Birken genau so in halber Mannshöhe gefällt. Die Stümpfe glänzten im Mondlicht durch die Bäume.

Während unseres Spaziergangs arbeitete der Maschinist unermüdlich die ganze Nacht hindurch am Motor, der etwas in Unordnung geraten war; er hämmerte auf Stahl, und die Hammerschläge schallten weithin durch die nächtliche Stille. Auf der andern Seite des Flusses schrie eine Eule, und manchmal hörten wir auch andere Vögel; es mußten Lummen sein. —

15. September. Nach Süden hin zeigten sich jetzt auf beiden Seiten des Flusses niedrige bewaldete Landrücken. Den Bruchstellen der Abhänge nach zu urteilen, scheinen diese Anhöhen aus losem Material zu bestehen, etwa aus Sand und Ton wie die Flußböschung. Gräbt man aber tiefer in sie hinein, so wird sich wohl auch festes Gestein finden; die tiefen, losen Schichten auf der Oberfläche dürften sich durch starke Verwitterung gebildet haben. Ich glaube fast, alle diese Rücken sind ziemlich gleich hoch und flach,

Digitized by Google

Überreste eines Flachlandes, das von Flüssen und Bächen durchschnitten und erodiert wurde. Es ist aber nicht möglich, sich hierüber eine bestimmte Ansicht zu bilden, wenn man nicht die Zeit hat, an Land zu gehen und genauer zu untersuchen.

Der Wald wurde üppiger, und die Nadelbäume wurden allmählich höher. Jetzt ist auch die Kiefer hinzugekommen; ihre gelbroten Stämme leuchten hier und dort zwischen den Tannen, Zedern und Lärchen. Auffallend viele Baumarten bilden den Wald; obwohl er ein Nadelwald sein soll, glänzt er doch ganz gelb durch das welke Laub der Birken und einiger Espen, zwischen denen man auch den Vogelbeerbaum sieht. Neben der Birke scheint die Tanne vorzuherrschen. Auch die Lärchen werden zahlreicher; eine Weile hindurch sahen wir nur wenige. Die Zeder tritt nicht so häufig auf, daß sie einen zusammenhängenden Wald bilden könnte; sie steht meist zerstreut zwischen den andern Bäumen.

An Laubbäumen zeigen sich, außer der Birke, hauptsächlich Espen, Erlen und verschiedene Weidenarten; die Lärchen haben auch schon angefangen gelb zu werden, aber im übrigen ist die gelbe Farbe des Waldes eigentlich den Birken zuzuschreiben. Es gibt hier so viele Birken, auch weit drinnen im Lande, daß der Wald an den niedrigen Landrücken im Innern gelb aussieht. Am Ufer, besonders auf den flachen Inseln, gibt es hin und wieder von Weiden umrahmte Wiesen, auf denen Heuschober stehen. Daneben erhebt sich dieser große, noch wertlose Wald — und die Leute bauen auch hier noch keine Heuschuppen. Seltsam!

Gegen Abend erblickten wir eine hübsche Insel mitten im Fluß. Hohe, schlanke Nadelbäume standen dicht nebeneinander und bildeten mitten im blanken Wasser gleichsam eine Krone. Die Sonne ging gerade hinter dem dunklen Walde im Westen unter und bestrahlte die Baumwipfel und das Land im Osten mit seinen bewaldeten, goldfleckigen Landrücken in der Ferne. Hier wird die Njelma viel gefangen, daher heißt die Insel Njelmowoij-Ostrow. Auch Störe gibt es.

Gegen 7 Uhr erreichten wir Sumarokowo, wo wir Petroleum an Bord nehmen sollten. Bei unserer Ankunft ging es am Strande sehr lebendig zu; Menschen eilten hin und her und Rufen und Lärm erscholl; an dem niedrigen Sandstrande lagen mehr als dreißig Jenissei-Ostjakenboote, ein ganzer Mastenwald. Welche Freude für

Digitized by Google

Kirche in Werchne-Inbazkoje im Mondschein.

Digitized by Google

Birkenrindenzelte der Jeniſſei-Oſtjaken auf dem Sandſtrand des Weſtufers des Jeniſſei.

Jeniſſei-Samojeden in Sumarokowo.

Digitized by Google

mich, denn jetzt endlich konnte ich mich an diesen Leuten satt sehen. Oben am Strand standen hier und dort auch einige erleuchtete Rindenzelte, und unten am Wasser brannten Feuer im Freien. Hoch über dieser ganzen bunten Szene, auf dem obersten Rand der Flußböschung zeichneten sich Häuser und die Dorfkirche wie ein dunkler Schattenriß auf dem Abendhimmel ab. Je näher wir kamen, um so stärker wurde der Lärm und das Gebrüll. Man hatte hier offenbar nicht mit Wodka gespart, und Russen und Eingeborene schienen ungefähr gleich stark betrunken zu sein.

Als wir an Land stiegen, umringten uns sofort halb und ganz betrunkene taumelnde Jenissei-Ostjaken, die aber sanftmütig und fabelhaft guter Laune waren. Auf dem Abhang wimmelte es von Betrunkenen, die wie sterbende Tiere brüllten und röchelten. Es waren meist ältere Weiber, die ich zwischen den aufgehängten Netzen und den aufs Land gezogenen Kähnen fand; manchmal saßen sie fast bewußtlos gegen einen Bootrand gelehnt. Einigen gelang es, sich vorsichtig zu erheben; sie taumelten ein Ende weiter, fielen aber bald wieder hin und blieben liegen. War zufällig jemand in der Nähe, so blieb er ruhig als Zuschauer stehen, ohne ihnen beizuspringen. Ich sah junge Mädchen vor diesen Alten stehen und mit ihnen reden, als ob nichts los sei; ihr Zustand schien offenbar etwas ganz Selbstverständliches zu sein.

Wenn der Eingeborene erst ein bißchen angesäuselt ist, verkauft er alles, was er hat, für mehr Schnaps. Er ist dann wie ein Morphiumsüchtiger, ja gegen eine Flasche Wodka verschenkt er sogar die Waren, die er eben beim Kaufmann auf Kredit erhielt. Dies benutzen gewissenlose Leute, deren es hier ebensoviele gibt wie anderwärts, um die Eingeborenen übers Ohr zu hauen, und mit diesem Teufelsgebräu locken sie ihnen oft ihre Wertgegenstände ab, wobei es ihnen selbstverständlich vor allem auf die kostbaren Felle ankommt, die im Winter erbeutet werden.

Von diesem betrübenden Anblick wandten wir uns ab, um die Böschung zum Dorfe hinaufzusteigen; ein Kaufmann, ein Bekannter Wostrotins, hatte uns bitten lassen, ihn zu besuchen. Die Häuser waren genau dieselben warmen, niedrigen Holzgebäude wie in allen diesen Dörfern. Als wir in die niedrige, behagliche Stube mit den gewöhnlichen kleinen Fenstern traten, empfing uns unser Wirt, ein stattlicher, angenehm aussehender Mann, der 38 Jahre alt sein

Digitized by Google

mochte. Er hieß uns herzlich willkommen und hielt dann eine längere Rede an Wostrotin, worin er sein großes Bedauern aussprach, daß er uns gerade jetzt nicht erwartet habe; er habe annehmen müssen, daß wir mit einem der großen Dampfer kämen. Hätte er geahnt, daß wir mit diesem kleinen Motorboot anlangten, so würde er natürlich dafür gesorgt haben, bei unserer Ankunft nicht betrunken zu sein. Dies war das Höflichste, was ich je bei einem Betrunkenen erlebt habe; man konnte ihm aber nichts anmerken, er ging so gerade wie ein Soldat und war nur angenehm und liebenswürdig.

Auch seine Gattin begrüßten wir; dann mußten wir im Hinterzimmer ausgezeichneten frischgesalzenen Kaviar kosten. Nach russischem Brauch wurde dazu selbstverständlich Tee getrunken; zum Abendbrot gab es ein russisches Nationalgericht, gebackenen Fisch in Brotteig, dazu Kaviar und Salzgurken und dann wieder Tee, in dem eingemachte Walderdbeeren schwammen.

Der Kaufmann erzählte uns, der heutige Tag sei insofern merkwürdig, als morgen der Tag gefeiert werden solle, an dem vor sechs Monaten sein Vater gestorben sei. „Und sehen Sie, da ich ein reicher Mann bin," erklärte er, „habe ich das ganze Dorf eingeladen, morgen hierherzukommen. Es kann kommen, wer will, und kommt einer nicht, so nehme ich es sehr übel." Es waren große Vorräte an Speisen und Getränken herbeigeschafft worden, und wir mußten natürlich ebenfalls von den Festgerichten kosten. Heute hatte es wohl eine kleine Probevorstellung gegeben.

Während wir bei Tisch saßen, kamen zwei Dorfälteste, um etwas mit unserm Wirte zu besprechen. Er entschuldigte sich, es liege Wichtiges vor, und ging mit ihnen in die andere Stube. Nach einer Weile kam er wieder; mit den Verhandlungen gehe es nicht, sagte er; sie hätten alle des Guten zu viel, es müsse bis morgen früh aufgeschoben werden, wenn sie wieder einen klaren Kopf hätten.

Der Kaufmann teilte uns vieles über die Jenissei-Ostjaken mit. Sie seien ein bedauernswertes, armes aussterbendes Volk, alle den Kaufleuten arg verschuldet, oft bis zu 500 Rubeln und noch größeren Summen; in den letzten Jahren hätten sie nicht viel abbezahlen können, weil der Eichhörnchenfang schlecht, in diesem Jahre sogar gleich Null gewesen sei; auch der Fischfang habe nicht viel eingebracht. Bei ihrer Armut gebe es unter ihnen — wenn überhaupt

Digitized by Google

— nur wenige, die gute Netze hätten. Die Hauptschuld an allem trage der Schnaps; wenn der Branntweinhandel nicht ganz abgeschafft werde, müsse es mit den Eingeborenen immer weiter abwärts gehen, das sei gar nicht zu vermeiden. Zwar sei es verboten, ihnen Schnaps zu verkaufen, aber was nütze das, wenn sie ihn dennoch erhielten.

Die Eingeborenen waren vor ein paar Tagen mit ihren Reisebooten eingetroffen, um Wintereinkäufe zu machen, hauptsächlich an Mehl, das sie auf Kredit erhielten gegen die Verpflichtung, sobald sie Tiere erlegen, die Felle dem Kaufmann zu liefern. Sie sind in der Regel ehrlich und bezahlen ihre Schulden, wenn sie irgend können; aber sie wissen selbst nicht genau, wieviel sie eigentlich schuldig sind, erklärte unser Wirt. „Und ich will Ihnen sagen, daß ich für einen Kaufmann gar nicht so unredlich bin. Wenn ich einen Ostjaken frage, ob er weiß, wieviel er schuldig ist, antwortet er vielleicht, daß es wohl 500 Rubel seien; dann aber sage ich ihm, seine Schuld betrage nur 200 Rubel."

Auf die Frage, was seiner Meinung nach notwendig sei, um die Jenissei-Ostjaken vor dem Untergang zu retten, antwortete er: „Das einzige ist, daß die Regierung alles in die Hand nimmt und uns Kaufleute ausschließt."

Dies war recht offenherzig. Als der Mann einen Augenblick ins Nebenzimmer ging, eilte seine Gattin ihm nach, und nachher berichtete er, sie habe ihn gescholten, weil er zu fremden Leuten so unbedacht rede; aber er werde uns trotzdem alles so darstellen, wie es einmal sei.

Nach seiner Versicherung kommt unter den Jenissei-Ostjaken keine Kreuzung mit russischem Blute vor, denn es geschieht fast nie, daß Russen sich mit ihnen verheiraten; die ostjakischen Frauen aber, erklärte er, ließen sich auf vorübergehende Verbindungen mit Russen nicht ein; diese Erfahrung habe er als junger Mensch selbst gemacht. Er sei damals bei den Mädchen keineswegs unbeliebt gewesen und er habe einer Jenissei-Ostjakin ein Verhältnis vorgeschlagen, sie habe aber gedankt, weil sie, wie sie ihm gesagt, fürchtete, Kinder zu bekommen. Seine Gattin saß dabei und hörte zu, aber es schien ihr ganz gleichgültig zu sein — es war ja auch schon so lange her.

Inzwischen war es spät geworden, und wir mußten uns be-

Digitized by Google

eilen, wieder an Bord zu kommen. Wir sagten unserm mitteilsamen, liebenswürdigen Wirt und seiner Gattin herzlichen Dank und „auf Wiedersehen", und er beteuerte Wostrotin noch einmal, wie leid es ihm tue, daß er bei dem so ehrenvollen Besuch in solchem Zustand gewesen sei; hätte er nur vorher davon gewußt, so würde er ganz gewiß dafür gesorgt haben, nüchtern zu sein. Dies war das letzte, was wir von ihm hörten; Wostrotin bemühte sich vergeblich, ihm zu versichern, daß er nur angenehm gewesen sei. Als wir zum Boot hinuntergingen, war sowohl im Dorfe wie in den Booten alles still: Russen und Jenissei-Ostjaken schliefen ihre Räusche aus.

Ein Volksschicksal wie das der Jenissei-Ostjaken hat etwas unsagbar Tragisches. Ehemals waren sie wahrscheinlich Herren über große Strecken dieses Landes nach Süden hin, auf der Nordseite und sicherlich auch noch weit auf der Südseite des Altaigebirges. Jetzt ist von ihnen nur noch dieser kleine verarmte, rasch abnehmende Stamm übrig, der sich am Jenissei und an einigen seiner Nebenflüsse durch unsicheren, obendrein mit jedem Jahr zurückgehendem Fischfang aufs kümmerlichste ernährt. Auch eine ihrer ehemaligen großen Einnahmequellen, der Zobelfang, ist jetzt beinahe versiegt, der Zobel ist fast ausgerottet, und die russische Regierung wird daher diesen Fang bald gänzlich untersagen. Daß die Jenissei-Ostjaken sich bitterlich darüber beklagen, ist begreiflich, denn das Verbot nimmt ihnen ihren Lebensunterhalt. Freilich können sie nicht viele mehr fangen, aber im Winter findet sich doch noch immer einer oder zwei, und so ein kleines Tier deckt auf lange Zeit alle Ausgaben. Womit sollen sie ihre Schulden bezahlen? Ein Volk, das sterben muß.

In seinem interessanten Buche über die nördlichen Gebiete Rußlands spricht Sidorow die Ansicht aus, der Untergang der verschiedenen Eingeborenenstämme und die Hungersnot unter ihnen sei nach 1805 eingetreten, als man in Sibirien anfing Kornspeicher zu errichten und die Eingeborenen das Brot schätzen lernten. Vor jener Zeit hätten sie nur Fleisch und Fische gegessen und keine Not gelitten. Hieran mag wohl etwas Wahres sein: ihre Bedürfnisse sind gestiegen, ihre Einkünfte aber nicht. Daneben ist der Kaufmann, mit dem wir uns unterhielten, wohl ebensosehr im Recht: der Branntwein trägt viel Schuld an dem Herunterkommen der Eingeborenen. Neben den Krankheiten, die man ihnen brachte, nicht

Digitized by Google

zum wenigsten den Geschlechtskrankheiten und Seuchen, ist wohl der Schnaps ihr ärgster Feind.

Die Regierung hat, gewiß in der besten Absicht, im ganzen Turuchansker Distrikt den Branntweinverkauf an Eingeborene verboten. Doch was nützt das, wenn solch ein Verbot sich nicht streng durchführen läßt? Das Verbot kann sogar die entgegengesetzte Wirkung ausüben. Wenn der Schnaps gesetzlich nicht verkauft werden darf, wird er zu einer unverhältnismäßig wertvollen Ware; dabei kann die Versuchung, sich seiner zur Erlangung großer Vorteile zu bedienen, nur zu groß werden. In dem südlich von Turuchansk liegenden Distrikt darf Branntwein verkauft werden; infolgedessen steht er dort niedrigerer im Preise, und es läßt sich schwerlich nachweisen, daß die Eingeborenen mehr darunter leiden; es wird dort lange nicht soviel Wesens davon gemacht, und sie müssen, um ihn zu bekommen, nicht so viel von ihrer Habe opfern.

Dem Handel Einhalt zu gebieten, ist ohne sehr strenge Maßregeln nicht leicht. Ein Kaufmann, mit dem wir auf der Reise darüber sprachen, erzählte uns offenherzig, daß er den Eingeborenen, wenn sie zum Einkauf sein Dorf besuchten, selbst Schnaps gegeben habe. „Denn," sagte er, „hätte ich es nicht getan, so hätte einer der andern Kaufleute es getan, und ich hätte keine Geschäfte gemacht, während der andere mir meine Kunden weggefangen und Anspruch auf ihre Felle zum Winter gehabt hätte." Außerdem seien, fügte er hinzu, beinahe alle jene Eingeborenen ihm von früher her verschuldet gewesen, und er hätte obendrein die Bezahlung seiner alten Forderungen eingebüßt. Man müsse sich die Leute mit Branntwein warm halten. Übrigens gebe man ihnen nicht so sehr viel; sie würden den ersten Tag, wenn sie ins Dorf kämen, gewöhnlich mit einem Schnaps bewirtet und dann, wenn der Handel abgeschlossen sei, wieder mit einem Schnaps; dabei würden die meisten mehr oder weniger betrunken. Gerade das bereite ihnen Vergnügen, und einige seien fast sinnlos betrunken, Männer und Weiber. Er selbst habe ihnen oft den Vorschlag gemacht, er wolle ihnen lieber Butter geben; doch obgleich sie Butter sehr liebten, ja sie sogar als Wintervorrat einkauften, hätten sie doch vor allem andern Schnaps verlangt; dagegen sei nichts zu machen.

In diesem Verhältnis zwischen dem Kredit gebenden Kaufmann und den stets etwas schuldigen Eingeborenen liegt große Ähnlichkeit

Digitized by Google

mit den einſt in Nordnorwegen herrſchenden Zuſtänden, als alle Fiſcher dem Händler verſchuldet waren; in Island war es auch nicht anders. Es mag gut ſein, daß ein Händler dort iſt, an den ſich Fiſcher und Jäger, wenn ſie in Not ſind, wenden können, um das Unentbehrliche zu erhalten und es zu bezahlen, ſobald ſie dazu imſtande ſind. Aber andrerſeits kann man auch leicht verſtehen, daß die Leute auf dieſe Weiſe gänzlich von dem Kaufmann abhängig werden und daß dieſer leicht in Verſuchung kommt, ſeinen Vorteil auszunutzen. Er erhält Felle und Fiſche zu Preiſen, die er teilweiſe ſelbſt beſtimmt, und er bezahlt ſie mit ſeinen Waren, die er ebenfalls ſelbſt bewertet. Er muß ſchon eine ehrliche Haut ſein, wenn er die Gelegenheit, ſich nach beiden Seiten hin Vorteil zu verſchaffen, nicht benutzt; ſo iſt es oft möglich, daß Fiſcher und Jäger für ihren abgelieferten Fang nicht entfernt das erhalten, was ſie haben müßten. Hat der Kaufmann auch noch den Schnaps als Hilfsmittel auf ſeiner Seite, ſo wird das Verhältnis zwiſchen ihnen und ihm mehr als ungleich.

Gerade jetzt ſind die meiſten der in dieſer Gegend lebenden Jeniſſei-Oſtjaken hier in Sumarokowo verſammelt. In den hier liegenden Booten mögen wohl 200 ſein. Man ſagte mir, der ganze Stamm der Jeniſſei-Oſtjaken umfaſſe insgeſamt ungefähr 700 Seelen; aber Donner ſchrieb mir, es ſeien ihrer gegen 900, was wohl richtiger ſein dürfte. Sie leben am Jeniſſei und ſeinen Nebenflüſſen, von dieſer Gegend an nordwärts bis über Turuchansk hinaus.

Sie müſſen ſich, wie ich bereits erwähnte, vor gar nicht langer Zeit über große Gebiete Aſiens ausgedehnt haben und waren in mehrere Stämme geteilt. Einen dieſer Stämme, die ſogenannten Kotten, fand Caſtrén vor der Mitte des 19. Jahrhunderts auf nur fünf Perſonen zuſammengeſchrumpft; ſie lebten am Agul, einem Nebenfluß des in den Jeniſſei mündenden Kan. Der letzte Kotte, der ſeine eigene Sprache redete, iſt vor etwa ſechs Jahren geſtorben; ſo hörte wenigſtens Kai auf ſeiner Reiſe im Kandiſtrikt. Andere, ihnen verwandte Stämme waren damals entweder ſchon ganz verſchwunden oder in den Türken und Tataren aufgegangen. Caſtrén meint, unter den Jeniſſei-Oſtjaken ſeien kaum 1000 Steuerpflichtige geweſen, mit Frauen und Kindern würde dies alſo eine ſehr viel größere Zahl ergeben; aber man kann nicht wiſſen, wie zu-

Digitized by Google

verlässig Castréns Schätzung war. Nach Sidorows Mitteilung gab es 1862 im Distrikt Turuchansk nach den offiziellen Listen 888 Ostjaken mit 716 Weibern, aber ich konnte nicht feststellen, ob diese Ostjaken nur Jenissei-Ostjaken waren, oder ob man dabei auch die gewöhnlichen finnischen Ostjaken mit rechnete. Jetzt wäre der Stamm also bis auf ungefähr 900 Seelen zusammengeschrumpft. Es ist begreiflich, daß ein Volk, das in so naher Berührung mit den russischen Kolonisten lebt und eine so unsichere, ganz von Jagd und Fischfang abhängige Existenz hat, leicht aussterben wird. —

Als wir an Bord kamen, wurde viel hin und her geredet, was wir am nächsten Morgen tun sollten. War es, wie der Lotse wollte, besser, um 4 Uhr in der Frühe weiterzufahren, um noch bei Tageslicht über die Stromschnellen hinweg zu gelangen, oder sollten wir drei Stunden opfern, um diese Ostjaken auch in einigermaßen nüchternem Zustand zu sehen? Es ist wohl unser letztes Zusammentreffen mit diesem aussterbenden Stamm. Die Wahl wurde uns schwer, galt es doch rechtzeitig in Krasnojarsk anzulangen, und die Stromschnellen ließen sich bei Dunkelheit nicht passieren. Dennoch entschlossen wir uns zum Warten, und die Natur erleichterte uns die schwierige Wahl.

16. September. Als wir um 5 Uhr morgens aufstanden und an Land gehen wollten, um zu sehen, ob einige der Eingeborenen ihren Rausch schon ausgeschlafen hatten, herrschte ein so dicker Nebel, daß wir nicht einmal das unmittelbar vor uns liegende Ufer sehen konnten und an eine Weiterfahrt vorläufig nicht zu denken war.

Wir legten uns also wieder hin und begaben uns gegen 7 Uhr an Land, wo wir ein wenig Leben erwachen hörten. Unmittelbar vor einigen der Boote flammten auf dem Sande Feuer, an denen sich jede Familie Tee und Frühstück bereitete; immer mehr Leute standen auf und gesellten sich zu den um die Teekessel herum sitzenden Gruppen, hauptsächlich Weiber; aber nach und nach watschelten auch die Männer aus den Booten heraus und gingen ans Feuer und zum Teekessel. Sie waren jetzt nüchtern geworden.

Die Boote sind mit einem Dach überbaut, das mit Birkenrinde gedeckt ist, so daß der größte Teil des Bootes eine Art Kajüte bildet; darin schien die ganze Familie sich einer guten, warmen Schlafstelle zu erfreuen, ungefähr wie in einem Zelt, nur etwas niedriger über dem Kopf. Es müssen ganz gemütliche Reiseboote sein, und man

Digitized by Google

ist in den kleinen Häusern gewiß gut aufgehoben. Der Boden der Boote ist ganz flach; vorn haben sie einen langen, seltsamen Schnabel, der, wenn sie anlegen, weit über den Sand strandeinwärts reicht. Er dient dazu, die Reisenden an den langsam abfallenden Ufern einigermaßen trocknen Fußes ans Land zu bringen. Sie haben auch ein Landungsbrett mit eingehauenen Stufen, um es von jenem Schnabel auf den Strand hinauszuschieben, so daß sie auch, wenn das Boot schon ein ganzes Ende vom Wasserrand auf Grund sitzen bleibt, ziemlich weit herankommen können.

Der Eindruck, den der erste Jenissei-Ostjake auf mich gemacht hat, blieb auch hier zum Teil bestehen: einige erinnerten an Zigeuner. Mehrere Gesichter von Männern und Weibern hätten recht gut Zigeunern angehören können; meist aber sahen sie etwas weniger europäisch aus. Überdies schienen mehrere mit russischem Blut gekreuzt zu sein. Am auffallendsten trat das bei einigen Männern hervor, die ganz braunes Haar hatten, zwei oder drei sogar auch einen blonden oder doch jedenfalls braunen Bart. Man kann freilich nicht genau wissen, ob dies an einer Kreuzung mit Russen liegt oder ursprünglich ist. Sollte dieses Volk anfänglich blond gewesen sein, so müßte man eher glauben, daß die vielen Dunkelköpfe unter ihnen der Vermischung mit andern Eingeborenenstämmen, vielleicht hauptsächlich mit Tungusen und Samojeden, zu verdanken seien; aber das ist unsicher. Jedenfalls war die Zahl der Dunklen überwiegend. Der Bartwuchs war bei einigen etwas kräftiger, als man es bei einem asiatischen Volk hätte erwarten sollen. Die Frauen hatten durchgehends ein asiatischeres Aussehen als die Männer; von ihnen schienen mehrere typische Kurzschädel zu sein, aber schräggliegende Augen hatten sie nicht.

Auch hier glaubte ich mehrere Gesichtstypen unterscheiden zu können, besonders unter den Männern. Während einige Gesichter kurz und breit waren und eine verhältnismäßig platte, nach unten breite Nase hatten, gab es noch einen höhern, schmalern Typus, der eine ziemlich scharfe, langgezogene und schmale Nase besaß und mehr dem eines Europäers glich. Wenn die Augenbrauen sich manchmal ein wenig nach außen in die Höhe zogen, sahen die Augen wohl etwas schräggestellt aus. Welcher von beiden Typen der echte und ursprüngliche der Jenissei-Ostjaken sein dürfte, ist schwer zu sagen. Der kurze und breite Gesichtstypus hat die meiste Ähnlichkeit mit

Digitized by Google

Jeniſſei-Oſtjaken bei der Mahlzeit.

Digitized by Google

Männer und Kinder der Jenissei-Ostjaken.

Digitized by Google

den Nachbarn, den Tungusen auf der einen, den Ostjaken auf der andern Seite und den Samojeden im Norden. Der andere Typus war eigentümlicher, aber man könnte immerhin denken, daß er mehr mit Europäern gemischt sei, wenn er auch nicht gerade an Russen erinnert; auch war hier der Bartwuchs viel spärlicher als bei Europäern. Die Mehrzahl beider Typen war dunkelhaarig, oft schwarz, häufig spielte das Haar auch ins Bräunliche; der ausgeprägt kurzschädelige Typus neigt wohl dazu, dunkler zu sein. Bei allen war die Gesichts- oder die Hautfarbe hell und nicht so gelb oder gelbbraun wie z. B. bei den Tungusen.

An einem der Feuer kochte eine Frau einen Brei aus dunklem klumpigem Roggenmehl, das sie mit ihrer hübsch geformten kleinen Hand erst zerdrückte und dann ins Wasser streute. Es schien eine Art Abfallmehl zu sein. Es sei für die Hunde, antwortete sie auf unsere Frage; es sah auch genau so aus wie Hundegrütze bei uns daheim. Neben ihr saß ein Mann, der gerade frühstückte. Er hatte ein langes Gesicht mit kurzem graumeliertem Bart, und es schien, als sei in ihm recht viel Russenblut; übrigens hatten mehrere Männer graugesprenkelte Bärte, was man sonst unter den Eingeborenen nicht häufig sieht. Wostrotin fragte den Mann am Feuer, wieviel er dem Kaufmann schulde. Indem er die kleinen Fische (Sjeld) in den Mund schob und Tee dazu trank, antwortete er: 500 Rubel. Im letzten Winter habe er wahrscheinlich infolge einer Seuche, die auch die Hasen befiel, nur vier Eichhörnchen gefangen, und an Fischen in diesem Sommer bloß drei Pud (49 Kilogramm). Dazu kämen noch ein paar Elenfelle im Winter. Das ist nicht viel, um Schulden abzutragen. Andere sagten, sie hätten vier Pud Fische erbeutet, einige fünf und ein paar sogar bis zu zehn Pud. Nur ein einziger hatte hundert Pud gefangen, aber in Nebenflüssen des Jenissei, und es waren bloß kleine Fische.

Trotz ihrer Armut und der drohenden Not erschienen die Leute beneidenswert glücklich und zufrieden; sobald sie gefrühstückt hatten, machten sich alle reisefertig. Sie hatten ihre Waren eingeheimst, ihren Rausch hinter sich, und nun ging es heimwärts in die Wälder, wo sie sich den Winter über aufhalten. Bald machten sie die Boote reisefertig, und am ganzen Strand entwickelte sich eine große Geschäftigkeit. Viele von ihren Sachen wurden auf den Rindendächern der Boote untergebracht; damit waren jetzt die Weiber beschäftigt.

Während wir uns mit dem Manne, der mit gekreuzten Beinen am Feuer sein Frühstück verzehrte, unterhielten, hörten wir im Innern eines unmittelbar daneben liegenden Bootes eine Männerstimme unablässig ein monotones Lied singen. Als Wostrotin ins Boot guckte und fragte, ob er betrunken sei, erwiderte er, er sei durchaus nicht betrunken; er singe bloß, weil er sich das so angewöhnt habe. Er kam sofort aus dem Boot heraus, setzte sich ans Feuer, zündete seine Pfeife an und war wirklich ganz nüchtern. Bald kamen mehrere, eine ganze Versammlung, aus den andern Booten und einem in der Nähe stehenden Zelt, zehn oder zwölf Männer, außerdem zwei Weiber und einige Kinder aus dem einen Boot. Unter den Männern waren viele gute Typen, die meisten dunkel und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, völlig bartlos, aber es waren meist junge Leute, während die Bärtigen ältere Männer waren. Es ist bezeichnend, daß immer nur Männer rauchend, gaffend und schwatzend umherschlendern, ohne irgend etwas zu tun, während die Frauen zuerst mit der Bereitung des Frühstücks ihre Arbeit hatten und dann die Boote reisefertig machten. Bei uns sind es wohl hauptsächlich die Damen, die in dem Rufe stehen, die Zeit mit Plaudern zu verbringen.

Wir wandten uns jetzt nach einer andern Stelle weiter südwärts am Strande, wo ebenfalls viele Boote lagen. Auch hier saßen die Jenissei-Ostjaken auf dem Sand um die Teekessel herum zwischen den Russen, die mit ihren Netzen beschäftigt waren, um zum Fischen hinauszufahren, und verzehrten ihr Frühstück. Es herrschte Leben und Bewegung. In den Booten draußen waren hauptsächlich Frauen eifrig bei der Arbeit, um alles zur Abreise zu rüsten. Der Nebel hatte angefangen, sich zu verziehen, und über den Dünsten war klarer Sonnenschein. In einem Zelte saß eine Menge Frauen und Männer beim Essen, und in einer Hängewiege lag ein vollständig nackter Säugling.

Die Eingeborenen erzählten uns, es sei ein wirklicher Schamane bei ihnen. Als wir ihn zu sehen wünschten, wurde er sofort aus einem der Boote gerufen und von einem jüngeren Manne an der Hand zu uns geführt, denn er war blind. Ja, er sei Schamane, sagte er, aber er brauche Zeit, um sich zu einer Beschwörung zurechtzumachen; überdies müsse er dazu ein eigenes Zelt haben. Da das Wetter schon ziemlich klar geworden war, konnten wir nicht so lange bleiben, wir

Digitized by Google

mußten weiter. Zum Anlegen der kleinen Schamanentracht werde es aber wohl noch Zeit sein, meinte er. Sein Gehilfe holte sie. Die kostbaren Kleinode waren in einer kleinen viereckigen Holzkiste aufbewahrt, die recht neu aussah und außen mit Kreuzen und andern Ornamenten in Schnitzarbeit verziert war. Schamane und Kiste wurden in ein eigenes Zelt gebracht; dort setzte er sich, die Beine gekreuzt und die Kiste vor sich. Mit einigen jungen Jenissei-Ostjaken zwängten wir uns so gut es gehen wollte ins Zelt hinein und setzten uns auf die Erde.

Feierlich wurde der Kasten geöffnet; er enthielt eine kupferne Krone mit einem Kreuz darauf, die meiner Meinung nach alten Königskronen aus dem Mittelalter ähnelte, während Wostrotin und Loris-Melikow behaupteten, es sei eine russische Brautkrone gewesen. Auch ein Brustlatz mit Kreuzen und Ornamenten wie an einem Pluviale war darin, eine erbärmliche Nachahmung. Der Schamane setzte sich die Krone aufs Haupt, band den Brustlatz um, und nun konnte die Vorstellung beginnen. Doch der Blinde war auf einmal mäuschenstill; nach einer Weile sagte er, erst habe jeder von uns einen Rubel als Abgabe zu zahlen, sonst sei es ihm nicht möglich, zu zaubern. Drei Rubel wurden erlegt; er befühlte sie und ließ sie klingen, um sich zu vergewissern, daß es gutes Geld war.

Endlich war er bereit und plötzlich stimmte er mit zitternder Stimme und argem Tremolieren einen eintönigen Gesang an, während er sich wie ein russischer Pope bekreuzigte und vornüberbeugte; dann wandte er das Gesicht zum Himmel, streckte die Arme aufwärts und erhob die Stimme, als ob er den Herrn des Himmels anrufe. Dann wieder beugte er den Kopf vornüber zur Erde und murmelte leise; nun beschwor er wohl die Erdgeister. Kurz, er war ein großer Komödiant, der so gut er konnte die Priester nachahmte.

Nun aber kam es noch stärker. Er nahm die Krone ab, setzte sie dem Gehilfen auf und nahm selber auf der kleinen Holzkiste Platz. Der Gesang wurde stärker, das Gestikulieren heftiger; dann und wann ertönte so etwas wie ein Refrain, den die Zuhörer wiederholen mußten, oder es war vielmehr so wie in der Kirche, daß bestimmte Sätze von der ganzen Gemeinde gesprochen werden. Bald entwickelte sich das Schauspiel noch mehr; er mußte sich erheben, wodurch er wohl dem Herrn des Himmels näher kam, und aus seiner Stimme begann eine gewisse Wildheit zu klingen. Da bellte draußen

Digitized by Google

vor dem Zelt ein Hund. Mitten im Satze brach er ab, verstummte erst gänzlich und murmelte dann einige Worte des Inhalts: er sei durch einen Hund gestört, „und das ist ein unreines Tier, denn es frißt Exkremente", fügte er hinzu. Daher müsse er jetzt von vorn wieder anfangen. Nun wiederholte sich die ganze Vorstellung, dasselbe eintönige Lied die ganze Zeit über, während die Stimme anschwoll, immer eindringlicher und bebender wurde und immer mehr tremolierte.

Schließlich begann er wahrzusagen. Ein Ausländer sei im Zelt, dazu einer, der dem Zaren nahe stehe (das mußte wohl Wostrotin sein, der Mitglied der Duma ist) und dann noch ein Dritter, ein geriebener Bursche, vor dem man sich hüten müsse — das sollte wohl Loris-Melikow, der Diplomat, sein. Er verriet uns auch, daß es bald einen großen allgemeinen Krieg geben werde. Aber wir hatten keine Zeit, noch mehr anzuhören; wir mußten weiter.

Wenn er die große Schamanentracht anlegt, bedient er sich auch verschiedener Figuren von Bären und andern Tieren des Waldes, die er um sich herum aufstellt, und wenn die Vorstellung lange genug dauert, gerät der Schamane wirklich in vollständige Ekstase, die sich auch den Zuhörern im Zelt mitteilt, so daß die ganze Gesellschaft miteinander toll werden kann.

Über die Religion der Jenissei-Ostjaken sagt Castrén, daß sie, obwohl Christen, doch drei mächtige Gottheiten verehrten: den Himmelsgott, den sie „Es" nennen, eine unterirdische Göttin namens „Imlja" und den Erdgott, den Bären. Der Bär ist für sie kein Tier wie die andern Tiere, sondern das Fell ist nur eine verkleidende Hülle, die eine menschliche Gestalt und eine göttliche Kraft und Weisheit verbirgt. Dieselbe Vorstellung herrscht nach Castrén ganz allgemein bei den Tungusen, Samojeden und allen finnischen Stämmen, und wir könnten noch hinzufügen, daß dieselbe Anschauung auch in unsern eigenen Volksmärchen spukt, worin die Bären oft verzauberte Prinzen sind, und in dem gewöhnlichen Volksglauben, daß der Bär Zehnmännerstärke und Zwölfmännerverstand besitze. Die Jenissei-Ostjaken machen den Bären auch zum Wächter der ganzen niedern Geisterwelt; er teilt dort die Macht mit Imlja, aber beide scheinen dem Himmelsgott untergeordnet zu sein.

Die Schamanen stehen selbstverständlich in vertrauten Beziehungen zu jenen überirdischen und unterirdischen Mächten, denen

sie auch ihre Befähigung zum Heilen der Kranken, zur Abwehr böser Geister und zur Weissagung verdanken; dies erinnert an unsere Beschwörerinnen in Norwegen, die ebenfalls Reste alten Heidentums sind. —

Inzwischen hatte es sich ganz aufgeklärt, und es war keine Zeit mehr zu verlieren. Wir mußten an Bord zurück und so schnell wie möglich weiterfahren. Mehrere Ostjakenboote waren ebenfalls im Begriff abzufahren. Es war ein malerischer Anblick, wie sie vom Strande abstießen, während der Morgennebel sich vom Lande weg nach Süden wälzte und die Sonne auf die Dächer und das blanke Wasser hinter ihnen herabstrahlte. Überall war Leben, und der Aufbruch zur Reise begann. Viele standen auf den Dächern der am Ufer liegenden Boote und ließen sich Sachen hinaufreichen, die noch untergebracht werden sollten.

Loris-Melikow traf auch hier Landsleute, zwei aus politischen Gründen verbannte Armenier. Der eine, ein Schmied, fast derselbe Typus wie Loris-Melikow selbst, erzählte, der Turuchansker Pristaw sei ein guter Mensch, besonders gegen Armenier; die 15 Rubel monatlich, die ihnen zum Unterhalt dienen, erhielten sie sogar dann, wenn sie ein wenig arbeiteten; das täten sie aber hier im Dorfe nicht, weil dadurch den Bewohnern, die sehr arm seien, die Arbeit weggenommen werde. Im ganzen lebten sechs verbannte Kaukasier in Sumarokowo. Ein Kaufmann, den wir am Tage darauf in Worogowo trafen, war der Ansicht, diese politischen Verbannten seien eine Landplage. Es sei durchaus nicht zu verwundern, daß sie nicht arbeiten wollten; die in Sumarokowo hätten seinem Sohne im Kartenspiel 700 Rubel abgenommen. Ob es sich so verhielt, mag dahingestellt sein. Wenn der Sohn dem Vater ähnelte, kann ich mir nur denken, daß er dieses Mißgeschick redlich verdient hat.

Elftes Kapitel.

Von Sumarokowo nach Jenisseisk.

Um 10 Uhr vormittags lichteten wir die Anker und steuerten von dem lebhaften Handelsort Sumarokowo, wo eines der Ostjakenboote nach dem andern von dem Ufer abstieß, nach Süden weiter. Bald fuhr auch die ganze Eingeborenenflotte ihren Wäldern zu und überließ den Ort der Festfeier, die der Kaufmann zu Ehren seines vor einem halben Jahr verstorbenen Vaters veranstaltete. Stand dieses Fest auf der Höhe des Vorabends, dann dürfte es recht lebendig zugegangen sein.

Es kam darauf an, wie früh wir an die Stromschnellen gelangen konnten. Ein großer Teil des Tages war schon vergangen; aber der Motor arbeitete gut, es war windstill und Sonnenschein, und wir kamen gut vorwärts.

Die Landrücken, die wir im Norden drinnen im Lande auf der Ostseite des Jenissei gesehen hatten, treten hier an den Fluß heran; im Süden von Sumarokowo gehen sie auch auf das Westufer hinüber und begleiten den Fluß in südlicher Richtung, so daß das Land steil zu ungewohnter Höhe ansteigt. Die Ostseite ist viel niedriger und flacher; aber auch hier erstreckt sich landeinwärts ein Höhenrücken nach Süden und tritt weiter südwärts an den Fluß heran, wo dieser eine scharfe Krümmung macht. Hier wird wieder das Westufer niedrig, weil der von Sumarokowo kommende Landrücken in südlicher Richtung landeinwärts weitergeht und sich wohl bis an die Gebirge bei den Stromschnellen hinzieht.

Soweit ich aus der Ferne erkennen konnte, bestehen diese Landrücken zum Teil aus losem Material. An vielen Stellen hatten an den Seiten große Erdrutsche stattgefunden; kleine Bäche hatten tiefe

Digitized by Google

Rinnen oder kleine Täler ausgegraben mit frischen Abbruchstellen an ihren Abhängen. Überall war nur Sand und Ton zu sehen. Doch wird das nur von der Oberfläche gelten; wenn man weit genug in sie eindringt, wird man jedenfalls auf anstehendes Gestein stoßen.

Wir kamen an der Podkamennaja Tunguska, der Tunguska unterhalb des Gebirges, vorbei, wo das Goldland anfängt. An diesem Fluß nach den Bergen im Osten des Landes hin und südwärts am Ostufer des Jenissei ist die goldreichste Gegend dieses Teils von Sibirien. Nach dem, was mir Wostrotin erzählte, der selber Goldminen besitzt, wurde das erste Gold im Jahre 1838 an der Angara entdeckt, in den vierziger Jahren auch weiter nördlich. Es geht die Sage, Eingeborene hätten die ersten Goldkörner im Kropf eines Auerhahns gefunden.

Sehr bald ergoß sich ein Strom von Menschen dorthin, die alle gekommen waren, um an den Flüssen Gold zu waschen. Zuerst kamen sie aus dem Uralgebirge, dann auch aus Petersburg und dem übrigen Rußland. In einem Distrikt sollen 330 000 Kilogramm, in einem andern 292 000 Kilogramm zutage gefördert worden sein, zusammen also 622 000 Kilogramm Gold in den beiden reichsten Jenisseidistrikten. Ungefähr die Hälfte davon wurde in einem kleinen Gebiete an zwei Flüßchen auf der Nordseite und der Südseite der Wasserscheide zwischen dem Pitfluß und der Podkamennaja Tunguska gefunden.

Das Gold brachte dieser Gegend große Vorteile, aber auch Nachteile. Die Dörfer am Jenissei, wo die Berge im Osten Gold enthielten, hatten natürlich durch den Absatz an die Goldwäscher eine große Einnahmequelle; viele ihrer Bewohner wurden auch selbst Goldminenbesitzer und reiche Leute, was sich nach Süden hin an manchem dieser Dörfer zeigte. Aber Arbeitskraft und Produkte stiegen ebenfalls im Preise; das schädigte wieder die Dörfer, die im Norden des Goldgebiets im Turuchansker Distrikt am Fluß lagen, da sie wenig oder gar keine Einnahmen durch die Goldminen hatten, dagegen alles, was sie brauchten, teurer bezahlen mußten; für das, was sie dorthin liefern konnten, erzielten sie aber kaum höhere Preise, sie konnten höchstens ihre Fische mit etwas größerem Gewinn verkaufen. Man kann sich daher vorstellen, daß diese Verteuerung durch die Goldwäscherei das ihre zum Verfall des nördlichen Teils des Turuchansker Distrikts beigetragen hat.

Wir näherten uns jetzt den Stromschnellen; aber schon kam der Abend heran. Flußaufwärts lagen schöne bewaldete Inseln. Die Ufer sahen aus wie ein gutgehaltener Park mit Laubbäumen, hauptsächlich Birken, und den verschiedenen Nadelhölzern, mit einem so reinen Waldboden, daß man sich unwillkürlich nach den Kieswegen des Parkes umschaute. Nun begann das anstehende Gestein am Ufer der Westseite aufzutreten und bald darauf auch an der Ostseite des Flusses, Tonschiefer in schräglieggenden Schichten, hier und dort mit weißen Adern. Es waren steile, durch das Wasser abgeschliffene Berghänge, die nach oben zu bewaldet waren, genau wie es bei uns in Norwegen an einem Flusse aussieht; mitten im Fluß vor uns lag eine hohe, abschüssige Felsinsel, Monastirskij, die Klosterinsel.

Die Landrücken beider Seiten des Flusses müssen anstehendes Gestein sein. Sie haben ziemlich gleichmäßige Höhe und scheinen ungefähr auf demselben Niveau zu liegen wie die Rücken aus teilweise losem Material, die wir weiter im Norden sahen. Die Rücken auf der Ostseite sind oben ziemlich flach und haben anscheinend ein gleiches Niveau, in das der Fluß sein Bett eingeschnitten hat. Je mehr wir uns, an der mitten im Fluß liegenden Insel Monastirskij vorbei, den Stromschnellen näherten, desto stärker wurde die Strömung.

Nun öffnete sich die Schlucht, und die gewaltige Wassermasse glitt uns blank aus der Höhe entgegen. Ein großartiger Anblick! An den Vorsprüngen schäumte es wirbelnd vorbei, sonst aber war das Wasser infolge der starken Strömung überall glatt, nur hier und dort zeigten sich Strudel und Stromaugen aus aufsteigendem Wasser. Das Schiff erzitterte in der Strömung, als es sich unter den waldbekränzten schroffen Wänden vorwärts arbeitete.

Wir benutzten nach Möglichkeit die Gegenströmung am Ufer; aber als wir über Monastirskij hinaus waren, mußten wir die Stromschnelle durchqueren, um nach der kleinen Insel auf der andern Seite zu kommen. Es ging schräg über eine mächtig strömende Wassermasse hinüber. Schon wurde es dunkler. Über den hohen, schwarzen Wäldern auf beiden Seiten hingen schwere, drohende Wolken, und unter uns die unwiderstehlich dahinsausende Wassermasse. Man fühlte sich wehrlos in der Gewalt mächtiger Kräfte. Jenseits der kleinen im Flusse liegenden Insel glitten wir

Jeniſſei-Oſtjake.

Jeniſſei-Oſtjakin.

Jeniſſei-Oſtjaken (Männer und Kinder).

Digitized by Google

Jeniſſei-Oſtjake.

Jeniſſei-oſtjakiſcher Knabe.

Schamane der Jeniſſei-Oſtjaken.

Digitized by Google

in das stillere Wasser einer Gegenströmung hinein; bald aber waren wir wieder draußen inmitten der Strömung, bis wir auf der andern Seite des Flusses unter Land kamen.

Es wurde immer dunkler; tiefblaue Wolken standen am Westhimmel und dazwischen feurige Spuren des Sonnenuntergangs. Immer mächtiger und finsterer strömten die Wassermassen unter uns am Schiff vorüber. Weiter aufwärts verengte sich die Schlucht, die der Fluß durchbrach, und die Stromschnellen wurden wieder reißender. Wir mußten uns am Ufer weiterquälen. Als wir aber diese Stelle hinter uns hatten, gelangten wir in ruhigeres Wasser und konnten noch eine ziemlich große Strecke weiterfahren, bis wir gegen 7 Uhr am Ende einer kleinen Sandinsel Anker warfen. Am Strand östlich von uns brannte ein Feuer, dort mochten sich Fischer aufhalten.

Als wir vor unserer Ankunft an dieser Insel den letzten Teil der Stromschnellen durchfuhren, sahen wir drinnen am Land viele Hütten. Darin hausen im Winter die Fischer, um in den tiefen Stellen, wo es manchmal über 60 Meter tief ist, unter dem Eis Störe zu fangen. Hier hält sich der Stör einen großen Teil des Winters auf.

17. September. Am andern Morgen gings in aller Frühe die Stromschnellen weiter hinauf. Die Fahrrinne war nach aufwärts mit weißen und roten Besen und größeren Bojen bezeichnet, denn die Fahrt ist wegen der vielen Untiefen und Felsblöcke gefährlich.

Wostrotin erzählte uns, wie die strenge Winterkälte dazu benutzt wird, Blöcke und Bänke vom Grunde des Flusses zu entfernen. In das dicke Eis, das im Winter auf dem Flusse liegt, wird eine weite Vertiefung gehauen; dabei müssen sich die Leute aber vorsehen, nicht so tief zu kommen, daß das Wasser durchbricht. Unter dem Eise der Vertiefung gefriert bis zum nächsten Tag eine neue Schicht, und indem man so täglich eine entsprechende Lage Eis weghackt und darunter sich eine neue Schicht bilden läßt, gelangt man tiefer und tiefer ins Wasser, bis auf den Grund; so entsteht ein von dichten, dicken Eiswänden umgebener abwärtsführender Schacht, in dem man bequem und trocken arbeiten und störende Blöcke und Bänke vom Flußgrunde entfernen kann — eine gute Methode zur vorteilhaften Ausnutzung der strengen Natur.

Wostrotin versicherte auch, auf ziemlich ähnliche Weise suche man in Flußbetten und nassem Erdreich nach Gold. Im Fluß kann man so leicht auf den Grund gelangen und Proben des Bodens unter dem Wasser heraufholen, um sie auf ihren Goldgehalt zu untersuchen. Im Sumpfboden der Flußufer zündet man, wenn der Boden steinhart gefroren ist, auf der Oberfläche gewöhnlich ein Feuer an, das einen Teil der Unterlage auftaut. Das Schmelzwasser wird entfernt und ein neues Feuer angezündet und dies wird so lange wiederholt, bis man zu der beabsichtigten Tiefe vorgedrungen ist. Wird eine Reihe derartiger Löcher nebeneinander bis zu der gewünschten Tiefe hergestellt, so erhält man mit Leichtigkeit einen Querschnitt durch ein Flußtal, um festzustellen, ob in irgendeiner Tiefe goldhaltige Schichten liegen. —

Es war ein Herbstmorgen mit Regenschauern und kaltem Wind; doch im Laufe des Tages klärte es sich auf, und auch heute durchbrach die Sonne die Wolken. An diesem Tage sollten wir die erste Verbindung mit der Welt erhalten. Voraussichtlich kamen wir am Nachmittag in Worogowo an, wo eine Telegraphenstation war. Ob uns dort Telegramme erwarteten? Oberhalb der Stromschnellen wurden die Flußufer wieder niedriger; sie bestanden wie früher aus losen Schichten, meist aus Sand, und das Land schien wieder ziemlich flach zu sein.

Nachmittags fuhren wir an einem Boot voller Fischnetze vorbei. Darin befanden sich einige Frauen, und ein im Achter sitzender Mann steuerte, während am Ufer ein Mann und ein Hund das Boot an einer langen Leine gegen die Strömung zogen. Sie waren auf dem Heimweg vom Fischfang. Weiter flußauf stieg blauer Rauch über einer Reihe Zelte empor, die in einem hohen Weidengehölz in der Nähe des flachen Sandstrandes standen, wo Boote lagen und lange Reihen Netze zum Trocknen aufgehängt waren. Das Ganze sah aus wie ein Lager wilder Indianer aus Coopers Romanen, und wir hätten eigentlich erwarten können, den Wildtöter mit seiner langen Flinte und die bekannten Indianerhäuptlinge mit Adlerfedern im schwarzen Haar durch das Weidengehölz nach dem Strande von ihren Wigwams herabkommen zu sehen. Statt dessen zeigten sich nur friedliche Russen, die faulenzend in der Sonne saßen, während das Boot, von Mann und Hund gezogen, sich ihnen immer mehr näherte.

Digitized by Google

Ganz in der Ferne sah ich schon die weißen Mauern und die Kuppeln der Kirche von Worogowo hoch über dem platten Lande und dem Walde. Auch die Dächer der Dorfhäuser waren durch das Fernglas zu unterscheiden. Nun mußten wir die Telegramme, die abgeschickt werden sollten, vorbereiten; denn wir durften dort nicht zu lange verweilen, wenn wir Jenisseisk noch vor dem 21. erreichen wollten.

Gegen 4 Uhr ankerten wir endlich und begaben uns sogleich an Land. Der vom Ufer zum Dorf hinaufführende Hauptweg ging, wie stets in sibirischen Dörfern, über einen Berg von Dünger, der jahraus jahrein aus den Dorfgassen über die Flußböschung hinuntergefegt wird, bis er einen großen Teil des Vorlandes anfüllt. Das Straßenpflaster besteht ebenfalls aus Dünger, in den man tief einsinkt, sobald man von den Brettern hinuntertritt, die als Bürgersteige an den Häuserseiten angebracht sind. Besonders schlimm ist es, wenn es geregnet hat und die Straßen, wie heute, aufgeweicht sind. Bis zum Düngen des Ackerlandes ist der sibirische Bauer noch nicht vorgeschritten; er glaubt vielmehr, der Dünger ruiniere den Boden. Und zum Bau von Ställen, in denen man den Dünger zusammenhalten kann, ist er auch noch nicht gekommen. Daher spazieren die Kühe meist frei in den Straßen umher.

Gleich als wir den Abhang erstiegen hatten, traf Wostrotin selbstverständlich einen Bekannten, einen Kaufmann, der ihn mit strahlender Miene wie einen alten Freund begrüßte. Er hatte ein kräftiggeschnittenes Gesicht mit hellbraunem Bart und sah genau wie ein norwegischer Bauer aus. Ich hörte nachher, er sei einer der politischen Gesinnungsgenossen Wostrotins und habe seine Wahl unterstützt. Er zeigte uns den Weg, jagte die Kühe unsertwegen vom Trottoir hinunter und führte uns nach der kleinen Telegraphenstation, die auch Posthaus und Sparkasse war.

Ein Telegraphenbeamter in Uniform empfing uns am Schalter. Telegramme an uns seien nicht da! So mußten wir uns denn mit dem alten Sprichworte „Keine Nachrichten, gute Nachrichten" trösten, denn Schlimmes pflegt man stets sehr schnell zu erfahren. Aber Telegramme, die mit unsern gewöhnlichen lateinischen Buchstaben geschrieben waren, wurden hier nicht angenommen; man verstand sich nur auf russische Schrift. Also war es unmöglich, von hier aus ein Telegramm nach Norwegen oder sonst wohin außerhalb des Ruß-

sischen Reiches zu senden! An Ingenieur Wourtzel konnte ich aber mit Hilfe meiner guten Freunde auf Russisch telegraphieren, daß ich zum 25. September in Krasnojarsk zu sein hoffte, und dann drahtete Wostrotin an seinen Bruder in Jenisseisk, dieser möge in irgendeiner westeuropäischen Sprache eine Depesche an meine Kinder aufgeben und sie benachrichtigen, daß ich noch am Leben sei und sie bitte, sofort nach Jenisseisk zu telegraphieren.

Für den Dienst am Telegraphenamt waren vier Beamte hier, in diesem Land der Uniformen selbstverständlich alle in Uniform. Viel zu telegraphieren gab es aber wohl nicht; in den letzten vierzehn Tagen soll ein Telegramm angelangt sein, eine Arbeit, die vier Mann wohl leisten konnten. Es war hier fast noch schlimmer als auf der norwegischen Telegraphenstation auf Spitzbergen in den Wintermonaten, in denen, wie ich dort hörte, der Staat mehr durch Verkauf der Jungen der Schlittenhündinnen der Station einnimmt als an Telegrammgebühren. Auch Wostrotin hatte ein paar Depeschen aufzugeben, und da Loris-Melikow ebenfalls den Seinen Nachricht senden wollte, hatten die vier Telegraphisten jetzt mehr zu tun als sonst in vielen Monaten.

Als wir fertig waren, mußte Wostrotin natürlich zu seinem Freunde, dem Kaufmann, um bei dieser Gelegenheit allerlei Eßwaren einzuhandeln. Er sorgte stets für unsere Küche und betrachtete sich in diesem Lande als unsern Wirt; er war auch wirklich ein guter Wirt. Im Laden des Kaufmannes traf ich einen betrunkenen Tungusen, der sich durch seine gelbere Hautfarbe von den bisher gesehenen Eingeborenen unterschied. Er war im Gesicht tätowiert; eine halbmondförmige Figur zog sich auf jeder Backe von den äußern Augenwinkeln herab. Das scheint bei den Tungusen eine häufige Tätowierung zu sein; Middendorff hat ähnliche mehrfach abgebildet. Es war eigentlich merkwürdig, daß wir auf der ganze Reise noch keine Tungusen getroffen hatten, obwohl es in diesen Gegenden sehr viele gibt; aber dies erklärt sich dadurch, daß die Tungusen verhältnismäßig wohlhabend sind und Renntiere halten, die der Aufsicht bedürfen; deshalb bleiben sie in den Wäldern und fischen nicht an den Flüssen wie die ärmeren Jenissei-Ostjaken, die nichts weiter besitzen als ihre Hunde, ihre Frauen, ihre Kinder und einige wenige Habseligkeiten, mit denen sie hin- und herziehen. —

Wir mußten zusehen, bald wieder an Bord zu gehen. Unten

am Strande hatte inzwischen ein andrer Kaufmann sich zu Loris-Melikow gesellt und ihn gefragt, weshalb wir unsere Einkäufe bei dem armen Schlucker gemacht hätten, der nichts weiter besitze als das, was er ihm gestohlen habe. Der erste hier am Ort sei er, und zu ihm hätten wir kommen sollen. Es war derselbe Mann, der von den Verbannten in Sumarokowo behauptete, sie hätten seinen Sohn im Kartenspiel ausgeplündert. Wostrotin erzählte uns nachher, dieser Kaufmann habe sich vor kurzem hier ansässig gemacht und gehöre zu den Konservativen, während der andere freisinnig sei. Bevor wir abfuhren, ließ sich der Mann noch nach dem „Omul" hinrudern, um uns Dörrfisch als Geschenk zu überreichen.

Während wir auf unsere Mannschaft warteten, die sich ebenfalls an Land begeben hatte, um Telegramme abzusenden, konnten wir vom Deck aus dem Leben am Strande zuschauen, wo sich allmählich viele Männer, Weiber und Kinder eingefunden hatten, um uns und unser Boot anzustaunen; unsere Ankunft war ja in ihrem sicherlich nicht allzu abwechslungsreichen Leben fast ein Ereignis. Es waren viele treuherzige, angenehme Typen darunter und nicht wenig Blonde, wir hätten ebensogut an einem Dampferlandeplatz in einem norwegischen Fjord sein können.

Doch da kommt wahrhaftig der jüngste uniformierte Telegraphenbeamte heranspaziert; gerade jetzt, wo unsere Telegramme der Beförderung harren, hat er Zeit zum Ausgehen! Mit dem Telegraphieren hat es hierzulande wohl auch keine größere Eile als mit so vielem andern, und schließlich waren die drei andern ja auch da. Der Beamte gesellt sich zu einigen jungen Mädchen am Ufer und scherzt mit ihnen. Es erscheint noch ein junger Mensch mit einem Proviantkorb und einem Kessel. Eine eifrige Beratung entspinnt sich. Dann gehen alle zusammen zu einem der am Ufer liegenden Boote, die Sachen werden hineingelegt und das Boot reisefertig gemacht. Also eine abendliche Ruderpartie! Vielleicht will die Gesellschaft auch die Nacht über fortbleiben. Alles lacht und strahlt vor Vergnügen, denn man wird sich amüsieren. Jetzt ist das Boot reisefertig; es stößt vom Lande ab, und fort geht es, mit dem Telegraphenbeamten am Steuer, und der Telegraphenstation und unsern Depeschen stehen nur noch drei Mann zur Verfügung.

Sobald unsere Leute zurückgekehrt waren, lichteten wir die Anker und fuhren gegen ½6 Uhr weiter. Wir nutzten an diesem Abend bei schönem Mondschein und gutem Wetter die Zeit aus, um möglichst weit zu gelangen, und ankerten erst um 10 Uhr.

Die Nacht war windstill und wunderschön. Der Himmelsraum groß und blau, das Wasser blank wie ein blauer Spiegel, der die Flußufer mit den Birkenbäumen zurückwirft. Im Osten steigt der schwarze Wald den steilen Abhang hinauf, um sich landeinwärts über die unendlichen Flächen zu erstrecken und im Dämmerscheine des Mondes zu verschwinden. Man fühlt die ungestörte Stille dieser großen Waldeinsamkeit, wo der Mond gedämpft auf den Waldboden scheint und die Bäume tiefe Schatten werfen. Wie sonderbar, daß diese unendlichen Wälder mit ihren Flüssen und Eingeborenen auf die kindliche Phantasie niemals solche Anziehungskraft ausgeübt haben wie die Urwälder Amerikas mit ihren Rothäuten. Namen wie Jenissei, Lena, Angara, Tunguska und Baikal mit ihren Ostjaken, Tungusen und Jakuten klangen der Knabenphantasie niemals so schön wie der Hudson, der Delaware und die großen Seen mit ihren Mohikanern, Delawaren und Sioux-indianern. Liegt dies nur daran, daß es Sibiriens Wäldern an einem Cooper gefehlt hat? Das Leben hier kann doch gewiß ebenso phantastisch sein; und es ist heute noch lebendig.

Doch ebenso wie an den Flüssen Hudson und Delaware die großen Wälder mit ihren Rothäuten verschwunden und bebaute Felder ohne Schönheit und mit ziemlich prosaischen Farmern an ihre Stelle getreten sind, wird auch dieser Wald mit seinen Eingeborenen verschwinden. In hundert, ja schon in fünfzig Jahren sind sicher die Wälder fort, und es gibt keine umherstreifenden Jäger, keine Nomadenzelte und keine Jagd auf Pelztiere mehr. Dann dehnt sich nur noch ein triviales Flachland, wie die norddeutsche Ebene, aber Millionen Menschen Raum gewährend. Wie jetzt wird der Mond auf den Spiegel des ruhig fließenden Jenissei herableuchten, aber die große Stille wird nicht mehr sein. Ein Leben neuer Art wird hier hereindringen. Weit hinten im Osten in den Waldeinöden wird in den Bergwerken gearbeitet, um das allmächtige Metall des Guten und des Bösen zu finden, das so vielen Menschen Glück gebracht, aber vielleicht noch mehr Leute ins Verderben gestürzt hat. —

Heute Nacht ist es kalt auf Deck. Die Segel sind zum erstenmal auf dieser Reise steifgefroren und bereift. Der Herbst naht. Über dem Wasser im Süden glänzt eine Bank aufsteigenden Flußnebels weiß im Mondschein. Wahrscheinlich wird bis morgen früh wieder dichter Nebel herrschen. —

18. September. Der Nebel kam nicht, aber statt seiner Regen. Morgens um 6 Uhr ging es weiter durch ungefähr dasselbe flache bewaldete Land wie im Norden von Sumarokowo, nur daß die Höhe des Landes ein wenig wechselte und sich ganz niedrige gewölbte Rücken zeigten. Am Ufer sieht man immer öfter Wiesen, wo Heu in Schobern liegt.

Wir nähern uns allmählich den Ackerbaugegenden im Süden, doch scheint es auch noch weit nach Norden vorzügliche Bedingungen für die Landwirtschaft zu geben, wenn nicht für den Ackerbau, so doch für die Viehzucht. Dort ist herrlicher tiefer Humusboden, und würde der Wald gerodet und das Land gepflügt, so müßte ein guter Ertrag zu erzielen sein; außer Gras gedeihen sicher Wurzelgewächse bis hoch in den Norden, jedenfalls ließe sich, wenn nur das Land urbar gemacht wäre, hier mit großem Vorteil Landwirtschaft der gleichen Art betreiben wie in unsern Gebirgstälern. Aber gerade hierin liegt wohl die Schwierigkeit. Der Wald hat gar keinen oder doch nur so geringen Wert, daß es sich nicht lohnt, ihn des Bauholzes wegen zu schlagen. Wie die Verhältnisse liegen, ist und bleibt er ein Feind, der besiegt werden muß, um Weideflächen und Platz zu Ackerfeldern zu schaffen. Die Arbeit des Fällens der Bäume und der Beseitigung der Wurzeln ist so groß, daß der Arbeiter dabei nur schwer seine Rechnung findet, wenn auch die Generation nach ihm Nutzen davon haben wird. Besondere Schwierigkeiten liegen dort, wo das Klima nicht so günstig ist, daß man gleich Getreide säen kann.

Der Wald gehört dem Staat, und es ist nicht schwer, Boden zum Anbau oder zur Ausrodung angewiesen zu erhalten. Es läßt sich aber nicht erwarten, daß die Kolonisten in diese nördlichen Gegenden ziehen werden, wenn sie, wie es wenigstens noch vor ein paar Jahren der Fall war, fast alles, was sie an fruchtbarem Boden wünschen, weiter südlich im offenen Gras- und Steppenland erhalten können, wo man nur zu pflügen braucht, um der Erde unter dem milderen Himmel reiche Saaten abzugewinnen. Aber die Reihe wird

auch noch an diese Gegenden kommen, und hier werden besonders Viehzucht und Milchwirtschaft aufblühen. Welch reiches Land und welch große Zukunftsmöglichkeiten!

Nach dem sommerlichen Wetter, das wir bisher hatten, ist es auf einmal ganz herbstlich geworden — Regennebel und kalter Wind. Die großen Birken haben ihre Blätter verloren und spreizen sich mit nackten Zweigen in der regenschweren Herbstluft. Aber wir sind kaum über die Mitte September hinaus. Der Herbst beginnt hier fast einen Monat früher als bei uns daheim, und doch sind wir auf dem Breitengrad von Kristiania, dem 60. Grad nördlicher Breite. —

Als wir am Abend vor Jarzewo vor Anker lagen, wurden uns an Bord schöne Preiselbeeren vorgesetzt und dann Traubenkirschen, die in Sibirien allgemein gegessen werden. Auch sonst gibt es hier viele Beerenarten, Multbeeren in Menge, wenn wir auch keine gesehen haben, Himbeeren, Heidelbeeren, und Erdbeeren. Rote und schwarze Johannisbeeren soll es noch hoch im Norden geben; nordwärts von Kureika hörte ich schon von ihnen reden, habe sie aber nicht gesehen. —

19. September. Wir beschleunigen unsere Reise immer mehr. Heute früh ging es schon um ½5 Uhr weiter. Es gilt, die Zeit auszunutzen, wenn wir hoffen sollen, am Sonntag, 21., in Jenisseisk anzukommen.

Ungefähr vom 60. Grad nördlicher Breite an haben wir jetzt auf der Ostseite des Flusses einen steilen, bewaldeten Landrücken aus anstehendem Gestein, während die Westseite ganz niedrig ist und aus losen Schichten besteht. Auf dem niedrigen linken Ufer liegen auch die Dörfer.

Es ist seltsam, daß wir den merkwürdigen Unterschied zwischen dem rechten und linken Flußufer hier wieder antreffen. Das muß unbedingt an der Erdrotation liegen, selbst wenn wie hier dazu kommt, daß der geologische Aufbau der Schichten in denselben Niveaus auf beiden Seiten des Flusses verschieden ist. Auf der rechten (östlichen) Seite steigt das Gebirgsland nach Osten hin an, während das Land im Westen flach und sandig ist mit niedrigem, sehr langsam abfallendem Ufer. Ich erkläre mir die Sache so, daß der Fluß sich über die Sandebenen immer weiter nach rechts, nach Osten hin zog, bis er auf das Gebirge gestoßen ist; an diesem strömte er entlang, bis er sich weiter unten gezwungen sah, sich

Hausboote der Jeniſſei-Oſtjaken in Sumarokowo.

Digitized by Google

Abfahrt der Boote der Jenissei-Ostjaken aus Sumarokowo.

Digitized by Google

querdurch einen Weg zu brechen und dann nach rechts abzubiegen, nachdem er erst noch eine Erweiterung mit vielen Inseln gebildet hatte. Selbst wenn es den Anschein haben kann, als folge der Jenissei in dieser Gegend einer Verwerfung in den Gesteinschichten, wobei die Westseite auf ein niedrigeres Niveau hinabgesunken ist, während die Ostseite als „Horst" stehengeblieben ist, läßt es sich der ablenkenden Wirkung der Erdrotation zuschreiben, daß der Fluß gerade diese Verwerfungslinie dadurch gefunden hat, daß ihm während seiner Bewegung nach Osten Halt geboten wurde.

Weiter im Süden in der Gegend des Dorfes Sergjewa ist das Land wieder ganz flach und ebenso niedrig wie im Norden; hier war vom Fluß aus auf beiden Seiten kein Landrücken zu erblicken.

Wir sind nun wirklich allmählich in das Getreideland gekommen, das sich über unermeßliche Strecken südwärts bis in die Mongolei hineinzieht. Doch überall zeigt sich auch das System der Bauerngemeinde (das Mir-System), wonach die Leute in kleinen Gemeinwesen beisammenwohnen und den Boden gemeinschaftlich besitzen. Die Felder, die jeder für sich zu bestellen hat, werden in kürzeren oder längeren Zwischenräumen unter die Dorfbewohner verteilt, wobei es wohl oft nicht ohne Zank und Streit abgeht. Dieses System muß jede höhere Entwicklung des Ackerbaus hemmen, denn es ist klar, daß ein Mann den Boden, den er selbst besitzt und voraussichtlich sein Leben lang behalten wird, mit viel mehr Lust und Liebe roden, auflockern, bearbeiten und möglichst fruchtbar machen wird, als das Land, das der Gemeinde gehört und wovon ihm ein Stück oder vielmehr viele zerstreutliegende kleine Stücke auf einige Jahre zugeteilt werden, selbst wenn er diese jahrelang behalten darf.

Diese Auffassung ist jetzt auch die der russischen Regierung geworden. Die Augen sind ihr über die Unzulänglichkeiten des Gemeindesystems für die Bebauung des Landes gründlich aufgegangen. Eine Reihe aus neuerer Zeit stammende Gesetze berechtigen den Bauern, nicht nur die von der Familie seit langen Jahren bestellten Ackerfelder als Familieneigentum zu beanspruchen, sondern gibt ihm auch das Recht zu fordern, daß die Ländereien parzelliert und zu Familiengrundstücken vereinigt werden. Insbesondere hat der frühere Minister Stolypin viel zur Entwicklung nach dieser Richtung hin beigetragen. Im europäischen Rußland werden jetzt

Digitized by Google

alljährlich große Massen ehemaligen Gemeindelandes zu Einzelbesitzungen parzelliert. Daß Stolypin dieselbe Entwicklung in Sibirien beabsichtigt hatte, ersehe ich aus einem von ihm nach seiner Sibirienreise im Jahre 1910 verfaßten Bericht. Im Wege steht wohl hauptsächlich nur die alte Gewohnheit; die Dorfschaft und das gemeinsame Wirtschaften hat der großrussische Bauer aus dem europäischen Rußland mitgebracht, wo beides auf vielhundertjähriger Entwicklung beruht. Das Zusammenwohnen hat seine Vorzüge gehabt und kann sie noch haben; manche Arbeit läßt sich gemeinsam ausführen, vielleicht gibt es dabei auch mehr Unterhaltung, und das Leben ist nicht so einsam. Jedenfalls haben die meisten russischen Bauern noch keine rechte Lust, jeder auf seinem Grunde allein zu wohnen, wie es die norwegischen Bauern tun. Bei Sibirien kommt noch eines hinzu: in diesem großen Lande, wo so viele Leute, und nicht immer gerade die besten, umherziehen, mag es eine eigene Sache sein, in einem einsamen Gehöft zu wohnen, denn man ist dort leichter einem Überfall und der Ausplünderung ausgesetzt.

Man kann sich also nicht wundern, daß die sibirische Landwirtschaft noch auf einem kindlichen Standpunkt steht. Das beweist schon der Dünger, der auch im Getreideland in Bergen liegt und vor jedem Dorf gleichsam Festungswälle gegen den Fluß bildet, gerade als wollte man sich mit diesen Wällen gegen Kultur und Fortschritt verschanzen, die mit dem Verkehr flußabwärts kommen könnten.

Auch die Nichtbenutzung des Düngers wird ihren Grund haben. Hier ist soviel Raum und sind so wenig Menschen, daß man immer genügend neuen oder seit langem brach liegenden Boden, der keinen Dünger braucht, erhalten kann. Die Bauern pflügen das unbestellte Weideland, säen Getreide und erhalten während der ersten Jahre reiche Erträge. Wenn der Boden nach vier, fünf Jahren oder noch später anfängt, weniger zu tragen, lassen sie den Acker brach liegen, pflügen ein neues Stück Land und verfahren damit auf dieselbe Weise. Das ist Raubbau; da aber noch genug Boden vorhanden ist, werden die Bauern schwer verstehen, warum sie nicht bei diesem bequemen und billigen Verfahren bleiben sollen.

Bezeichnender Weise wird in dem für die Kolonisten bestimmten Handbuch der Regierung angegeben, daß, außer Saatkorn und Samen für den Küchengarten, in den Lagerhäusern für landwirt-

Digitized by Google

schaftliche Geräte, die an vielen Orten Sibiriens für die Kolonisten errichtet wurden, auch Grassamen zu haben sei. Es wird besonders betont, daß das Säen von Gras überall sehr wichtig und in den Steppenregionen notwendig sei, denn dort sei nicht daran zu denken, daß sich der Boden durch Düngen verbessern lasse, weil man den Dünger zur Feuerung brauche; es müsse daher eine vernünftige Wechselwirtschaft in Verbindung mit dem Säen von Gras eingeführt werden, um den Getreidebau abzulösen, wenn der Boden zu mager werde.

Wie schon erwähnt, bauen die Bauern auch keine Heuschuppen und, was schlimmer ist, nicht einmal Kuhställe. Sie haben nur einen eingefriedigten Hof, worin die Kühe nachts untergebracht werden: darüber ist gewöhnlich ein Dach errichtet, um die Tiere vor Regen zu schützen. Die Seiten sind meist offen, werden aber im Winter mit Brettern verschlagen, um den ärgsten Wind und den Schnee abzuhalten. Drinnen herrscht ungefähr dieselbe Temperatur wie draußen, und Stände haben die Kühe auch nicht. Wenn man bedenkt, daß die Wintertemperatur auf 40, ja sogar auf 50 Grad Kälte heruntergehen kann, so scheint dies eine sehr unvernünftige Art der Viehzucht zu sein. Wieviel überflüssiges Futter müssen sie aufnehmen, um warm zu bleiben, und wie wenig Milch können sie geben. Ich fragte, ob man die Kühe ohne Stände, in denen jede Kuh das für sie Bestimmte erhalte, genügend füttern könne. Oh, das gehe ganz leicht, antwortete man mir. Das Futter werde in die Verzäunung hineingeworfen, und dann könne jede Kuh soviel fressen, wie sie wolle. Die Pferde fressen gewöhnlich täglich 8 Kilo Heu, im Winter aber mehr als das Doppelte, und eine Kuh frißt ungefähr ebensoviel, jedenfalls nicht weniger.

Ein Licht auf die hier herrschenden Verhältnisse wirft auch der Umstand, daß alle Bretter mit der Handsäge geschnitten werden. Selbst Jenisseisk mit ungefähr 12000 Einwohnern und wohl 1000 Holzhäusern hat kein Sägewerk, auch dort wird nur mit Handkraft gearbeitet. Welch eine Kraftvergeudung! Was wird in einer solchen Holzstadt täglich allein schon an Brettern jeder Art gebraucht. Dagegen hat Krasnojarsk mit beinahe 80000 Einwohnern, das ebenfalls zum großen Teil eine Holzstadt ist, wirklich zwei Sägemühlen; aber auch dort wird viel mit der Hand geschnitten. Ich sprach die Vermutung aus, die Arbeitskräfte seien hier wohl außergewöhnlich billig. Nicht doch, war die Antwort, das sind sie keines-

Digitized by Google

wegs. Im Gegenteil, sie sind hoch, bis zu einigen Rubeln den Tag. Das Goldgraben trägt die Schuld, daß alles im Preis gestiegen ist, und der Arbeitslohn nicht zum wenigsten. Was für Wunderwerke würde eine mit Holzabfall und Sägespänen geheizte Lokomobile schon mit einer Kreissäge in einem solchen Lande ausrichten können.

Man muß übrigens zugeben, daß jetzt viel getan wird, um die Entwicklung des Landes zu fördern, und daß es in den letzten Jahren in vieler Hinsicht besser geworden ist. —

Gegen ½10 Uhr abends ankerten wir bei Nasimowo, das ebenfalls eine Telegraphenstation besitzt. Wir begaben uns an Land, um nach Telegrammen zu fragen. Nachdem wir eine Weile im Mondlicht die lange Hauptstraße des Dorfes entlang geschritten waren, kamen wir endlich an ein großes Holztor, einen wirklich herrschaftlichen Eingang, dessen solide viereckige Torpfosten prachtvoll mit geschnitzten Löwen verziert waren; in einem Garten stand das ehemalige Haus eines alten, reichen Goldminenbesitzers. Nach längerem Klopfen wurde uns aufgetan. Es war wirklich ein Telegramm an Wostrotin da, das erste, das wir erhielten; doch auch hier konnte ich kein Telegramm aufgeben, weil man sich nicht auf die lateinische Schrift verstand. Mit andern Worten: es ist nicht möglich, über die Grenzen Rußlands hinaus zu telegraphieren; es mag wohl vorteilhaft sein, außer seiner eigenen Sprache auch noch seine eigenen Buchstaben zu haben, die kein andrer kennt; aber bequem ist es wahrhaftig nicht, wenn man nun einmal ein Teil dieser kleinen Welt sein will.

Wir brauchten auch ein wenig Brot, denn an Bord war keines mehr vorhanden. Um es zu finden, mußten wir auf eine neue Entdeckungsreise ausgehen. Das ganze Dorf schlief schon, nur die Hunde waren um so wacher und stimmten, sobald wir uns näherten, eine Musik an, die sich allmählich durch das ganze Dorf fortpflanzte. Bei dem ersten Kaufmann, den wir aufsuchten, hatten wir lange zu klopfen, ehe endlich jemand erschien und uns in den Hof hineinließ. Der Kaufmann mußte aus seinem warmen Bett aufstehen, aber leider konnte er uns kein Brot ablassen; seine Frau war krank und infolgedessen war lange kein Brot gebacken worden. Darum spazierten wir durch das ganze Dorf bis zum andern Ende, um unser Glück bei einem zweiten Kaufmann zu versuchen, während

Digitized by Google

die Köter ein noch ärgeres Konzert veranstalteten. Wir fanden im Mondschein den Eingang, ebenfalls ein prächtiges Tor; der Mann besaß ganz gewiß auch Goldminen. Dasselbe Klopfen, dasselbe Warten. Endlich konnten wir mit dem Kaufmann reden; aber Brot gab es auch hier nicht! Die Hausfrau war verreist, wie mir schien. Wir versuchten es noch an einer dritten Stelle; als es uns auch dort nicht besser erging, gaben wir das Suchen auf und kehrten an Bord zurück. Die Mannschaft aber wollte durchaus Brot haben, und einige ruderten ans Land, um das ganze Dorf danach abzusuchen; auch sie kamen mit leeren Händen wieder.

Vom Waldrand im Süden des Dorfes her hörten wir eine Ziehharmonika und lachende weibliche Stimmen. Dort amüsierten sich wohl einige junge Leute. Unten am Strande schwatzten Knaben, die zu später Nachtstunde, während die andern schliefen, im Wasser plätscherten und im Mondschein spielten.

20. September. Heute morgen um 6 Uhr erwachte ich dadurch, daß sich das Schiff nach meiner Seite hinüberlegte und einige von Loris-Melikows Toiletteflaschen, gefolgt von einer Karte, herunterpurzelten. Was konnte denn das zu bedeuten haben? Seegang gibt es hier doch nicht, und wir blieben sogar auf der Seite liegen! Wenigstens schien es, als ob wir still lägen. Nun wurde ich ganz wach —, wir mußten auf Grund geraten sein! Richtig, schon hörte ich die Maschine mit voller Fahrt rückwärts gehen und sah sogar unsern wohlbeleibten Kapitän, der auf seinem besten Ohr geschlafen hatte, seinen runden Bauch zwischen Tür und Tisch durchzwängen, um auf Deck zu gelangen.

Dadurch, daß einige Fässer mit eingekauften, jetzt fast verfaulten Fischen der Leute nach dem Achterdeck gebracht wurden und man dann vom Vorderende aus mit langen Stangen abstieß, wurden wir bald wieder flott, und es gingen nur wenige Minuten verloren. Es sei das erstemal, daß das Schiff sich in den vier Jahren, seit er an Bord sei, festgefahren habe, sagte der Kapitän. Es war wohl schwerlich sein Verdienst, denn trotz seiner vierjährigen Dienstzeit kannte er die Fahrrinne und die Untiefen dieses Flusses noch keineswegs. Diesmal war es dadurch gekommen, daß der Lotse sich eine Zigarette hatte anstecken wollen; weil es windig war, hatte er sich zum Anzünden des Streichholzes umdrehen müssen, und unterdessen war das Schiff auf eine Sandbank gerannt.

Digitized by Google

Vormittags verweilten wir kurze Zeit in Cholmogorowo, um für die Mannschaft das Brot zu beschaffen, das in Nasimowo nicht aufzutreiben war; wir bekamen auch Stör und frischen Kaviar. Dann legte neben uns ein Boot mit Wassermelonen aus dem Minussinsker Distrikt an — ein Zeichen, daß wir jetzt fruchtbareren Gegenden im Süden entgegenfahren.

Der Stör wurde aus einem schwimmenden Fischbassin herausgeholt, worin die Fische oft tagelang lebend aufbewahrt werden. Es sind große Holzkasten mit Löchern, wie wir sie auch in Norwegen haben; sie sind im Fluß verankert. Ein Mann nahm mit einem großen Haken bald diesen, bald jenen Fisch heraus, besah ihn und warf ihn, wenn er ihn nicht haben wollte, wieder hinein, ohne sich um die großen Löcher zu kümmern, die er mit dem Haken gestochen hatte. Hiermit fuhr er solange fort, bis er die richtige Größe fand. Dann wurden die Störe mit Schwanz und Kopf zusammengebunden und zum Wägen an Land getragen; hierauf kamen sie an Bord, wo sie auf das Deck gelegt wurden; sie lebten noch am nächsten Tag. Es sind geduldige Tiere, und sie werden wie tote Fische behandelt. Viel Leben scheint übrigens auch dann nicht in ihnen zu sein, wenn sie im Flusse schwimmen; aber das bißchen Leben, über das sie verfügen, ist zäh und hält lange vor. Wostrotin erzählt, man schicke von Jenisseisk oft Störe an die Freunde, sogar nach Minussinsk. Man stopfe ihnen feuchtes Moos oder nasse Sägespänne in die Kiemenhöhlungen, und dann lebten die Fische noch fast acht Tage. Darin gleichen sie den Haien des Eismeers, die ich sogar, wenn sie ausgenommen waren, noch tagelang lebendig auf dem Eis habe liegen sehen.

Seltsam, was dieser Fisch alles liefert! Zuerst den Kaviar, dann das Fleisch, das, frisch und eingesalzen und gedörrt, als große Delikatesse gilt. Der Fisch hat viel gelbes Fett, und ein gedörrter Stör ist fetter als der fetteste geräucherte Lachs. Ferner noch der Rückenstrang, der sich roh essen läßt, aber auch gedörrt wird; man schneidet ihn in kleine Stücke wie große Graupen und verwendet ihn zu Fischkuchen, mit Fisch in der Mitte und Brotteig ringsherum, einem Nationalgericht, das uns in Sumarokowo vorgesetzt wurde; diese großen Graupen, die beim Kochen aufquellen und dicken Sagokörnern gleichen, schmecken ganz vortrefflich.

An Bord ging es mit dem Zurechtmachen all der neuen Fische

Digitized by Google

sehr geschäftig zu. Die Tiere wurden aufgeschnitten, ausgenommen, gewaschen, zerteilt und dann eingesalzen, soweit sie nicht frisch gegessen werden sollten. Daneben hatten die Leute jetzt eine recht unangenehme Arbeit. Alle im Norden von Dudinka bei Lewinski Pesok gekauften Sjelde waren verfault und mußten weggeworfen werden. Der Kapitän hatte sie zum Einsalzen erworben, verstand sich aber nicht auf die Behandlung der Fische, und als die Sjelde zu verderben anfingen, verkaufte er sie alle an die Mannschaft, die sie gern nahmen und sie von neuem einsalzten. Doch jetzt waren sie gänzlich verdorben. Sie wurden zwar gewaschen und einzeln untersucht, aber das Ende vom Liede war, daß der größte Teil über Bord geworfen wurde, denn die Sjelde waren selbst für die Leute ungenießbar. Bekanntlich lieben die Russen den Fisch nicht sehr gesalzen, und ihre gesalzenen Fische schmecken daher gewöhnlich mehr oder weniger sauer und sind ganz gewiß alles eher denn gesund. Der Skorbut, der unter ihnen so oft vorkommt, dürfte zum großen Teil von diesen schlecht gesalzenen Fischen herrühren. —

Das Herbstwetter ist wieder verschwunden, es herrscht schöner Sonnenschein und milde Luft. Ich kann beim Schreiben auf Deck sitzen, während das Flußufer in seiner goldenen Pracht an mir vorbeigleitet. Das ist wahrlich nicht das kalte Sibirien, das ich aus Büchern kenne, und dabei sind wir doch schon über Mitte September hinaus.

Wir fuhren noch bis spät abends, um am nächsten Tag möglichst früh in Jenisseisk anzukommen. Der Himmel ist mit dunklen Wolken bedeckt, aber der Mond steht dahinter, wir können die Oberfläche des Flusses vor uns noch erkennen und den Weg finden, während der Wald auf beiden Seiten als schwarze Wand steht. Unser guter Lotse war genau so erpicht aufs Weiterkommen wie wir. Es war schon gegen ½11 Uhr, als wir schließlich Anker werfen mußten; bis Jenisseisk fehlten uns nur noch wenig über 60 Kilometer, und selbst wenn die Strömung stark ist, können wir doch überzeugt sein, daß wir morgen spätestens gegen Abend die Stadt erreichen.

21. September. In der Morgendämmerung fuhren wir gegen die Strömung weiter. Das Land war flach, aber auf der Ostseite des Flusses sahen wir landeinwärts Höhenrücken. Endlich näherten wir uns der großen Stadt, und gegen 1 Uhr

Digitized by Google

konnten wir in der Ferne ihre Türme erblicken; je näher wir kamen, um so zahlreicher stiegen Kuppeln und Türme weißer Kirchen grün und goldglänzend über dem Flußspiegel und der Ebene empor. Wieviele Kirchen, weiß ich nicht, aber mindestens zwölf oder dreizehn habe ich gesehen. Im übrigen besteht die Stadt hauptsächlich aus Holzhäusern, zwischen denen einige wenige höhere, weiß getünchte gemauerte Häuser liegen.

Jetzt sahen wir durch das Fernglas auf der Uferpromenade und drunten an den Anlegebrücken viele Leute umhergehen. War dies nur spazierengehendes Sonntagspublikum? Aber es wimmelte von Menschen! Warteten sie am Ende gar auf uns? Wußten sie, daß wir kamen? Ich hatte auf einmal Wostrotin in Verdacht; vielleicht hatte er heimlich dorthin telegraphiert; er spähte gar zu eifrig durch das Fernglas. Der kleine „Omul" arbeitete sich energisch ohne Aufenthalt flußaufwärts gegen die Strömung, deren Geschwindigkeit hier wohl über 5 Kilometer beträgt, und um ½3 Uhr glitten wir endlich an den Leichter hinan, der vor dem seichten Ufer verankert liegt und die Landungsbrücke bildet.

Die ganze Promenade und der Leichter waren schwarz von Menschen, und es gab einen großartigen Empfang: an der Spitze der Bürgermeister mit der Halskette, der Isprawnik in Galauniform, der ebenfalls uniformierte Gymnasialdirektor und andere Honoratioren. Es wurden Begrüßungsreden auf Russisch und auf Deutsch gehalten, man stellte sich uns vor und dergleichen mehr, was uns, die wir von Norden kamen, ebenso ungewohnt wie unerwartet war. Wir hatten auf einmal fast das Gefühl, eine große, wichtige Reise gemacht zu haben.

Dann wurden wir in einen Wagen gesetzt und nach einem großen, prächtigen Steinhause gefahren, das wie ein Palast aussah und Wostrotins verwitweter Schwägerin Frau Anastasia Alexejewna Kitmanow gehörte, die uns in herzlicher Weise mit echt sibirischer Gastfreundschaft aufnahm. Es war in der Tat ein starker Gegensatz, aus der kleinen Kajüte des „Omul" in diese großen Säle zu treten.

Digitized by Google

Stromschnellen bei Monastirskij.

Telegraphenamt in Worogowo.

Digitized by Google

Aufgang zum Dorf Worogowo über Berge von Dünger.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Von Jenisseisk nach Krasnojarsk.

Unser erster Besuch galt selbstverständlich der Telegraphenstation und dem Postamt, worin sie untergebracht war. Es war Sonntag, und das Amt sollte eigentlich geschlossen sein, aber der Vorsteher öffnete uns selbst und empfing uns in freundlichster Weise. Telegramme waren leider nicht da; aber hier konnte man endlich eine Depesche in lateinischen Buchstaben aufgeben; ich war also imstande, nach Hause zu telegraphieren; Briefe an mich lagerten zwar hier, aber ich konnte sie nicht erhalten; sie waren eingeschlossen, und der Beamte mit dem Schlüssel wohnte weit draußen vor dem andern Ende der Stadt. Als der Amtsvorsteher sah, wie gern ich die Briefe gehabt hätte, schickte er sofort um den Schlüssel. Inzwischen wurden wir gebeten, bei ihm einzutreten; wir begrüßten seine Gattin und genossen auf dem Altan im zweiten Stock die Aussicht über den Hafen, den Jenissei und das Land, woher wir gekommen waren, im Glanz der Nachmittagssonne.

Eine halbe Stunde verrann — eine ganze — aber kein Schlüssel kam. Der Vorsteher schickte einen zweiten Boten ab, diesmal zu Rad. Wie der Bursche in diesen aufgeweichten Straßen mit den tiefen Rädergleisen radeln konnte, war mir ein Rätsel, aber er verschwand. Inzwischen erfuhren wir, daß in Krasnojarsk ein Telegramm von Ingenieur Wourtzel an mich liege. Das mußte ich mir telegraphisch hierher senden lassen; wir hatten also auch darauf noch zu warten.

Endlich kam der Schlüssel; ich erhielt meine Briefe. Zu Hause stand alles gut, und mehr als zwei Briefe, von denen ich wußte, daß sie abgeschickt wurden, waren unterwegs nicht abhanden gekommen. Endlich begann auch der Telegraph zu klopfen, und das Telegramm von Wourtzel kam. Er hatte sich vier Tage verspätet und kam erst am 29. September nach Krasnojarsk; er bat mich,

Digitized by Google

dort auf ihn zu warten, damit wir zusammen mit dem Expreßzug nach Wladiwostok und von dort nach dem Amurgebiet fahren konnten. Diese vier Tage Vorsprung waren mir gar nicht unangenehm. Nur hätten wir uns nicht so zu beeilen brauchen, um rechtzeitig hier einzutreffen; aber da wir einmal hier waren, war alles gut. —

Wie genossen wir den Nachmittag und den Abend in der gemütlichen Häuslichkeit bei diesen freundlichen Menschen, und wie gut sorgten die liebenswürdige Wirtin und ihre prächtigen Töchter für uns! Welch ein Behagen, sich in den hohen, hellen luftigen Zimmern wieder ganz ausrecken zu können. In dem gastfreien Hause schien den ganzen Tag getafelt zu werden; in der großen Halle stand ein langer, stets gedeckter Tisch, und die Freunde des Hauses kamen und gingen und setzten sich ganz nach Belieben, um ein Glas Tee zu nehmen oder irgend etwas zu speisen.

Jenisseisk liegt in einer flachen Ebene auf dem linken Jenisseiufer; in der Umgegend sieht man hauptsächlich Wiesen und wenig Wald. Es ist eine alte Stadt, die aber dennoch den Eindruck macht, als sei sie neugebaut; das liegt wohl hauptsächlich an den niedrigen Holzhäusern, den breiten Gassen und dem flachen Lande. Wenn ich die prachtvollen Kirchen und einige andere große Gebäude ausnehme, sieht die Stadt im Grunde nicht anders aus als ein großes Dorf wie die bisher gesehenen: meist niedrige, viereckige Holzhäuser, teils mit zwei Stockwerken, teils einstöckig, mit denselben flachen viereckigen Holzdächern, denselben Fenstern, denselben eingezäunten Höfen und denselben großen Eingangstoren. Und dann diese breiten Straßen: hier ist Raum genug, der Baugrund kostet nichts, weshalb soll man da nicht hübsch weit auseinander bleiben und die Gassen geräumiger machen, um bequemer darin zu fahren. Kostspielige Pflasterung kennt man nicht, meist fährt man auf dem Boden, wie er vor der Erbauung der Stadt war, nur hat man darauf etwas Schotter aufgeschüttet. Der Straßenschmutz war ebenso dick und die Wagengleise ebenso tief wie in den Dörfern, nur gab es weniger Dünger. An den Häusern vorbei führten Bretter für Fußgänger; übrigens ist das Wandern in diesen Straßen an nassen Tagen eine beschwerliche Arbeit, wenn man gegen Schmutz nicht völlig gleichgültig ist. Daher ziehen die Leute das Fahren vor.

Digitized by Google

Die Stadt soll ungefähr 12000 Einwohner haben. Von alters her war sie der Mittelpunkt des Handels in den nördlichen Gebieten, und für ihren Wohlstand war besonders wichtig, daß sie die Stadt war, die den Goldminen am nächsten lag. Von dort strömten ihr große Einnahmen zu. Eine Eisenbahn gibt es noch nicht; in der Hauptsache geht der Verkehr auf dem Flusse südwärts nach Krasnojarsk und nordwärts nach Turuchansk und weiter. Er ist sehr bedeutend und wird von einer Menge Dampfer, außer den Leichtern, aufrechterhalten. Jetzt spricht man viel von einer Bahn nach Tomsk oder auch nach Atschinsk.

Der Handel galt stets vor allem dem kostbaren Pelzwerk, das die Russen den Eingeborenen abkauften und wogegen sie ihnen Mehl, Zucker, Tabak, Tee usw. lieferten. Bedeutend ist jetzt außerdem der Handel mit Fischen, die im Jenissei bis an seine Mündung teils von Eingeborenen, teils von Russen gefangen und eingesalzen werden. Dazu kam im letzten Jahrhundert noch der nicht unwichtige Verkauf nach den Goldminen.

Etwas Ackerbau treibt man in dieser Gegend auch, aber noch hat die Landwirtschaft keine große Bedeutung wie weiter südwärts, obwohl gute Vorbedingungen zur Landwirtschaft, vor allem zu Viehzucht und Milchwirtschaft, vorhanden wären. Unsere Wirtin, Frau Kitmanow, hat in der Nähe von Jenisseisk ein Gut, und was die Tafel an Butter, Sahne und Honig bot, stammte von diesem Gut.

Die Bewohner einer Stadt wie Jenisseisk sind großenteils Russen, die als Kolonisten oder als Verbannte oder Verbrecher aus Rußland gekommen sind, sich hier dauernd ansiedelten und Nachkommen hinterließen. Von dem Einfluß dieser beständigen Zufuhr an Verbrechern auf Bevölkerung und Nachkommenschaft in Sibirien macht man sich meist eine übertriebene Vorstellung. Ein zugereister Ausländer, den ich hier traf, sagte mir, ich wisse wohl nicht, in was für ein greuliches, barbarisches Land ich gekommen sei. Es sei ein Unglück, dazu verdammt zu sein, hier zu leben; er kenne das Land seit zwanzig oder gar dreißig Jahren. „Mit seinen höheren geistigen Interessen lebt man wie in einer Wüste," versicherte er, „denn hier gibt es keinen einzigen anständigen Menschen, es sind alle miteinander Verbrecher." Und zum Dank, daß ich ein gebildeter Mensch war, der ihn verstand, drückte er mir

Digitized by Google

warm die Hand. Ich sprach ihm selbstverständlich mein pflichtschuldiges Mitleid über eine derartige geistige Einsamkeit aus, im übrigen aber mußte ich sagen, ich hätte einen ganz andern Eindruck erhalten und sei sehr vielen ansprechenden Menschen begegnet. „Ach," erwiderte er, „Sie kennen sie nur nicht, das sind alles bloß Verbrecher, sehen Sie, alles bloß Verbrecher!"

Nun, Verbrecher sind nicht das Element, das man nach modernen rassenhygienischen Grundsätzen gern zur Vermehrung aussucht; aber man darf nicht vergessen, daß ein großer Teil der nach Sibirien Gekommenen aus politischen Gefangenen oder Verbannten bestand und auch aus religiösen Sektierern, die nach dem Gebot der heiligen russischen Kirche nicht in Rußland weilen durften. Dies waren, mit andern Worten, Leute, die eine Überzeugung hatten und zugleich bereit waren, für ihre Überzeugung zu leiden — es waren mit die besten Elemente des russischen Volkes, und sie könnte man sich wohl gern als Fortpflanzer der Rasse wünschen. Man muß daher eine Bevölkerung erwarten, die zwar ziemlich gemischt sein wird, unter der es aber viele tüchtige Kräfte geben kann. Wenn sich diese Kräfte noch nicht stark entfaltet haben, so ist das äußeren Verhältnissen zuzuschreiben, dem Schlummerzustand, worin sich das Land bis zu einem gewissen Grad noch jetzt befindet. Doch eines Tages, wenn das Volk ganz erwacht und die gefesselten Kräfte frei werden, werden wir neue Stimmen aus Sibirien hören, denn das Land hat eine Zukunft, des können wir gewiß sein. —

22. September. Hier in Jenisseisk warteten unser allerhand Empfangsfeierlichkeiten. Um 10 Uhr vormittags waren wir eingeladen, die höhere Schule für Knaben zu besuchen. Wir traten in jede Klasse und begrüßten die Knaben, die gesund, munter und lebensfroh aussahen; dann versammelten sich alle im großen Schulsaal. Die kleinen Schülerinnen der Mädchenschule der Stadt kamen auch hinzu, und nun hielt ich einen Vortrag über die Reise mit der „Fram" durch das Polarmeer während der Jahre 1893—96 und zeigte ihnen auf einer großen Landkarte, wo wir längs der Nordküste ihres großen Sibiriens entlang gedampft und dann mit dem Eise getrieben waren. Ich sprach Englisch, wovon sie kein Wort verstanden; aber Wostrotin übersetzte, und sie schienen mit Interesse zuzuhören und für unsern Besuch, der gegen drei Stunden dauerte, dankbar zu sein. Die Knabenschule erhielt den ganzen Tag frei;

Digitized by Google

als wir gingen, sahen wir die Jungen durch die Straßen nach Hause stürmen — ich bin fest überzeugt, daß sie uns gesegnet haben.

Später ging ich zu einem Friseur, um mir die Haare schneiden zu lassen. Der Mann war ein Georgier aus dem Kaukasus, also traf Loris-Melikow, der mich begleitete, hier wieder einen Landsmann. Es war ein politischer Verbannter, der sich auf das Friseurhandwerk gelegt hatte und dabei guten Verdienst fand.

Um ½3 Uhr gaben uns der Bürgermeister und die Stadt ein großes Frühstück im Klubhause, und alle Honoratioren nebst den bedeutendsten Kaufleuten waren anwesend. Auf allen Seiten herrschte Wohlwollen und Herzlichkeit und große Begeisterung für die Seeverbindung durch das Eismeer, die wir durch die Reise des „Correct" wieder anzuknüpfen versucht hatten. Dieser Reise wegen widerfuhr uns, am meisten mir, ganz unverdiente Ehre, da wir nur geladene Gäste auf der Fahrt gewesen waren. Es schien fast, als ob damit eine neue Ära in der Geschichte der Stadt Jenisseisk und Sibiriens angebrochen sei. Alles dies und noch viel mehr wurde in einer langen Reihe von Reden in fließendem Russisch ausgesprochen; ich verstand kein Wort davon, ließ mir aber einiges übersetzen. Dann hielt der Schuldirektor sogar eine Rede in Esperanto, wovon ich ebensowenig verstand, und die nicht übersetzt wurde, weil keiner da war, der Esperanto konnte. Ich beantwortete alle Reden auf Englisch, das wieder keiner unserer Wirte verstand, das ihnen aber Wostrotin übersetzte; die Aufnahme seiner Worte erregte in mir den Argwohn, daß die Übersetzung viel besser war als das Original.

Nach dem Frühstück besuchten wir das Städtische Museum, das eine wertvolle ethnographische Sammlung der verschiedenen Stämme des Jenisseisker Kreises besitzt. Mich interessierten besonders die jenissei-ostjakischen Gegenstände, aber auch Geräte der Tungusen, Samojeden usw. waren vorhanden. —

Von Jenisseisk aus sollten wir zu Lande nach Krasnojarsk reisen, weil es zu Wagen schneller geht als mit dem Dampfer den Jenissei hinauf. Dagegen schickten wir fast unser ganzes Gepäck mit dem Dampfer, um nicht zu viel im Wagen zu haben. Ich wäre gern am nächsten Morgen in aller Frühe abgefahren, um den Tag vor mir zu haben und ein wenig von dem Lande im Süden zu sehen; aber man erklärte mir, das gehe durchaus nicht. Da ich

Digitized by Google

in der Knabenschule gewesen sei, müsse ich auch die Mädchenschule besuchen; und dann wollten die Lehrer uns ebenfalls ein Frühstück geben, das wir nicht ausschlagen dürften. Unsere Reise werde dadurch nicht sehr verzögert, aber ein Frühstück müßten wir doch einmal nehmen, bevor wir wegführen. Um 12 Uhr werde es beginnen und bestimmt um ½2 Uhr zu Ende sein. An diesem Programm war nicht zu rütteln.

23. September. So besuchten wir denn um 10 Uhr die Mädchenschule, ein großes, prachtvolles Gebäude mit einer Menge Schülerinnen, deren Direktorin unsere Wirtin, Frau Kitmanow, ist. Die jungen Damen bereiteten uns einen außerordentlich freundlichen Empfang mit einer deutschen Rede, die Frau Kitmanows Töchterchen hielt, und mit Überreichung eines großen Blumenstraußes. Dann gingen wir in jede Klasse, begrüßten alle Schülerinnen und hörten, was die jungen Mädchen alles lernten: Russisch, fremde Sprachen — Französisch, Deutsch und Englisch —, Geschichte, hauptsächlich russische, Geographie, Naturwissenschaften, Rechnen usw. Sie erhielten wirklich eine gute Erziehung, und die Schule war nicht nur vorzüglich mit allen Hilfsmitteln ausgerüstet, sondern hatte auch große, luftige Zimmer.

Hierauf begab ich mich wieder ins Museum, um mir die ethnographischen Sammlungen noch einmal anzusehen. Dann mußte ich durchaus noch eine Volksschule für Knaben besuchen, die der Staat eingerichtet hatte, und hinterdrein noch eine Mädchenvolksschule, die mit Privatmitteln gegründet worden war, weil der Staat nur zur Erziehung der Knaben verpflichtet zu sein glaubt. Endlich ging es zum Frühstück in der höheren Schule. Es sollte, wie gesagt, um 12 Uhr beginnen, aber erst um 1 Uhr setzten wir uns zu Tisch, und es dauerte bis 4 Uhr. Man beeilt sich hier nicht; Sibirien ist noch ein Land, das wie an allem andern auch an Zeit Überfluß hat. Seine Bewohner können sich glücklich preisen, daß die Nervosität, die wir Europäer nur zu gut kennen, noch nicht bis zu ihnen gedrungen ist. In den zahlreichen Reden sprach sich große Begeisterung und Warmherzigkeit aus. Bei dem Frühstück lernte ich auch eine praktische Sitte kennen, die ich noch nirgends sah; wenn den Gästen die Pausen zwischen den einzelnen Gängen zu lange dauerten, gingen sie in die Korridore oder ins Nebenzimmer, zündeten sich eine Zigarette an und spazierten eine Weile herum; wür-

Digitized by Google

dige Prälaten in ihren langen Talaren und Herren und Damen standen in gemütlicher Unterhaltung, bis sie zurückkehrten und sich wieder an den Tisch setzten.

Sogar ein sibirisches Frühstück nimmt einmal ein Ende, und endlich konnten wir unsern liebenswürdigen Wirten Lebewohl sagen. Wir mußten noch einige notwendige Einkäufe in der Stadt machen, dann ging es zum „Omul", um von Kapitän, Lotsen und Mannschaft Abschied zu nehmen; den Rest des Nachmittags über wurde gepackt, während die siebente Klasse der Mädchenschule, ohne daß ich es wußte, in Frau Kitmanows Hause von 3 Uhr an vier Stunden auf mich wartete, um mir Lebewohl zu sagen und mir einen großen Blumenstrauß zu überreichen.

Um ½8 Uhr abends war endlich alles gepackt und auf dem Wagen festgeschnürt. Wir bestiegen das merkwürdige Fuhrwerk und krochen unter das Leinendach in eine Art Kalesche, worin wir ein richtiges, aus einem Strohsack und Federkissen bestehendes Bett vorfanden. Als ich mich endlich in halb liegender, halb sitzender Stellung auf diesem Lager untergebracht hatte und es mir dämmerte, daß man es hier ganz gut, jedenfalls schön warm haben könne, schob mir Frau Kitmanows freundliche Hand noch ein großes weiches Kissen unters Kreuz. Dies tat Wunder, und einen Augenblick lang glaubte ich gar nicht besser sitzen oder liegen zu können. Dann ging es fort auf die wilde Fahrt nach Krasnojarsk. Der Regen rauschte und pechfinstere Dunkelheit herrschte, als Frau Kitmanow, ihre Töchter und alle Dienstboten des Hauses uns bei flackerndem Laternenschein Lebewohl nachriefen.

Die Wege waren durch einen Regen von vier Wochen aufgeweicht und sehr uneben. Die Räder sanken stellenweise tief ein, und oft folgte Loch auf Loch, besonders bevor wir aus Jenisseisk heraus waren, und nachher in jedem Dorf, das wir durchfuhren. Wenn dann der federlose Tarantas in vollem Galopp dahinrollte, stieß er derartig, daß man glauben mußte, von Glück sagen zu können, wenn man bloß mit einigen gebrochenen Gliedern davon kam. Oft fürchtete ich für meine Zähne, und ich biß sie fest zusammen, um mich nicht in einem unbewachten Augenblick, während der Mund offenstand, durch ein Loch im Wege überrumpeln lassen. Merkwürdigerweise hielt alles; wir lagen gut und warm in unserm Tarantas, und wenn ich nicht in Fetzen zerschlagen wurde, so ver-

Digitized by Google

dankte ich das nicht zum wenigsten Frau Kitmanows Kissen; manchmal konnten wir sogar schlafen. Nach einer Weile hörte es auf zu regnen, und nun ging es rasch vorwärts.

Um den durch Umpacken beim Wagenwechsel zu befürchtenden Zeitverlust zu vermeiden, hatte Wostrotin seinen eigenen Privattarantas, und auch Loris-Melikow und ich hatten einen gemeinsamen für die ganze Reise bekommen, so daß auf jeder Poststation immer nur der Kutscher und die Pferde gewechselt zu werden brauchten.

Der Tarantas hat vier Räder. Er ist der Wagen, der in Sibirien auf Reisen am meisten benutzt wird, besonders für weite Entfernungen, wo man Tag und Nacht fahren und im Wagen schlafen muß, wenn man sein Ziel leidlich rechtzeitig erreichen will. Ein elegantes Fuhrwerk ist solch ein Tarantas gerade nicht, aber er ist stark und hier, wo unsere europäischen Wagen bald in Stücke brechen würden, gut zu gebrauchen. Federn hat er glücklicherweise nicht, denn diese wären bald zerbrochen; statt dessen tragen zwei auf den Radachsen vorn und hinten ruhende, elastische lange Stangen den Wagenkasten; aber um aushalten zu können, müssen diese Stangen dick und stark sein, und sehr viel Federkraft steckt nicht in ihnen. Räder und Achsen müssen ebenfalls sehr fest sein. Der Wagenkasten selbst hat vorn einen Bock für den gutgekleideten Kutscher, der unablässig seine Pferde anruft; hinten ist eine Art Kalesche, von der bei Regenwetter, wie jetzt, ein Leinendach nach dem Bock hingezogen wird, so daß der hintere Teil des Wagens ganz geschützt ist.

Irgendwelche Bänke zum Sitzen sind nicht vorhanden; die Fahrgäste liegen auf dem Boden so gut es eben geht. In jedem Tarantas haben zwei Personen Platz. Auf den Boden des Wagenkastens wird Stroh gelegt, darüber kommen gewöhnlich Kissen, Matratzen oder Decken, um die Stöße abzuschwächen, so daß man ein leidlich gutes Lager hat. Man deckt sich mit einer wollenen Decke oder einem Pelz zu, was man gerade hat, und wenn nicht die greuliche Erschütterung auf diesen Wegen ermüdete, wäre der Tarantas ein ideales Fuhrwerk für weite Reisen. Ich mußte daran denken, wie manches Mal ich auf einem norwegischen Karriol oder einer Stuhlkarre saß und im Halbschlummer hin und her schwankte, ohne eine erträgliche Lage zu finden. Im Tarantas kann man, wenn die Stöße nicht gar zu arg sind, ganz gut lange Zeit schlafen.

Digitized by Google

Betrunkener Tunguse.

Der Kapitän des „Omul“ verspeist den Rückenstrang eines Störs.

Digitized by Google

Blick über den Jeniſſei nach Süden.
Links das hohe Oſtufer, rechts das niedrige Weſtufer.

Sibiriſche Hauseinfahrt.

Digitized by Google

Vor das Fuhrwerk spannt man gewöhnlich drei Pferde, die Troika; aber bei „Standespersonen" wie wir war es selbstverständlich, daß bisweilen auch vierspännig gefahren wurde. Die Pferde laufen stets in einer Reihe nebeneinander her. Das Mittelpferd wird unter dem großen Holzbogen angeschirrt, der die russischen Fuhrwerke charakterisiert. An diesem Bogen ist die Gabeldeichsel befestigt, wahrscheinlich um ein Reiben an den Seiten des Pferdes zu verhüten; er ist groß und schwer und mit besonderer Sorgfalt gearbeitet, vor allem schön geschnitzt und bemalt; auch das Schellengeläut ist an ihm befestigt. Die andern Pferde werden jedes auf einer Seite des Mittelpferdes angespannt. Sie müssen hübsch seitwärts bleiben und dürfen sich nicht an das Mittelpferd herandrängen, daher halten sie während des Fahrens die Köpfe fast stets nach außen, was recht sonderbar aussieht.

Mit Ausnahme der dreizehn Stationen, auf denen die Pferde gewechselt wurden, fuhren wir ohne Aufenthalt Tag und Nacht, bis wir Krasnojarsk erreichten. Der Pferdewechsel erforderte oft eine verwünscht lange Zeit, obgleich es stets hieß, die Pferde ständen bereit, denn die Leute waren von unserm Kommen benachrichtigt worden und hatten uns erwartet. Den meisten Reisenden wird es jedoch nicht so bequem gemacht. Es ist eine Eigentümlichkeit der sibirischen Posthaltereien, daß die Stationen zwar durch die Regierung bestimmt sind, aber keine feste Fahrtaxe besteht und es dem Postkutscher unbenommen ist, dem Reisenden soviel abzufordern, wie er will, genau wie bei den Droschken in den Städten. Man muß also erst feilschen und akkordieren, bevor man sich über den Preis einigen kann, und gewöhnlich heißt es oft, es seien keine Pferde zu haben, um dann für deren Beschaffung desto mehr zu verlangen.

Wir hatten mit diesen Schwierigkeiten nicht zu kämpfen. Der Isprawnik in Jenisseisk hatte mir als einem Ausländer die große Freundlichkeit erwiesen, mir ein Schreiben mitzugeben, durch das alle Postkutscher und das übrige Personal den Befehl erhielten, uns so schnell wie irgend möglich weiter zu befördern. Wurden an einigen Stellen kleine Schwierigkeiten gemacht, wie, daß die Post gerade abgegangen und alle tauglichen Pferde in Anspruch genommen seien, so genügte gewöhnlich ein Wort Wostrotins, um alle Hindernisse zu beseitigen.

Digitized by Google

Trotzdem brauchte man auf jeder Station Geduld. Vielerlei mußte erledigt werden, bevor wir jedesmal wieder reisefertig waren. Die Räder jedes Wagens wurden abgeschraubt und sorgfältig geschmiert, was ich als unbedingt notwendig erkannte, als ich das tolle Fahren erst ausprobiert hatte. Dann mußten die Pferde gezäumt, herangeführt und vorgespannt werden. Darauf zog sich der Kutscher an und trank vielleicht auch vor der Abfahrt noch ein letztes Glas Tee — so ist es nun einmal in Sibirien, wo die Zeit keinen Wert hat.

Endlich entschließt sich der Kutscher, den Bock zu besteigen. Wir verstauen uns wieder, legen uns auf unsern Kissen und Decken zurecht, und wieder geht es auf die Landstraße hinaus.

Es ist eigentlich unbegreiflich, daß ein Fuhrwerk eine solche Fahrt aushalten kann, auch wenn die Wagen noch so widerstandsfähig und stark sind. Ein Glück, daß sie keine Federn haben; denn hätten auch die Spiralen gehalten, wir hätten es nicht können; bald wären wir in die Luft geschnellt und über den Grabenrand hinausgeschleudert worden, wenn der Wagen stoßend über die tiefen Löcher des Weges sprang. Mag der Weg eben oder voller Gruben sein, in unaufhaltsamem Galopp jagt der immer anfeuernde und schreiende Kutscher vorwärts, und der Fahrgast glaubt, daß ihm die Seele aus dem Leibe geschüttelt wird. Wenn ich daran dachte, daß wir auf diese Weise 350 Kilometer zurücklegen sollten, dann begriff ich nicht, wie meine Knochen solange würden halten können.

Aber es ist wunderbar. Man gewöhnt sich an vieles, und allmählich probte man sich Lagen aus, in denen man es einigermaßen erträglich zu haben glaubte. Als wir gegen Mitternacht an einer Station anlangten, lagen wir so behaglich, daß es uns geradezu als eine Zumutung erschien auszusteigen, um während des Pferdewechsels ein Glas Tee zu trinken. Stand man aber erst auf festem Boden, so war es unbestreitbar ein herrliches Gefühl, seine Glieder dehnen zu können, sie ein wenig zu bewegen und sich zu überzeugen, daß noch alles heil und in brauchbarem Zustand war.

In der Posthalterei wurden wir herzlich empfangen, denn die Hausfrau war zufällig früher in Wostrotins Hause Wirtschafterin gewesen, und ihre Bemühungen, es uns gemütlich zu machen, nahmen gar kein Ende. Wir traten in eine große, helle, behaglich eingerichtete Stube, wo ein Samowar auf dem Tische dampfte; die Gläser kamen schnell herein, und der Tee wurde eingeschenkt — der

Digitized by Google

herrliche russische Tee, der gerade jetzt hier mitten in der Nacht ausgezeichnet schmeckte. Und dann folgten Speisen jeder Art.

Auffallend ist es doch, daß in Sibirien die Leute bei Nacht ebensogut gelaunt zu sein scheinen wie bei Tag. Das Aufstehen fiel ihnen nicht im geringsten schwer; sie nahmen uns, wenn sie geweckt wurden, sofort gastfrei auf und hießen uns in ihrem Hause willkommen; ebensowenig machte es beim Verlangen nach frischen Pferden etwas aus, um welche Tageszeit wir anlangten. Man schien an diese Durchreisen bei Tag und bei Nacht gewöhnt zu sein. Ich mußte immer daran denken, was es bei uns in Norwegen für Schwierigkeiten macht, einen Kutscher zu erhalten, wenn man einmal in der Nacht fahren will. Wie oft stieß ich dort, wenn ich es sehr eilig hatte, auf verdrießliche Gesichter und endlose Schwierigkeiten, falls ich zur Nachtzeit ein Fuhrwerk haben wollte, und doch fallen dort alle die Bedenken weg, die in Sibirien nicht unberechtigt sind, wo bei Nacht die Wege oft genug unsicher sind, da sich dann etwas zudringliche Leute herumtreiben.

Die gute, nette Posthalterin plauderte mit uns, während wir speisten und sie hin und her ging, um uns zu bedienen. Sie gab Postrotin über das Posthaltereigeschäft Auskunft, erzählte von ihrem Leben, von Pferden und Fahrten und erkundigte sich dann aufs genaueste, wie es bei ihm zu Hause gehe und was seine Familie mache. Ich verstand von ihren Reden nur, was mir übersetzt wurde. Aber den guten, ehrlichen Ausdruck ihres Gesichts und ihre warmherzige, anheimelnde Art verstand ich ohne weiteres. Es war genau so wie bei uns in der alten Zeit, als die Dienstboten sich noch zur Familie rechneten; selbst dann, wenn sie schon lange von ihr getrennt waren, teilten sie gewöhnlich ihr ganzes Leben hindurch Freud und Leid miteinander. Ob wohl jene Einrichtung nicht besser war als die heute um sich greifende, nach der die Menschen mehr oder weniger Maschinen werden sollen, ohne Interesse aneinander, so daß die menschliche Gesellschaft um jeden Preis eingeteilt werden soll in eine Unterklasse, die bedrückt wird, und in eine Oberklasse, die bedrückt, aber beim Lichte besehen wohl ebenso bedrückt wird?

Dann kam der Abschied, und wieder ging es in die schwarze Nacht hinaus über holperige Wege, während wir, so gut wir es vermochten, zu schlummern oder zu schlafen versuchten.

Digitized by Google

24. September. Nach einigen weiteren Stationen begann es endlich über der wellenförmigen Ebene Tag zu werden. Das Land war nicht mehr so flach wie bisher, und wir sahen auffallend wenig Wald; meist lag er in weiter Ferne; um uns her dehnten sich gewöhnlich Wiesen. Die Hügel wurden immer häufiger und es gab auch nach Süden hin Höhenzüge. Hauptsächlich waren es weite, wellenförmige, fast ganz unbewaldete Ebenen, zwischen denen hier und dort angebaute Felder lagen. Dann und wann kamen Dörfer, aber die Entfernung zwischen ihnen war groß, und oft mögen die Bauern weit zu fahren haben, ehe sie ihre Felder erreichen. Gelegentlich begegneten uns Herden, oft Hunderte von Kühen, die zu jenen Dörfern gehörten.

Unaufhaltsam ging es vorwärts über jene endlosen Strecken, von einer Station zur andern, und nach jeder Station saß ein neuer Kutscher auf dem Bock; aber alle gestikulierten beim Antreiben der Pferde auf dieselbe Weise.

Die sibirischen Kutscher sind ein eigentümlicher Menschenschlag. Ihr Ehrgeiz ist, schnell vorwärtszukommen und zu zeigen, daß sie ihre Tiere regieren können. Unablässig sind sie mit ihnen beschäftigt und feuern sie in einem fort mit der Knute an. Ab und zu stoßen sie ein langgezogenes Geheul aus, das über alles Elend des Lebens zu jammern scheint. Auf einmal aber wechseln sie die Tonart und man hört muntere Zurufe. Dann folgen lange Gespräche mit den Pferden, die sie stets als nächste Verwandte anreden und denen sie alle möglichen zärtlichen Namen geben, anständige und unanständige. „Mein Töchterchen, mein Brüderchen, meine kleine Birke, meine Freundin, mein Liebchen“ usw. und bald darauf schelten sie sie wieder und nennen ihre Mutter eine Metze und noch schlimmeres.

Inzwischen ziehen die mageren, flinken Pferde aus Leibeskräften den Wagen auf den schweren, aufgeweichten Wegen, wo die Räder oft tief einsinken und der Schmutz unaufhörlich emporspritzt und uns unbarmherzig besprengt. Das Mittelpferd soll eigentlich traben, während die beiden Seitenpferde galoppieren; doch bei neuem Zuruf setzen sie sich alle zusammen in Galopp, und in toller Fahrt geht es über alle Scheußlichkeiten des Weges hin, und wir schnellen hoch in die Luft.

Die Wege zeigen, welchen Überfluß an Terrain man hier hat, denn sie sind unglaublich breit. Erstens hat der Weg selbst eine große

Digitized by Google

Breite, mindestens die doppelte einer norwegischen Landstraße, seine Anlage kostet ja nicht viel; höchstens ist so breit, wie der Weg sein soll, auf den Boden, wie er gerade war, ein wenig Kies aufgeschüttet worden. Zur Seite der Straße liegen dann Grasstreifen, auf denen geritten, gegangen oder auch gefahren wird, wenn die eigentliche Straße gar zu unwegsam geworden ist. Außerdem hat noch die Telegraphenlinie eine Straße für sich, in der alle Bäume und Sträucher niedergehauen sind und auf der man, wenn es sein muß, ebenfalls reiten und fahren kann. Alles dies zusammen gibt einen ausgedehnten Gürtel Landes, der, wenn er auch nicht überall eine richtige Straße ist, doch dem Verkehr dient.

Gegen Abend begegneten wir mehreren hundert Kühen, die nach Norden getrieben wurden. Ein Kaufmann aus Jenisseisk hatte sie im Kreise Minussinsk gekauft. Soviel ich sehen konnte, wurden sie ohne weiteres über die Wiesen getrieben und grasten, wo sie gerade waren, ohne daß ihre Treiber erst um Erlaubnis fragten; es fiel gewiß auch keinem Menschen ein, dagegen Einspruch zu erheben. In diesem ausgedehnten Land ist für alle Platz genug, und man nimmts nicht so genau, ob sich einige Herden mehr oder weniger auf den Weiden sattfressen.

Einige reitende Hirten trieben die Schar. Der eine nahm sich vorzüglich aus, als er mitten im Haufen zu Pferde sitzend sich eine Zigarette drehte, während die Kühe um ihn herum grasten. Es waren ziemlich große, kräftige Tiere; sie stammten wohl aus der Mongolei, woher in Sibirien sehr viel Vieh eingeführt wird. Aus China kommt viel Rindvieh nach Sibirien, große, fleischige Kühe, gutes Schlachtvieh, das aber wenig Milch gibt.

25. September. Im Süden erblicken wir jetzt allmählich über dem wellenförmigen Lande blaue Berge, ja wir unterscheiden sogar kleine scharfe Spitzen und Höcker im Kamm des Gebirges. Es war der nördlichste Teil der Sajanberge bei Krasnojarsk, oder besser gesagt, es ist der Gebirgsrücken von Gremjatschinsk.

Auf mehreren Stationen waren die Dorfältesten erschienen, um uns zu ehren. Diese Ältesten werden von den Bauern gewählt. Auf der vorletzten Station vor Krasnojarsk erschienen außer dem Dorfältesten auch der Isprawnik, der Vorsteher des Telegraphenamts und noch zwei oder drei Beamte des Ortes. Der Telegraphenbeamte bestellte uns vom Bürgermeister in Krasnojarsk,

Digitized by Google

wir möchten es doch so einrichten, daß wir dort bei Tag einträfen. Jetzt war es Vormittag, also nicht mehr darauf zu rechnen, daß wir vor Abend in Krasnojarsk waren; wollten wir bei Tag ankommen, so mußten wir auf der nächsten Station von 3 Uhr nachmittags an bleiben. Doch die Zeit war zu knapp; ich hatte vor der Weiterreise noch viel zu erledigen, und in Krasnojarsk erwarteten mich Briefe. Es ließ sich also nicht ändern, so ungern wir auch den Bürgern von Krasnojarsk eine Enttäuschung bereiteten; aber wir wollten uns wenigstens beeilen, möglichst früh am Abend einzutreffen.

Also fuhren wir schnellstens weiter; den größten Teil des Weges im Galopp, durch lange Strecken angebauter Felder, durch Wiesen und durch Dörfer, immer mit gleicher Geschwindigkeit; stärker als zuvor wurden wir geschüttelt, gestoßen und emporgeschnellt, am ärgsten beim Durchfahren der Ortschaften; in einem Dorfe war der Weg so unpassierbar, daß wir außen herum über die Felder fahren mußten.

Die letzte Station, die dreizehnte, verließen wir gegen ½5 Uhr nachmittags; bis Krasnojarsk hatten wir jetzt noch 37 Kilometer. Es war also die höchste Zeit, wenn wir noch vor der Nacht dort anlangen wollten. Unaufhörlich feuerte der Kutscher die Pferde mit der Peitsche an; sie stürmten im Galopp dahin, während er eigentümliche Heullaute ausstieß, die bald jämmerlich langgezogen klangen wie die eines sterbenden Hundes, bald wieder sich in ein kurzes munteres Hoi! verwandelten.

Bevor wir aus Jenisseisk abfuhren, hatten uns ein aufmerksamer, liebenswürdiger Beamter und auch andere Herren davor gewarnt, die letzte Strecke vor Krasnojarsk bei Nacht zurückzulegen, weil es auf ihr nicht geheuer sei. Durch die beim Romanow-Jubiläum gewährte Amnestie seien zwar keine politischen Verbannten frei geworden, wohl aber viele Verbrecher, die seitdem auf jener Strecke nachts die Straßen unsicher machten. Vor nicht langer Zeit sei die Post angefallen worden; die Verbrecher hätten die Pferde erschossen, den Schaffner erschlagen und die Gelder geraubt. Die Räuber sind selbstverständlich nicht festgenommen worden, was hierzulande selten geschieht. Noch vor Dunkelwerden fuhren wir am Tatorte vorbei. Es war eine öde, hügelige Gegend, die sich zu solchen Geschäften gut eignen mochte. Ein Holzkreuz sollte die Stelle bezeichnen. Solch ein Kreuz errichtet man in Sibirien stets

Digitized by Google

da, wo jemand erschlagen wurde, damit jeder Vorübergehende ein Gebet für das Seelenheil des Ermordeten spreche. Wir sahen aber weder das Kreuz, noch haben wir ein Gebet gesprochen.

Wir durften uns durch solche Geschichten keine Furcht einjagen lassen und hätten über die Möglichkeit eines Überfalls auf uns beinahe gelacht. Der Regel nach werden Fremde und Ausländer in Sibirien nicht angegriffen, weil die Räuber wohl voraussetzen, daß diese auf Reisen immer gut bewaffnet sind. Dies war bei uns gerade nicht der Fall; ich wenigstens hatte keine andere Waffe als mein Taschenmesser; die Flinte hatte ich auf dem Dampfer gelassen. Wir hätten aber über die Möglichkeit eines Überfalls keineswegs lachen sollen; denn als wir in Krasnojarsk anlangten, waren alle Stricke unseres Gepäcks hinten auf dem Wagen durchschnitten und schlenkerten hin und her. Zum Glück hatte die vorsorgliche Frau Kitmanow noch einige Säcke um unsere Sachen legen und am Wagen festmachen lassen; nur dies hatte unsere Habseligkeiten vor dem Herabfallen bewahrt. Wir hatten zwar unterwegs gemerkt, daß einige lose Stricke gegen die Räder schlugen und Lärm machten, und Loris-Melikow und ich hatten noch darüber gesprochen; aber weiter hatten wir uns nicht darum gekümmert. Es kann nicht weit hinter der alten Mordstelle gewesen sein, als uns dies Aufklatschen der losen Stricke auffiel, und es war schon sehr dunkel. Die Diebe müssen hinten auf die Wagen gesprungen sein und die Stricke durchschnitten haben, wurden dann aber wohl durch irgend jemand, der uns begegnete, erschreckt und haben schnell die Flucht ergriffen. Während der Fahrt ist es bei dem Gerüttel und Gepolter selbstverständlich unmöglich, etwas von dem, was hinten auf dem Wagen vorsich geht, zu hören oder zu merken.

Als wir uns der Stadt näherten, hatte es angefangen zu regnen. Mehrmals kamen uns reitende Kosaken entgegen, um zu sehen, wie lange es noch dauern werde, bis wir die Stadt erreichten; in Krasnojarsk wurden wir offenbar erwartet.

Endlich, gegen ½8 Uhr, nahten wir uns im Stockfinstern und bei Platzregen der Stadt. Von der Höhe aus, die wir hinabfuhren, machte ihre elektrische Beleuchtung einen prächtigen Eindruck, und bald nachher sahen wir auch hellodernde Holzstöße und Fackeln vor uns auf der Ebene. Als wir näher kamen, erblickten wir im Schein der mächtigen Holzfeuer eine große, schwarze, bewegliche Masse von

Digitized by Google

Menschen, und dann gewahrten wir eine Ehrenpforte mit russischen und norwegischen Fahnen, und dunkle Gestalten bewegten sich, Fackeln schwingend, vor den Holzstößen hin und her.

Es war gerade, als habe sich der Wagen in dem dichten Menschenschwarm, der sich unter brausenden Hurrarufen um uns drängte, festgefahren und sei zum Stillstehen gebracht worden. Wir mußten aussteigen und wurden vom Bürgermeister, vom Präsidenten der Geographischen Gesellschaft, von einem Abgesandten des Gouverneurs, der verreist war, usw. in Empfang genommen. Es gab Reden, Hurrarufen und Jubel, während der Regen herabströmte; hell leuchteten die Holzstöße und die Fackeln. Kurz, das Ganze war recht phantastisch. Seit 3 Uhr hatten all diese Menschen und gewiß noch viele andere im Regen dagestanden und uns erwartet. Das war unangenehm, aber unsere Schuld war es nicht.

Nun wurden Wostrotin und ich in einen leichten Wagen mit zwei schönen schwarzen Pferden gesetzt, während Loris-Melikow in einem andern Wagen untergebracht wurde, und im Trab ging es den Hügel hinab der Stadt zu, durch elektrisch erleuchtete Straßen nach dem prachtvollen Hause des Kaufmanns Peter Gadalow, der uns mit seiner Gattin, seiner Tochter und seinem Sohne aufs herzlichste empfing. Bei ihm sollte ich wohnen. —

So hatten wir denn das langersehnte Ziel, Krasnojarsk, erreicht, und zwar auf den Tag genau, am 25. September, was man gut getroffen nennen kann, wenn man bedenkt, wieviele tausend Kilometer wir seit unsrer Abreise aus Kristiania hatten zurücklegen müssen, und auf wie verschiedene Weise das geschehen war. Jetzt hatte ich noch drei Tage zur Verfügung, bevor ich mit Ingenieur Wourtzel ostwärts weiterreiste; aber die gastfreie Stadt hatte es sich in den Kopf gesetzt, diese Tage nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Ein so „großes Ereignis" wie unsere Ankunft mußte gefeiert werden, ja, man wünschte sogar, daß ich einen Vortrag über unsere Reise halten solle, was ich auch versprach.

Nun mußte ich mich zunächst einigermaßen in Ordnung bringen; vor allem war es herrlich, erst einmal Schmutz und Reisestaub abzuwaschen, sich umzukleiden und dann mit den beiden Kameraden von der Landstraße an einem festlich gedeckten Tisch bei meinen neuen Wirten, die gar nicht wußten, was sie uns alles zuliebe tun sollten, Platz zu nehmen. In solchen Augenblicken frage ich mich

Digitized by Google

Jenisseisk.

Digitized by Google

Berittener Hirt einer mongoliſchen Herde.

Sibiriſche Landſtraße.
Im Hintergrund die Mordſtelle.

Digitized by Google

oft: Hat das Leben wohl hellere Lichtpunkte als den der Ankunft, sei es im Zelt aus dem Schneetreiben, in der Hütte mit flackerndem Herdfeuer aus dem Nebel und Regen des Hochgebirgs oder in einem Palast wie hier nach dem langen Rütteln auf der Landstraße?

26. September. Mein erstes war die Herstellung der zum Vortrag nötigen Lichtbilder. Die meisten meiner Negative hatte ich an Bord des „Correct" und auf dem „Omul" entwickelt, wo das Badezimmer in eine Dunkelkammer für mich und Wostrotin verwandelt worden war. Einer der Konservatoren des Krasnojarsker Museums übernahm es, nach den von mir ausgesuchten Negativen Lichtbilder anzufertigen; er machte seine Sache vortrefflich. Dann mußte ich am Vormittag ein Geschäft mit photographischen Artikeln aufspüren, wo ich mir die zu meinen Apparaten nötigen Films und Platten für die Weiterreise besorgen konnte; der größte Teil meines Vorrats war schon aufgebraucht. Das ließ sich mit Wostrotins Hilfe ebenfalls leicht erledigen. Dann handelte es sich noch darum, eine Bank zu finden und dort Geld zu erheben — und schließlich folgte die notwendige Ergänzung meiner Garderobe, die nach so langer Reise nicht mehr in bestem Zustand war.

Hierauf nahm mich Wostrotin auf eine Rundfahrt mit und zeigte mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Wir sahen den Dom der Geburt Christi, der sich mit seinen hohen Türmen und den vergoldeten Kuppeln prachtvoll ausnimmt und von allen Seiten hoch über die Stadt hervorragt. Die Krasnojarsker Goldminenbesitzer begannen 1843 mit dem Bau der Kirche, aber 1849 stürzten die Gewölbe ein; der reiche Goldminenbesitzer Schtschegoliow baute sie wieder auf und ließ für über eine Million Mark innen verzieren. Wenn in Sibirien ein Reicher sich um sein Vaterland verdient machen will, läßt er eine Kirche bauen. Wir besuchten auch den Stadtpark, der als größter in ganz Sibirien gilt. Es war jetzt Herbst, und die Blumen waren verblüht, aber es gab dort Nadelbäume, Birken und andere Laubbäume, und man konnte sich sehr gut vorstellen, daß es hier im Sommer, wenn alles in voller Blüte stand, bezaubernd sein mußte. Die Stadt hat breite, schnurgerade Straßen. In den Hauptstraßen findet man einige gemauerte Häuser, aber die meisten sind aus Holz.

Krasnojarsk liegt hübsch am linken Jenisseiufer in einer Ebene, die auf beiden Seiten hohe Berge umgeben. In Westen erheben

Digitized by Google

sich an der Grenze der Stadt steil die Höhen, über die wir gestern abend gefahren waren; sie bestehen aus rotem Sandstein mit einer roten Mergelschicht, die der Stadt ihren Namen gegeben hat. „Krasno" bedeutet auf Russisch rot, aber es heißt auch „schön". Der Stadt gegenüber, auf der Ostseite des Jenissei, sind die Berge noch höher und zerrissener; zum Teil sind sie aus Eruptivgestein aufgebaut; die Abhänge bedeckt spärlicher Wald.

Eine Strecke oberhalb Krasnojarsk bricht der Jenissei durch einen Paß im Gebirge; er verschmälert sich dort stellenweise auf 300—400 Meter und strömt mit einer Geschwindigkeit von 8 und 10 Kilometer in der Stunde. Dann erweitert sich der Fluß wieder auf eine Breite von 1½ Kilometer oder noch mehr; unterhalb dieser Stelle, nach der Stadt zu, teilt er sich in zwei Arme, die hübsche, niedrige und mit Birkenwald bestandene Inseln umschließen.

Wie überall herrscht auch hier ein großer Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Wasserstand und der Wasserhöhe während des Hochwassers im Frühling und Sommer. Der Unterschied beträgt manchmal mehr als 10 Meter; dies verleiht den Ufern ihr eigentümliches Aussehen mit dem langen, kahlen, zum Wasser hinunterführenden Strand. —

Nachmittags hatte mein Wirt gute Reitpferde besorgt, da er gehört hatte, daß ich gern ein wenig die Umgegend der Stadt und ihre geologischen Verhältnisse kennen lernen möchte. Ich konnte daher mit dem jungen Sohn des Hauses einen erfrischenden Ritt über die Höhen im Westen von Krasnojarsk machen. Landeinwärts sahen wir baumlose, wellenförmige Ebenen. Das Gestein scheint meist roter Sandstein zu sein; aber, wie hier überall, ist das anstehende Gestein von dicken, losen Schichten bedeckt, die sich während langer Zeiten durch starke Verwitterung gebildet haben. Da es hier anscheinend keine Eiszeit gegeben hat, wenigstens nicht in neuerer geologischer Zeit, ist das ganze verwitterte Material liegen geblieben. Die Ebene durchschneiden vom Wasser ausgearbeitete Täler; hier und dort haben die Bäche sich in den Sandstein eingeschnitten und tiefe, schmale Schluchten darin gebildet.

Einst haben vielleicht Wälder diese Ebenen bedeckt, wenn ich auch kein Anzeichen davon gefunden habe. Dann aber ist der Wald wohl in längst entschwundenen Zeiten niedergebrannt worden, und die Ebenen haben sich in Grasboden verwandelt, der mehr oder

Digitized by Google

weniger unbenutzt daliegt; bebaute Felder waren nur unten in den Tälern zu ſehen, aber auch dort nur wenige.

27. September. Da mein Wirt dahinter gekommen war, daß ich auch gern etwas von den Bergen und dem Bau des Landes im Oſten des Jeniſſei zu ſehen wünſchte, ſorgte er von neuem für Reitpferde, und am nächſten Morgen ging es in Geſellſchaft des jungen Herrn Gadalow und des Muſeumskonſervators in aller Frühe wieder fort.

Oberhalb der Stadt führt eine etwa 900 Meter lange Eiſenbahnbrücke über den Jeniſſei; aber es gibt keine Wagen- und Fußgängerbrücke, man muß ſich daher auf einer Drahtſeilfähre überſetzen laſſen.

Der Verkehr über den großen Fluß iſt ſtark, und oft warten am Ufer ganze Reihen der verſchiedenartigſten Fuhrwerke aufs Überſetzen, beſonders wenn in Kraſnojarsk Markttag iſt, was gerade jetzt der Fall war. Man muß daher Zeit haben, wenn man mit der Fähre hinüber will.

Auch wir mußten warten. Heute war ein großer Feſttag und geſtern war Markttag geweſen, es waren alſo viele Leute unterwegs. Aber es war unterhaltend, ſich alle dieſe Menſchen anzuſehen, die geſund, heiter und zufrieden ausſahen. Jetzt zogen ſie mit Pferd und leerer Telega heim ins Dorf; Frauen und Mädchen trugen ihre beſten Stadtkleider. Sobald die vollgepfropfte Fähre an der Brücke anlegte, ging es mit Pferd und Wagen an Land, bis ſie ganz leer war, und dann ſtrömte es vom Lande her wieder in die Fähre hinein, bis ſie abermals mit Fuhrwerken, Pferden und Menſchen gefüllt war. Hierauf ſtieß ſie ab, und wir fuhren ſchnell über den Fluß, um an der andern Seite anzulegen. Aber wir landeten nur auf einer Inſel, ritten über ſie hinüber und mußten dann eine zweite Fähre beſteigen.

Endlich hatten wir das feſte Land des andern Ufers erreicht und konnten reiten, zuerſt in ſcharfem Trab ſüdwärts über die Ebene längs des Fluſſes und dann talaufwärts zwiſchen den Bergen, bis wir das Granitgebirge erreichten, das ich gern ſehen wollte.

Wenn man an den Anblick der vom Eiſe geſcheuerten, gerundeten Berge in Skandinavien gewöhnt iſt, gewähren die hier vorherrſchenden Formen ein ſeltſames Bild. Das Tal machte entſchieden den Eindruck, durch fließendes Waſſer ausgearbeitet und

Digitized by Google

nicht vom Eise gescheuert zu sein, und die zackigen, zerrissenen Bergkämme aus Granit, die das Gebirge in der Umgebung hoch überragten, ließen deutlich genug erkennen, daß das Land seit undenklichen Zeiten der Verwitterung durch Wind und Wetter, fließendes Wasser und Frost ausgesetzt war, bis nur noch die härteren Gänge als Ruinen des früher Vorhandenen stehengeblieben waren und Regenwasser, Bäche und Wind alles Gestein um sie herum fortgetragen hatten. Ich sah später noch an vielen Stellen in Sibirien und im Amurgebiet ähnliche gezackte, wildzerrissene Kämme aus Granit oder einer andern harten Gesteinsart, die das umgebende Land hoch überragten. Sie zeigen, daß es hier lange geologische Zeiten hindurch keine Eiszeit oder gar keine Gletscher gegeben haben kann, denn sonst wären sie weggescheuert worden. Den Gesteingrund um sie herum bedeckte eine dicke Schicht aus Schutt und losen Lagen, die der starken Verwitterung zuzuschreiben sind. Es gab kaum eine richtige Schutthalde mit großen Steinen unter jenen steilen Bergwänden, wie wir sie daheim ausnahmslos finden würden. Auch die Schutthalde verwittert und wird zum großen Teil mit Kies, Humus und Vegetation zugedeckt. Man sah üppigen Pflanzenwuchs auf dem Waldboden, aber im übrigen war der Wald ziemlich dünn und bestand hauptsächlich aus kleinen Bäumen, besonders aus Laubholz.

Am Nachmittag veranstalteten der Krasnojarsker Sportverein und die Schulen uns zu Ehren ein Fußballspiel auf dem Sportplatz der Stadt. In den letzten Jahren ging durch das ganze Russische Reich eine starke Sportbewegung, die sogenannte Sokolbewegung, die merkwürdigerweise von den Tschechen stammt, wo sie 1912 schon ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat. Sokol bedeutet Falke. Die Bewegung wurde durch die russische Regierung unterstützt und überall im Russischen Reiche, auch in Sibirien, haben sich Sokol-Vereine gebildet. Die russischen Schlittschuhläufer, die sich als unsere gefährlichsten Gegner im Kampf um die Weltmeisterschaft gezeigt haben, sind Mitglieder des Sokol. Wir wurden auf dem Sportplatz von der kräftigen Jugend Krasnojarsks in ihren hübschen hellen Anzügen mit großer Herzlichkeit empfangen, und es war eine Freude, ihren Eifer und ihre Gewandtheit beim Spiel zu sehen. Dann besuchten wir das vortreffliche Museum, wo uns die Angestellten und die Direktoren einen festlichen Empfang be-

Digitized by Google

reiteten. Das Museum besitzt wertvolle Sammlungen verschiedener Art, naturwissenschaftliche, archäologische, ethnographische und andere. Besonders die ethnographischen interessierten mich, vor allem die der Jenissei-Ostjaken, Tungusen, Samojeden und andern Eingeborenen, und unter Führung der tüchtigen Museumsbeamten lernte ich hier beim schwindenden Tageslicht viel Neues über die Vorgeschichte und die Gegenwart dieses Landes kennen.

28. September. Heute fand der Vortrag in der Geographischen Gesellschaft statt. Ich erzählte von unserer Reise, zeigte Lichtbilder und sprach auch über die Aussichten für einen regelmäßigen Schiffsverkehr durch das Karische Meer nach der Jenisseimündung. Wostrotin war so freundlich, wieder den Dolmetscher zu machen. Die herzliche, Interesse verratende Art und Weise, in der wir von dem gutbesetzten Saal empfangen wurden, hat mir vielleicht mehr als alles andere einen lebendigen Eindruck von der großen Bedeutung gegeben, die die Bewohner dieses Teils von Sibirien der künftigen Entwicklung einer Seeverbindung mit Europa beilegen. Es ist auch kein Wunder; trotz der Eisenbahn fühlen sie sich mit ihren wichtigsten Produkten eingeschlossen, und der Gedanke, in Zukunft diese Produkte auf dem Seewege hinaussenden zu können, scheint ihnen ein Lebensbedürfnis zu sein. Ihre großen Flüsse sind auch wie geschaffen zu einer solchen Verbindung; die Warenbeförderung flußabwärts ist außerordentlich leicht zu bewerkstelligen, und alle zeigen nach Norden auf das Eismeer als Befreiung und Ausgang. Daher nahm uns jetzt auch die Stadt so freundlich auf, nur weil wir diese Reise als Gäste mitgemacht hatten, ohne zu ahnen, daß dies etwas Verdienstliches sei.

Abends gaben uns der Bürgermeister der Stadt und die Geographische Gesellschaft ein großes Festessen; es wurden viele warm empfundene Reden gehalten, große Begeisterung herrschte, und es liefen sogar Begrüßungstelegramme aus Irkutsk und andern Teilen Sibiriens ein.

29. September. Um 5 Uhr begleiten mich meine gastfreundlichen Wirtsleute nach dem Bahnhof. Dort traf ich zu meiner Überraschung unsern Gastgeber vom Abend vorher, den liebenswürdigen Bürgermeister der Stadt, von dem ich mich erst vor ein paar Stunden verabschiedet hatte; ferner den Präsidenten der Geographischen Gesellschaft und noch viele andere, die gekommen waren,

Digitized by Google

um mir noch ein letztes Lebewohl zu sagen. Loris-Melikow und Wostrotin konnten sich noch nicht von mir trennen und wollten bis Irkutsk mitfahren; aber es waren keine Fahrkarten mehr zu bekommen, alle Plätze im Zug waren schon von Rußland her besetzt. Um 5 Uhr 35 Minuten traf der Expreßzug ein. Er war ganz beschneit, als er in den Bahnhof einfuhr, eine Erinnerung daran, daß man sich in Sibirien befand. Ingenieur Wourtzel empfing mich in seinem Salonwagen aufs herzlichste; in seiner angenehmen Gesellschaft sollte die weite Reise nach Osten durch eine mir gänzlich neue Welt beginnen. In seinem großen Wagen war Platz genug, und er forderte Wostrotin und Loris-Melikow sofort auf, soweit mitzufahren, wie sie Lust hätten.

Nun wurde von den prächtigen Bewohnern von Krasnojarsk Abschied genommen, der Zug setzte sich in Bewegung, und es ging auf dem endlosen Schienenstrang ostwärts. Nachdem wir die lange Brücke über den Jenissei hinter uns hatten, fuhren wir größtenteils durch ebenes Land, das, soviel ich beobachten konnte, meist anbaufähig war; es sah aus, als ob man dort nur zu pflügen brauche; hin und wieder bemerkten wir auch bestellte Felder. Daß man in Sibirien sogar in den am leichtesten zugänglichen Gegenden an der Eisenbahn so viel unbestellten Boden erblickt, liegt zum Teil wohl daran, daß der sibirische Bauer, wie schon erwähnt, den Boden nicht düngt und er deshalb das Feld, das er einige Jahre bis zur Erschöpfung benutzt hat, jahrelang, vielleicht zwanzig Jahre hindurch brach liegen lassen muß, ehe er es wieder bestellen kann.

Die erste größere Station war die Stadt Kansk; sie liegt am Kan, einem Nebenfluß des Jenissei, und hat gegen 10 000 Einwohner. Ihr Bürgermeister hatte sich zu unsrer Ankunft in Krasnojarsk eingefunden, um uns willkommen zu heißen; jetzt war er wieder hier auf dem Bahnhof mit einer städtischen Deputation, und während der wenigen Minuten, die der Zug hielt, wurden Ansprachen gehalten. Überall äußerte sich dasselbe lebhafte Interesse an der Seeverbindung durch das Karische Meer. Man behauptete, diese Verbindung werde mit jedem Jahr dringender notwendig.

Weiter ging es nach Osten durch dasselbe ebene, schwachwellige Land mit endlosen anbaufähigen Flächen; es war aber auch viel Wald zu sehen. Wourtzels Wagen war der letzte im Zuge, und der Salon lag ganz am Ende; er hatte hinten wie an beiden Seiten

Digitized by Google

große Fenster, so daß wir einen freien Ausblick über die Bahnlinie und nach allen Seiten hin auf die Landschaft hatten.

Im Salon wurden große Beratungen darüber abgehalten, wie sich der Schiffsverkehr zwischen Norwegen und dem Jenissei am besten sichern lasse und was zunächst zur Förderung dieses Zweckes zu tun sei. Wir erwogen die beste Verteilung drahtloser Stationen, die Aussendung geeigneter Eisfahrzeuge, um die Verbreitung des Eises im Karischen Meer zu untersuchen, die Art und Weise, wie sich Flugzeuge zur beständigen Erforschung der Eisverhältnisse dieses Meeres in Verbindung mit den drahtlosen Stationen benutzen ließen, und dergleichen mehr. Der Bau eines brauchbaren Hafens zum Löschen und Befrachten der Schiffe am Unterende des Jenissei und ebenso die Beförderung den Jenissei hinauf und hinunter wurden mit Wostrotin besprochen, der auf diesem Gebiet gut bewandert ist. Nach und nach wurde unter Wourtzels Leitung ein ganzes Programm aufgestellt. Ich mußte immerfort die Leichtigkeit bewundern, mit der er sich in alle diese ihm ganz neuen Vorschläge hineindachte und sofort ihre Vorzüge, aber auch ihre Schwächen erkannte.

Dann aber mußten wir unsere Verhandlungen einstellen, da Wourtzel als oberster Leiter des Bahnbaues im ganzen Russischen Reich die Bahnlinie besichtigen mußte. Auf einer von uns befahrenen großen Strecke ist nämlich die Bahn vollständig umgebaut worden. Die alte Linie hatte zu scharfe Kurven und konnte nicht mit der wünschenswerten Schnelligkeit befahren werden; außerdem sollte die ganze Bahn ein zweites Gleis erhalten. Der Krieg mit Japan hatte gezeigt, daß eine eingleisige Bahn für den Verkehr nicht genügte, jedenfalls nicht in Kriegszeiten.

Seit wir den „Correct" und den „Omul" verlassen und uns aufs feste Land begeben hatten, war uns auch die Möglichkeit, nochmals einen Lotsen haben zu müssen, undenkbar erschienen; aber hier waren wir genötigt, an mehreren Stellen zu halten, um einen Lotsen an Bord zu nehmen; der Untergrund der Bahnlinie war Schwankboden, und dann und wann mußte ganz langsam gefahren werden. An verschiedenen Stellen hatte es große Schwierigkeiten gemacht, den Untergrund genügend zu befestigen; beständig rutschte der Bahndamm nach den Seiten weg.

So waren wir drei Reisegefährten denn nach vielen Wechselfällen auf unsrer langen Reise, auf der wir zuerst mit der nor-

Digitized by Google

wegischen Eisenbahn und einem norwegischen Dampfer, dann mit dem „Correct“ und dem „Omul“ und schließlich mit dem Tarantas auf dem Landweg weiterbefördert worden waren, schließlich hier im Expreßzug vereinigt, der von Petersburg nach Wladiwostok, Peking und dem Stillen Ozean führt. Es ist bis zum Überdruß wiederholt worden, daß man nirgends in der Welt so gut und so bequem reise wie mit den russischen Eisenbahnen, und besonders dieser Expreßzug ist seines Komforts und Luxus wegen bekannt. Doch ich werde keinen Versuch machen, ihn zu beschreiben, schon deshalb nicht, weil ich wenig vom Zug gesehen habe, außer der langen Wanderung nach und von dem Speisewagen, um diejenigen Mahlzeiten einzunehmen, die nicht in unserm eigenen Salon serviert wurden. Ich hatte ja das Glück, die ganze Zeit über mit Ingenieur Wourtzel in seinem eigenen Wagen zu reisen, wo wir über herrliche Zimmer verfügten und nichts von den übrigen Fahrgästen sahen, ausgenommen im Speisewagen. Die Spurweite ist bekanntlich in Rußland breiter als in andern Ländern. Infolgedessen sind auch die Wagen breiter und größer, sie stoßen nicht und sind sehr geräumig. Daß ein Eisenbahnwagen ruhig und leicht fährt, ist besonders wichtig, wenn man viel zu schreiben hat; in dieser Beziehung ist für einen Reisenden in Sibirien gut gesorgt.

In diesem prächtigen Wagen hatte ich gleichsam ein Heim gefunden, und es wird mir stets eine Freude sein, an die Zeit zurückzudenken, die ich in der angenehmen, unterhaltenden Gesellschaft meines guten Freundes Wourtzel verlebte, während Sibirien wie eine ausgebreitete Landkarte an den Fenstern unserer Abteile vorbeiglitt. Während der unaufhaltsamen Fahrt nach Osten war es, als wachse man selbst und nehme allmählich einen ganz neuen Teil der Erde in sich auf. Man hatte nur das beängstigende Gefühl, daß es nicht möglich sei, all diese Eindrücke zu verdauen, zu ordnen und da unterzubringen, wohin sie gehörten. Beständig eröffneten sich neue Aussichten; aber ein Eindruck kehrte immer stärker wieder: daß unsere Erde noch Raum genug hat und daß sie einstweilen noch nicht an Übervölkerung zu leiden braucht; denn hier in Sibirien gibt es endlose Räume mit großen Möglichkeiten, die nur darauf warten, nutzbar gemacht zu werden. Und solche weite Räume erblickten wir mehr und mehr, je weiter wir fuhren und je weiter ostwärts wir gelangten.

Digitized by Google

Hof einer Poststation.

Kathedrale von Krasnojarsk.

Digitized by Google

Krasnojarsk.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Die Koloniſation und Entwicklung Sibiriens.

Es mag vielen ſeltſam erſcheinen, daß ein ackerbautreibendes Land wie Rußland Sibirien mit ſeinen faſt unerſchöpflichen Reichtümern und mit endloſen Strecken fruchtbaren Bodens 300 Jahre hindurch beſeſſen hat, ohne mehr daraus zu machen. Sehen wir von den in neuerer Zeit erlangten Landſtrecken in Zentralaſien ab, ſo läßt ſich die Volksmenge Sibiriens und der oſtaſiatiſchen Provinzen wohl auf ungefähr elf Millionen veranſchlagen. Mit andern Worten, das unermeßliche Sibirien hat eine Bevölkerung, die die dünnbevölkerte Skandinaviſche Halbinſel nur um etwa drei Millionen übertrifft, obgleich große Strecken, beſonders im ſüdlichen Sibirien, viel beſſere Lebensbedingungen bieten als der größte Teil Skandinaviens

Ein ruſſiſcher Schriftſteller, der über Sibirien und ſeine großen Ausſichten und Naturreichtümer ſchreibt, ſagt, daß die traurige Geſchichte dieſes Landes gewiſſermaßen die Anſicht ausländiſcher Forſcher über Rußland beſtätige; Rußland verſtehe zwar neue Länder zu erobern, könne ſie aber nicht koloniſieren; die Ruſſen hätten keine Anlage zu andauernder, zäher und zielbewußter Kulturarbeit. Dieſe Behauptung mag anzuzweifeln ſein; daß aber Rußland eine merkwürdige Fähigkeit beſitzt, ſich auszudehnen, muß zugegeben werden. Sein räumliches Wachstum von der Gründung des ruſſiſchen Zarenreiches in Moskau um 1500 bis auf unſere Zeit hat, mit Ausnahme des Britiſchen Reiches, kein Gegenſtück in der Weltgeſchichte. In dieſer ganzen Zeit iſt das Ruſſenreich durchſchnittlich täglich um 142, jährlich um 52000 Quadratkilometer gewachſen, alſo alle ſechs Jahre um ein Gebiet, wie das Königreich Norwegen, bis es ſeine jetzige Größe von 22600000 Quadratkilometern erreicht hat. Aber mit dem Wachstum der Volkszahl in den eroberten Provinzen iſt es bis jetzt nur langſam gegangen. In

den 300 Jahren, daß Rußland Sibirien besitzt, sind bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts (1896) von Rußland aus alles in allem vielleicht drei Millionen Menschen eingewandert. Das kleine Norwegen dagegen hat in 25 Jahren (1886—1910) 366670 Auswanderer hauptsächlich nach Amerika geschickt; die angeführte Zahl ist also für das gewaltige Rußland sehr gering.

Als Beispiel, mit wie wenig Erfolg die russische Regierung früher ihre Länder auszunutzen verstand, ist im Jahre 1909 von russischer offizieller Seite Alaska angeführt worden, das seinerzeit um 7200000 Goldrubel (23 Millionen Mark) an die Vereinigten Staaten verkauft wurde und das allein im Jahre 1905 den Amerikanern 150000000 Dollars, also 630 Millionen Mark, eingebracht haben soll. Zugleich wird darauf hingewiesen, wie die Amerikaner die Reichtümer der russischen Tschuktschenhalbinsel an der Beringstraße ausbeuten, während den Russen wenig davon zufließt.

Der Grund für die langsame Entwicklung der großen, reichen Länder in Asien ist zum Teil wohl darin zu suchen, daß bis in die letzte Zeit Rußland wenig Verständnis dafür besaß, daß man diesen Ländern helfen, daß man sie kolonisieren müsse; im Gegenteil, man sah in ihnen sogar Konkurrenten, die man nicht aufbessern, sondern lieber so ausnutzen wollte, wie sie einmal waren. Dazu kam mancherlei anderes. Das Wichtigste war, daß Sibirien eine Verbrecherkolonie war, eine Stelle, wohin man alle unruhigen und unangenehmen Elemente abschob, deren man sich in Rußland entledigen wollte. Sibirien wurde dadurch ein verrufenes Land, in das sich die Leute nicht gern freiwillig begaben. Vor dem Bau der Eisenbahnen waren selbstverständlich auch die weiten Entfernungen in jenen unermeßlichen Räumen ein großes Hindernis. Den Auswanderern ging es während der langen Reise auf den schwer zu befahrenden sibirischen Landstraßen unglaublich schlecht, und eine wirksame Verwaltung, die der Entwicklung des Landes hätte förderlich sein können, war von Petersburg aus beinahe unmöglich. Schließlich erschwerte die bis zur Regierung Alexanders II. (1861) herrschende Leibeigenschaft das Auswandern, weil russische Bauern das Land ihrer Väter nicht verlassen durften.

Merkwürdig ist, daß Rußland alljährlich große Mengen Auswanderer über das Meer nach Amerika ziehen ließ, während es in Sibirien große unbebaute Landstriche liegen hatte. In dem Jahr-

Digitized by Google

zehnt 1891—1900 zog wohl eine halbe Million Russen nach den Vereinigten Staaten, und in den folgenden sieben Jahren, von 1900 bis 1906, reisten, nur von deutschen Häfen aus, 485 850 Russen dorthin.

In letzter Zeit aber, nicht zum wenigsten nach dem Krieg mit Japan in den Jahren 1904 und 1905, haben sich die Ansichten über Sibirien und seine Entwicklung in Rußland vollständig geändert. Man sieht jetzt ein, was dort versäumt wurde und wie ungeheuer wichtig die künftige Entwicklung dieses Landes ist. Die Regierungsverordnung, daß künftig keine Verbrecher mehr dorthin verbannt werden sollen, war für Sibirien schon ein großer Schritt zu besseren Zeiten, und neuerdings, namentlich nach dem Japanischen Krieg, sind von seiten der Regierung große Anstrengungen gemacht worden, um die Kolonisation der asiatischen Provinzen zu heben. Die Summen, die durch die Regierung im Lauf der Jahre zu diesem Zweck bewilligt worden sind, zeigen den Umfang der begonnenen Arbeit. Während vor 1896 jährlich nur eine Million Rubel oder noch weniger auf diese Kolonisation verwendet wurde, stieg der Betrag von 1896 bis 1905 auf ungefähr 2 900 000 Rubel im Jahr, 1906 wurden es gegen 5 Millionen, 1907 schon 13½ Millionen, 1908 sogar 19 Millionen und 1909 22½ Millionen. Dann wuchs die Summe gleichmäßig, bis man im Jahre 1913 für 1914 über 30 Millionen bewilligt hat. Mit andern Worten, in der kurzen Zeit von 1905 bis heute hat sich dieser Betrag mehr als verzehnfacht.

Die Einwanderung aus Rußland nach Sibirien ist in letzter Zeit ähnlich gestiegen. Während, wie gesagt, in den dreihundert Jahren vor 1896 alles in allem ungefähr drei Millionen Menschen aus Rußland nach Sibirien zogen, sind von 1896 bis 1905 1 370 000 eingewandert, und von 1905 bis 1913, also seitdem die Kolonisation der asiatischen Länder der Leitung des Landwirtschaftsministeriums unterstellt wurde, haben sich wohl drei Millionen Ansiedler in Sibirien niedergelassen. Daß, wie es in dem offiziellen Bericht heißt, „eine derartige Zufuhr an neuer Kraft bereits große Bedeutung für Sibirien gehabt hat und noch größere erhalten wird", ist selbstverständlich. In den Gouvernements Tomsk und Jenisseisk hat sich die Einwohnerzahl in den Jahren 1902 bis 1912 verdoppelt. Mit amerikanischer Schnelligkeit sind dort neue Städte entstanden. Das Areal an angebautem Boden hat sich an mehreren Stellen auf das

Digitized by Google

Doppelte und Dreifache vergrößert, und die Menge neuer Produkte, die auf den Markt gebracht wurden, ist teilweise so groß geworden, daß die Wege nicht mehr genügen, sie zu befördern.

Um den Wechsel in der Einwanderung zu verstehen, beachte man folgende Ziffern: In der Zeit zwischen 1896 und dem Japanischen Krieg (1904) wechselte die Zahl der Einwanderer zwischen 100 000 und 200 000. Infolge der Aufmunterung von seiten der Regierung nahm die Einwanderung nach dem Krieg sehr zu. 1906 war das Land geschwächt, und die Einwanderung belief sich auf 216 600 Köpfe, dann aber hob sie sich sehr: 1907 betrug sie 577 000, 1908 schon 759 000, 1909 707 500, 1910 353 000, 1911 dann 226 000, 1912 wieder 259 600 und 1913 im ganzen 327 000. Der Grund der Abnahme der Einwanderung seit 1909 liegt nach den offiziellen Berichten erstens darin, daß sie in den vorhergehenden Jahren, von 1907 bis 1909, eine unverhältnismäßige Höhe erreicht hatte, nachdem sie während des Krieges und der Revolution sozusagen aufgestaut gewesen war. Dazu kommt, daß die letzten Jahre in Sibirien schlecht, in Rußland aber gut waren; die Entwicklung der Landwirtschaft und die Tätigkeit der Bauernbank zum An- und Verkauf von Gütern an die Bauern hat in den Distrikten, die am meisten Auswanderer lieferten, derart zugenommen, daß die Verhältnisse sich dort sehr gebessert haben. In dem Jahrfünft 1909—1913 sind durch die Bauernbank in jenen Auswanderungsdistrikten 30 000 Quadratkilometer Boden in die Hände der Bauern übergegangen; dies hält selbstverständlich viele Leute, die sonst ausgewandert wären, um sich in Sibirien eigenen Besitz zu verschaffen, in der Heimat zurück. Der Hauptgrund der Einschränkung der Kolonisation dürfte indessen der sein, daß sich der noch freie und leicht zugängliche Boden, der zur Bestellung einigermaßen bereit ist, in Sibirien sehr verringert hat. Die Gegenden in der Nähe der Sibirischen Eisenbahn sind schon besetzt, und mit jedem Jahr müssen die Ansiedler weiter und weiter von der Bahn fort in abgelegenere Striche ziehen, in die Taiga und in die teilweise wüstenartigen südlichen Gebiete der Kirgisensteppe. Der Boden im Altai, der dem Kaiserlichen Kabinett gehört und den der Kaiser zur Kolonisation freigegeben hat, ist schon verteilt. Früher nahm man auch viel sofort bestellbares Land von älteren Kolonisten, die zuviel hatten; doch solches Land gibt es nicht mehr viel, und der Kampf

Digitized by Google

ums Dasein in der ersten Zeit nach der Niederlassung der Ansiedler ist härter geworden. Die große Einwanderungswelle nach Sibirien, die 1908 ihren Höhepunkt erreichte, konnte sich auf dieser Höhe nicht dauernd halten; zum Teil war sie, wie erwähnt, nur durch den langen Stillstand während des Krieges und der Revolution hervorgerufen; dazu kam die Aufmunterung und Unterstützung durch die Regierung. Der Strom der Ansiedler war größer, als man aufzunehmen vorbereitet war, daher mußte ein Rückschlag erfolgen. Im Jahre 1911 war bei 226000 Einwanderern die Zahl nicht viel größer als in der Zeit von 1898 bis 1900, als sie sich jährlich auf 203000 bis 223000 Menschen belief; in den beiden letzten Jahren ist sie aber, wie wir sehen, wieder gleichmäßig gestiegen.

Wie man leicht verstehen wird, ist der Entwicklung Sibiriens die weite Entfernung der Regierung nicht zum Heil gewesen. Nach dem russischen System laufen die weitläufigen Fäden der ganzen Verwaltung in Petersburg zusammen, und die große Entfernung von den verschiedenen Teilen Sibiriens machte eine richtige Übersicht über die dortigen Verhältnisse und die dringendsten Bedürfnisse unmöglich, besonders, weil es nur Landstraßen und Flüsse als Verkehrsmittel gab. Schon allein die Postbeförderung hin und her dauerte Monate, sogar jetzt geht sie nicht schnell. Es mag auch mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein, eine so weitläufige Kolonisation in einem so ausgedehnten Land zu leiten und zu regulieren, besonders, wenn es von Petersburg aus geschehen soll, das so weit von den Gegenden entfernt ist, in denen Ansiedlung und Urbarmachung erfolgen.

Man möchte annehmen, daß eine lokale Verwaltung am erfolgreichsten das Gedeihen und die Entwicklung der einzelnen Landesteile zu fördern imstande sei. Nun haben aber wohl die sibirischen Städte kommunale Selbstverwaltung, aber nicht auch die Landdistrikte; diese stehen direkt unter der Regierung.

Infolgedessen machen sich in Rußlands sibirischer Politik zwei Richtungen geltend. Die Anhänger der einen Richtung — und das ist die Mehrzahl der Einwohner Sibiriens — halten es zum Gedeihen des Landes für unbedingt notwendig, auch den Landdistrikten eine Kommunalverwaltung, ein Semstwo, zu geben; sie wollen alle Fragen, welche die täglichen Lebensinteressen der Gemeinden betreffen, selbst entscheiden und ihre eigenen Kommunalsteuern erheben,

Digitized by Google

um Straßen anzulegen, Schulen zu bauen usw., während das jetzt alles von der Regierung geschieht, die auch alle Steuern einnimmt. Man glaubt, diese Einrichtung werde nicht nur eine Erleichterung, sondern auch eine Verbesserung sein.

Die Anhänger der andern politischen Richtung wenden dagegen ein, Sibirien habe keinen Adel und keine Großgrundbesitzer, es sei ein Bauernland, und die große Mehrzahl seiner Bewohner sei zu einer derartigen Selbstverwaltung unfähig, da nur ein Bruchteil von ihnen lesen könne; in Rußland habe eine obere Klasse die Leitung; in Sibirien seien diese Verhältnisse anders, und die Selbstverwaltung werde Sibirien nicht zum Heile gereichen. Dem gegenüber weisen die ersteren auf das Gouvernement Wiatka in Rußland hin, als Beweis dafür, daß eine derartige Selbstverwaltung ohne obere Klasse ein gutes Resultat geben könne. Wiatka hat eine ausschließlich aus Bauern bestehende Bevölkerung und ist hinsichtlich der Verwaltung und Entwicklung eines der besten Gouvernements in Rußland. Auch das Gouvernement Perm wird angeführt.

Es besteht in Sibirien sogar eine große Partei, die Homerule haben will und die Ansicht vertritt, in einem so ausgedehnten Lande wie Rußland könne eine Zentralregierung und eine Duma, die alles unter sich habe, nicht den notwendigen Überblick gewinnen und sei außerstande, sich der örtlichen Interessen der verschiedenen Landesteile in genügender Weise anzunehmen. Diese Partei verlangt daher eine eigene Duma und eigene Ortsbehörden für Sibirien, deren Aufgabe es sein müsse, alles zu erledigen, was nur Sibirien angehe und woran Rußland kein unmittelbares Interesse habe.

Die russische Regierungspartei wendet hiergegen ungefähr dasselbe ein, was die englischen Unionisten gegen Homerule in Irland anzuführen haben: Sibirien könne dadurch leicht dazu kommen, sich als selbständiges Land zu fühlen, dessen Interessen sich mit denen Rußlands nicht immer deckten; dadurch müsse das russische Einheitsgefühl gelockert und eine Schwächung des innern Verbandes des Russischen Reiches herbeigeführt werden.

Auf der andern Seite sagt man, es sei nicht anzunehmen, daß Sibirien jetzt oder in Zukunft Interessen haben könne, die in irgendeinem Punkte denen des Russischen Reiches widerstritten. Sibiriens jetzige Bevölkerung — das sei wohl zu bedenken — sei mit Ausnahme des kleinen Bruchteils Eingeborner kein besiegtes Volk gleich dem

Digitized by Google

irischen, sondern durch und durch russisch und fühle sich daher als ein unzertrennlicher Teil des Russischen Reiches. Infolgedessen werde es auch immer in einem Gegensatz zu den im Süden und Osten wohnenden asiatischen Völkern stehen. Ja, eine Selbstverwaltung mit größerem Lokalinteresse, genauerer Lokalkenntnis und freierer Handlungsfähigkeit werde die Entwicklung der östlichen Provinzen Rußlands in hohem Grade beschleunigen, und Rußlands Machtstellung im Osten werde dadurch wesentlich verstärkt.

Es ist nicht anzunehmen, daß ein politisches Programm wie dieses Aussicht hat, in naher Zukunft durchgeführt zu werden. Doch wenn in Rußland auch verschiedene Ansichten über den Entwicklungsgang herrschen, auf dem das Ziel am besten und sichersten zu erreichen ist, so sind sich doch alle Parteien darüber einig, daß man danach trachten müsse, die russische Kolonisation in Asien durch die besten verfügbaren Mittel zu fördern. Daß auch die führenden Kreise dieser Ansicht sind, ergibt sich deutlich aus dem Bericht des Landwirtschaftsministeriums über die Jahre 1909 bis 1913; darin wird unter anderm hervorgehoben, daß für jene Kolonisation zwar viel getan worden sei, aber noch nicht genug; es handele sich nun darum, durch bessere Vorbereitung der zur Kolonisierung bestimmten Landparzellen, durch Bau von Straßen, Anlage von Brunnen, Krankenhäusern, Postverbindungen usw. die begonnene Kulturarbeit in den Kolonialdistrikten energisch weiter zu entwickeln und durch Bau von Kirchen und Schulen die Aufklärungsarbeit in weiterem Umfang zu kräftigen und zu vervielfältigen. Die älteren Kolonisten müßten besser in der Landwirtschaft unterrichtet werden; daß der Bauer etwas könne sei in Sibirien ebenso notwendig wie anderwärts. „Eine künftige Besiedlung", so heißt es weiter, „müsse vorzugsweise an den Grenzen des asiatischen Rußlands konzentriert werden, indem man den Ansiedlern unter möglichster Unterstützung durch die Regierung jene Landstriche anweist. Außerdem ist es notwendig, das geplante Eisenbahnnetz Sibiriens schnellstens zur Ausführung zu bringen, besonders die südsibirische Hauptlinie durch die Kirgisensteppe. Der Bau neuer Eisenbahnen erschließt der Kolonisation neue große Felder und kräftigt die alten" usw.

Sibirien ist ein überaus reiches Land, und seine Entwicklung wird sich gewiß lohnen. An Mineralien hat es außerordentlich viele. Besonders bekannt ist sein Gold, das in immer größeren Mengen ge-

Digitized by Google

funden wird, hauptsächlich in Mittel- und Ostsibirien. Im Gouvernement Jenisseisk hat man an vielen Stellen Gold entdeckt, sowohl im mittleren Teil, wo große Mengen gewonnen wurden, wie auch im südlichen; einige Goldgruben im Gouvernement Irkutsk gelten als die reichsten in Sibirien; in Transbaikalien sind ebenfalls viele Goldbergwerke in Betrieb; im Amurgebiet hat man an den Flüssen an vielen Stellen Gold gefunden, dort sollte das reichste Goldland Sibiriens sein; im Ussuriland ist ebenfalls Gold entdeckt worden, ja sogar am Anadyr, im Norden der Halbinsel Kamtschatka. Das Gold wird in Sibirien noch großenteils mit sehr primitiven Mitteln gewonnen, oft durch bloßes Waschen mit der Hand; durch rationellen Maschinenbetrieb ließe sich der Ertrag vielfach vergrößern. Nach einer Angabe aus dem Jahre 1908 waren in Sibirien ungefähr 45000 Arbeiter beim Goldwaschen beschäftigt; ihr gesamter Jahreslohn betrug 13 bis 17 Millionen Rubel, und die Ausbeute an reinem Gold sollte damals in Sibirien — das Uralgebiet nicht mitgerechnet — jährlich mehr als 2000 Pud (32800 Kilogramm) ergeben.

Sibirien hat auch noch andere Metallschätze, Kupfer, Silber und Blei, und besonders Eisen, sie werden aber wenig verwertet. Dazu kommen an einigen Stellen noch Edelsteine und andere wertvolle Gesteine, Mineralquellen und dergleichen, was alles noch wenig ausgenutzt wird. Kohlen hat man vielerorten gefunden, zum Teil sehr gute Sorten; man glaubt, daß allein in der östlichen Küstenprovinz und auf Sachalin Kohlen genug seien, um die ganze Schiffahrt im Stillen Ozean damit zu versorgen. Aber der Betrieb der Kohlengruben in Sibirien ist noch in seinen ersten Anfängen und hat große Entwicklungsmöglichkeiten. Auf Sachalin fand man reiche Petroleumquellen, die angeblich nicht allein ganz Sibirien, sondern auch Australien versehen können. Daß Sibirien unermeßliche Wälder besitzt, habe ich wiederholt erwähnt, und daß diese in der Tat große Werte darstellen, ist selbstverständlich. Die Schwierigkeit ihrer Verwertung liegt in den Transportmitteln; dadurch sind sie an den meisten Orten augenblicklich noch fast wertlos. Aber es gibt auch, besonders im östlichen Sibirien in der Nähe des Stillen Ozeans, viele Gegenden, wo sich die Wälder schon jetzt vorteilhaft ausnutzen lassen. Daß die großen sibirischen Flüsse ertragreiche Fischerei erlauben, ist ebenfalls schon erwähnt; auch sie läßt sich noch mehr entwickeln.

Digitized by Google

Blick auf Krasnojarsk von der Westhöhe.
Im Vordergrund der junge Gadalow.

Digitized by Google

Fähre über den Jenissei bei Krasnojarsk.

Digitized by Google

Trotz alledem liegt Sibiriens unvergleichlich größter Reichtum in seinen unermeßlichen Flächen anbaufähigen und teilweise fruchtbaren Landes, das noch zum weitaus größten Teil unbenutzt oder nur schlecht ausgebeutet daliegt. Mit Recht hat man gesagt, das wahre Gold Sibiriens sei sein schwarzer Humusboden; aber eine der Hauptschwierigkeiten bei der Entwicklung des Ackerbaus lag bis zur letzten Zeit in den Verkehrsverbindungen. Vor dem Bau der Sibirischen Bahn mußte alles auf Landwegen oder Flüssen weiterbefördert werden; die Einfuhr schwererer Gegenstände, wie landwirtschaftlicher Maschinen, war fast unmöglich; ebenso schlimm war es, daß keine größere Ausfuhr des Ertrags der Landwirtschaft stattfinden konnte, und ein Landwirt leicht mit all seinem Überfluß sitzen blieb. Auch nach dem Bau der Sibirischen Bahn ist es damit schlimm bestellt. Selbst wenn die Bahnfrachten ziemlich niedrig angesetzt werden, sind sie für Produkte wie Getreide immer noch zu hoch, sobald die Entfernungen so groß sind wie in Mittelsibirien. Aus diesem Grunde sehen die Sibirier, besonders die Bewohner der Provinzen Jenisseisk und Irkutsk, die Seeverbindung durch das Karische Meer nach der Jenisseimündung als den großen Zukunftsplan an, dem dieser Teil Sibiriens sein Aufblühen verdanken wird.

Die Bewohner Sibiriens selbst zeigen ein lebhaftes Interesse an der Entwicklung ihres Landes und erkennen sehr wohl seine großen Zukunftsmöglichkeiten. Aber das Land ist infolge der Anschauung, die Jahrhunderte hindurch herrschte, in trauriger Weise vernachlässigt und in seiner Entwicklung gehemmt worden. Daher ist es noch weit hinter der Zeit zurückgeblieben. Wie wenig aber dazu gehört, um in dieser Beziehung eine vollständige Umwälzung hervorzurufen, und wie entwicklungsfähig der sibirische Bauer in Wirklichkeit ist, davon gibt Westsibirien ein gutes Beispiel.

Dort hat eine Handvoll betriebsamer, tüchtiger Dänen in wenigen Jahren durch Einführung des dänischen Molkereibetriebes und Unterweisung der Bauern in der Butterbereitung eine vollständige Umwandlung herbeigeführt, so daß die westsibirische Butterausfuhr, die vorher nicht der Rede wert war, in kaum fünfzehn Jahren zu einem Faktor auf dem Weltmarkt herangewachsen ist. Um ein Bild dieser Entwicklung zu geben, sei angeführt, daß im Jahre 1898 Sibiriens Butterausfuhr 2440000 Kilogramm betrug, im Jahre 1906 schon 48650000 Kilogramm und im Jahre

Digitized by Google

1909 sogar 140870000 Kilogramm. Jetzt fährt täglich ein Zug mit Kühlwagen, der Butter nach der Ostsee befördert, aus einer Gegend Westsibiriens so fern im Osten, wie Nowo-Nikolajewsk am Ob. Dann geht die Butter zu Schiff nach England und Paris weiter. Große früher danieberliegende Strecken sind aufgeblüht und durch diesen Betrieb wohlhabend geworden. In ähnlicher Weise können sicherlich auch andere Teile Sibiriens durch eine gute Verwaltung und das Beispiel tüchtiger Männer zu neuem Leben erwachen.

Wenn man bedenkt, welch ungeheure Arbeit mit der Regulierung einer solchen Auswanderermenge in jedem Jahr und mit der Verteilung brauchbaren Landes unter sie verknüpft ist, was, wie gesagt, von Petersburg aus geleitet wird, dann kann man sich nicht darüber wundern, daß sich oft hier und dort Mängel fühlbar machen; aber mit jedem Jahr wird es besser. Allein schon das Untersuchen, Vermessen und Parzellieren des Bodens, der an die Ansiedler verteilt werden soll, erfordert ein ganzes Heer von Feldmessern, die zu beschaffen nicht immer möglich war; in früheren Zeiten passierte es daher ziemlich oft, daß man nicht immer gleich allen Kolonisten bei ihrer Ankunft Land anweisen konnte und sie warten lassen mußte; manche, die gekommen waren, um sich Land auszusuchen, mußten wieder umkehren und hatten ihr Geld umsonst ausgegeben. Außerdem mußten Landstraßen durch die neuen Distrikte gebaut werden, es waren Eisenbahnen nötig, und an vielen Stellen hatte man für Stapelplätze mit großen Vorräten an Getreide und andern Lebensmitteln zu sorgen, damit die Ansiedler bei ihrer Ankunft und während der ersten Zeit ihrer Arbeit nicht brotlos waren. Auch mußte man auf ärztliche Hilfe und Verpflegung Kranker bedacht sein, weil leicht viele Krankheitsfälle vorkamen, wenn Leute eine so weite Reise gemacht haben und dabei oft unter nichts weniger als hygienischen Verhältnissen dicht zusammengedrängt waren. In vielen Gegenden erwies es sich auch notwendig, vor dem Eintreffen der Ansiedler Brunnen zu bohren und für Wasser zu sorgen usw.

Daß in solch unermeßlichen Ländergebieten beim besten Willen der Behörden nicht alle Ansprüche in befriedigender Weise erfüllt werden konnten, ist ohne weiteres verständlich. Die Folge war, daß, besonders in früheren Jahren, ein Teil der Ansiedler in Not geriet und nicht vorwärtskommen konnte; nachdem sie alles, was sie be-

Digitized by Google

saßen, zugesetzt hatten, waren sie oft gezwungen, wieder nach Rußland zurückzukehren. Das Los solch eines heimkehrenden Kolonisten ist nicht beneidenswert; denn als er seine Heimat in Rußland verließ, hatte er alles, was er besaß, verkauft, um sich Bargeld zu verschaffen. Dieses Geld ging unterwegs und bei dem Versuch, sich in der Fremde durchzuschlagen, drauf, und schließlich kehrte er, ganz heruntergekommen, mit leeren Händen als Bettler zurück. Nun mußte er aufs neue versuchen, sich in der Heimat durchzuarbeiten, wo es ihm vielleicht früher schon schwer genug geworden war. Durchschnittlich kehrten jedes Jahr mindestens 10 Prozent der Auswanderer zurück. Aber auch in dieser Hinsicht scheint, nach den offiziellen Berichten zu urteilen, eine wesentliche Besserung eingetreten zu sein. Danach hätte die Gesamtzahl der nach Rußland zurückkehrenden Auswanderer im Jahre 1911 ungefähr 68600 (30 Prozent) betragen, während sie sich 1912 auf etwa 32700 (13 Prozent) und 1913 auf 23000 (7 Prozent) belief, also bedeutend heruntergegangen ist; dies gilt von allen Distrikten, mit Ausnahme der Provinzen Jenisseisk und Irkutsk im Jahre 1912. Diese Ausnahme soll darauf zurückzuführen sein, daß dort die Saat durch schädliche Frühlingsregen und Spätfröste vernichtet wurde und viele der Kolonisten dadurch in Not gerieten.

Um sich dagegen zu sichern, daß die Ansiedlerfamilien unbrauchbares Land erhalten, hat die Regierung schon 1887 angeordnet, daß jede Familie ein Jahr vor ihrem Fortzug nach ihrer neuen Niederlassung einen Mann, den sogenannten Chodok, aussendet, um den Boden zu prüfen und ein geeignetes Stück Land zu wählen. Die beste Zeit zur Bodenuntersuchung ist der Frühling, von April bis Juni; viele vorsichtige Leute reisen schon im Winter hin, um sich das Leben der Kolonisten und das Land anzusehen; aber aus Furcht, andere könnten ihnen zuvorkommen, wählen sie, besonders da, wo noch wenig Land zur Verteilung vermessen ist, oft ihr Landstück schon aus, bevor der Schnee weggetaut ist, und dann kann die Bodenuntersuchung recht zweifelhaften Wert haben.

Die Ansiedler können vom Staat Darlehen erhalten, wenn ihre Parzellen nicht in günstigen Landstrichen in der Nähe der Eisenbahn liegen, sondern z. B. in der Taiga, wo sie viel Arbeit mit dem Boden haben, oder in den Steppenländern, wo Brunnen gegraben werden müssen, oder im fernen Osten. Die Vorbedingung

Digitized by Google

zur Bewilligung eines Darlehens ist, daß die Familie einen Beauftragten schickt und dieser das Land im voraus gewählt hat. Dies hat natürlich den Zweck, einer unbesonnenen, schlecht vorbereiteten Ansiedelung vorzubeugen. Die Darlehen können in ungünstigen Gegenden, sowie in den weit entfernten östlichen Provinzen, im Amurgebiet, in der Provinz Ussuri und auf Sachalin bis zu 400 Rubel betragen. In Transbaikalien belaufen sie sich, je nach Lage des ausgesuchten Terrains, auf 250 bis 400 Rubel. Im übrigen Sibirien übersteigen die Darlehen nicht 250 Rubel. Sie werden unter günstigen Bedingungen bewilligt: während der ersten fünf Jahre ist nichts zu zahlen, dann erfolgt die Abzahlung in gleichen Teilen im Lauf der nächsten zehn Jahre. In Gegenden mit schwierigen Bodenverhältnissen kann die Zahlung der zweiten Anleihehälfte erlassen werden. Ansiedlerfamilien, die niemand zur Untersuchung vorausgeschickt haben, bekommen keine Unterstützung und müssen sich darein finden, erst dann Land zu erhalten, wenn alle andern damit versorgt sind.

Die Ansiedler erfreuen sich auch anderer Erleichterungen. So sind sie in den ersten fünf Jahren nach ihrer Niederlassung von Steuern und Bodenabgaben befreit. In den nächsten fünf Jahren zahlen sie nur halbe Steuern, und erst nach zehn Jahren ebensoviel wie die alten Bewohner des Landes. Dagegen müssen sie die Gemeindeabgaben an die Mir oder Dorfschaft, wenn sie Mitglieder einer solchen sind, und an den Kreis sofort nach der Niederlassung bezahlen. Ansiedlern, die über 18 Jahre alt sind, wird drei Jahre Frist gewährt, ehe sie ihrer Wehrpflicht zu genügen brauchen; in der östlichen Küstenprovinz und in Turkestan hat jeder, der über 15 Jahre alt ist, sogar sechs Jahre Zeit, bis er sich zum Militär stellen muß.

Auch zur Hebung der Landwirtschaft ist viel getan worden. So hat man sich sehr bemüht, moderne landwirtschaftliche Maschinen einzuführen; die Regierung hält sie in Lagerhäusern vorrätig, um die Ansiedler damit versehen zu können. Im Jahre 1909 hatte die Regierung in Sibirien 64 derartige Magazine mit landwirtschaftlichen Maschinen, 1913 war ihre Anzahl schon auf 300 gestiegen. Während im Jahre 1898 landwirtschaftliche Maschinen im Wert von 211900 Rubel, im Jahre 1900 im Wert von 718200 Rubeln in Sibirien eingeführt worden waren, hat man 1906 für

Digitized by Google

ungefähr 2,6 Millionen Rubel eingeführt, 1909 für 4,6 Millionen und 1913 für 8,4 Millionen Rubel, also eine gewaltige Zunahme während dieser Jahre. Der größte Teil dieser Einfuhr geht selbstverständlich nach Westsibirien, dem wichtigsten und am besten angebauten Ackerbauland, aber auch nach den östlichen Provinzen, dem Amur- und dem Ussurigebiet.

Um ein Bild von dem Umfang der Besiedelung Sibiriens zu geben, sei angeführt, daß nach den offiziellen Berichten in den letzten fünf Jahren (1909—1913) 18 Millionen Dessätinen, also 196500 Quadratkilometer, vermessen und zur Besiedelung vergeben wurden und daß sich 350000 Familien mit ungefähr zwei Millionen Köpfen dort niedergelassen haben. Das heißt also ungefähr 40000 Quadratkilometer besiedeltes Land im Jahr, oder in acht Jahren soviel Ackerland wie ganz Norwegen an Fläche umfaßt. Dabei ist noch in Rechnung zu ziehen, daß im Laufe derselben fünf Jahre von dem Ackerland der alten Dorfschaften in Sibirien 6 Millionen Dessätinen, ungefähr 65000 Quadratkilometer, neuen Bodens ebenfalls angebaut wurden. Alles in allem demnach ein gewaltiges Gebiet, das alljährlich für die Menschheit gewonnen wird und das in diesen fünf Jahren einer Volksmenge, die fast so groß ist wie Norwegens ganze Einwohnerzahl, eine Heimat gegeben hat. In derselben Zeit wurden auch 10000 Kilometer Landstraßen gebaut usw.

In früheren Zeiten ging es bei Bemessung der an die Ansiedler zu verteilenden Parzellen sehr reichlich zu. Da sich aber herausstellte, daß ein großer Teil dieses Bodens gar nicht angebaut wurde, wurde man später sparsamer, und viel von diesem älteren Boden mußte zurückgegeben werden. Nach einem 1881 erlassenen Gesetz sollte aller älterer Landbesitz, der größer war als 15 Dessätinen für den Mann, den Dorfgemeinden wieder genommen und der Überschuß zu neuer Besiedelung verwendet werden. Nach den allgemeinen Bestimmungen soll die Verteilung an die Dorfgemeinden jetzt so vor sich gehen, daß auf jeden Mann einer Familie 8—15 Dessätinen (8,4—16,4 Hektar) Boden gerechnet werden.

Ansiedelungsland zu Gutshöfen (Einzelbesitzungen) wird in Grundstücken von 25—50 Dessätinen (27—55 Hektar) brauchbaren Bodens verteilt und jeder Familie ohne Rücksicht auf die Anzahl ihrer männlichen Mitglieder gegeben.

Nach den offiziellen Berichten ist die wirtschaftliche Lage der

Digitized by Google

Anſiedler in Sibirien bedeutend beſſer als die der Bauern in Rußland. Ihr Beſitz iſt neunmal ſo groß wie das Land, das ſie daheim beſaßen. In Sibirien hat ein gewöhnliches Anſiedlergrundſtück ungefähr 38,3 Deſſätinen (41,8 Hektar) Ackerboden, in der alten Heimat durchſchnittlich nur 4,5 Deſſätinen. In Rußland rechnet man auf ein mittelgroßes Landgrundſtück durchſchnittlich 2,4 Deſſätinen Ackerfeld und 0,6 Deſſätinen Wieſe. In Sibirien ſteigen dieſe Zahlen auf 5,4 Deſſätinen Ackerfeld und 6,1 Deſſätinen Wieſen. Durch all dieſes wird der Wohlſtand bei den Bewohnern Sibiriens bedeutend gehoben.

Bevor ein Anſiedler die Heimat verläßt, beſitzt er an Bargeld und anderer Habe durchſchnittlich zuſammen 239 Rubel, während ſein Eigentum in Sibirien auf 466 Rubel veranſchlagt werden kann. Der Anſiedler in Sibirien hat alſo nicht allein alle ſeine Ausgaben für die Reiſe uſw. gedeckt, ſondern außerdem noch das aus der Heimat mitgenommene Kapital verdoppelt. In Wirklichkeit iſt der Kapitalzuwachs noch größer, denn der Anſiedler langt durchſchnittlich mit etwa 161 Rubeln in der Taſche in ſeiner künftigen Heimat an, und nach Verlauf von elf Jahren hat ſich dieſe Summe in 466 Rubel verwandelt. Die Verhältniſſe des Anſiedlers verbeſſern ſich mit jedem Jahr, das Areal an beſtellten Feldern und Wieſen wird größer, zugleich vergrößert ſich auch der Viehbeſtand, die Zahl der Gebäude und die Menge des Arbeitsinventars, und der allgemeine Wohlſtand wächſt. Im ganzen ſtehen ſich alſo, wie es ſcheint, die Anſiedler in Sibirien, ſo bald ſie die erſten ſchweren Jahre hinter ſich haben, in der Regel ganz gut. Aber ſelbſtverſtändlich werden ſich die Lebensbedingungen dort bedeutend heben, ſobald ſich die Ausfuhr aus dem Innern Sibiriens vergrößern läßt.

Während ſich die Landwirtſchaft in Weſtſibirien in den letzten Jahren immermehr auf Molkereibetrieb und Butterproduktion gelegt hat, liefert der Ackerbau im mittleren Sibirien vor allem Getreide. Ein Land wie die Provinz Jeniſſeisk erzeugt Weizen, Roggen, Hafer, Gerſte, Flachs, Hanf, Buchweizen und Kartoffeln; daneben erntet man natürlich auch viel Heu. An Roggen und Weizen ſät man pro Deſſätine bis zu 230 Kilogramm, an Hafer 280 bis 330 Kilogramm und an Flachs 82—90 Kilogramm. Bei Roggen und Weizen gibt die Durchſchnittsernte 1150—1300 Kilogramm oder etwa 15—17 Hektoliter auf die Deſſätine, an Hafer bis zu

Digitized by Google

1640 Kilogramm oder 34 Hektoliter. Auf neubearbeitetem Boden ist der Ertrag nach größer. Beim Getreidebau sind trockene Jahre die besten, weil dann das Wachstum besser ist. In regnerischen Jahren ist das Getreide besonders auf neubestelltem Boden empfindlich, es wird oft durch die Herbstkälte geschädigt und vom Schnee zugedeckt.

Zum Vergleich seien über den Durchschnittsertrag in ganz Sibirien, in Rußland und in Norwegen nach den offiziellen Berichten, die mir das Norwegische Statistische Zentralbureau mitgeteilt hat, aus den Jahren 1906—1909 folgende Ziffern in Hektolitern angeführt. Dabei ist durchschnittlich gerechnet, daß bei Weizen auf ein Hektoliter 77 Kilogramm, bei Roggen 72 Kilogramm, bei Hafer 48 Kilogramm kommen.

	Weizen	Roggen	Hafer
	in Hektolitern		
Sibirien	9,0	9,5	16,6
Rußland	7,0	9,1	14,6
Norwegen	22,4	24,9	35,6
Nordland		15,6	25,8

Die oben angegebenen Erträge aus der Provinz Jenisseisk sind demnach viel besser als die durchschnittlichen Sibiriens, und diese stehen wieder höher als die Durchschnittserträge Rußlands, sind aber bedeutend geringer als das, was in Norwegen und sogar im Nordland, dem nördlichsten und am meisten unter der Witterung leidenden Ackerbaugebiete Norwegens, erzielt wird. Nach diesen Zahlen gäbe der Boden der Provinz Jenisseisk sowohl von Roggen und Weizen wie auch von Hafer einen fünf- bis sechsfachen Ertrag. In Norwegen lieferte der Boden in den Jahren 1906—1910 durchschnittlich an Weizen das 7,9 fache, an Roggen das 11,7 fache und an Hafer das 8 fache. Im Nordland wurde das 4,7 fache an Roggen und das 6,3 fache an Hafer geerntet. Daß Norwegens Boden auf den Hektar soviel ergiebiger ist als der Rußlands und Sibiriens, ist nicht dem Boden zuzuschreiben, der in letzteren Ländern gewiß viel besser ist, sondern der in Norwegen besser entwickelten, intensiven Landwirtschaft; wir bearbeiten und düngen den Boden verhältnismäßig gut, während man ihn in Rußland nur wenig und in Sibirien, wie wir sahen, in der Regel gar nicht düngt. Wenn der

Digitized by Google

Boden Sibiriens trotzdem im Verhältnis mehr Ertrag liefert als der Rußlands, so liegt dies daran, daß dort noch soviel neues, jungfräuliches Land vorhanden ist.

Folgende Zahlen aus den offiziellen Berichten über Sibiriens östliche Provinzen werden von Interesse sein:

Im Amurgebiet wird nur im Frühling Getreide gesät, die Wintersaat gedeiht nicht, weil der Winter zu wenig Schnee bringt und es zu kalt ist. Hauptsächlich baut man Hafer, Weizen und Roggen, aber auch Gerste und Buchweizen. Der Ertrag kann sehr verschieden ausfallen. Auf neuem Boden ist er groß; im Durchschnitt gibt der Sommerroggen 1640 Kilo auf eine Dessätine (d. h. 21 Hektoliter auf den Hektar), der Weizen 1800—1970 Kilo (21,5 bis 23,4 Hektoliter auf den Hektar), der Hafer bis zu 2460 Kilo pro Dessätine (47 Hektoliter auf den Hektar). Auf altem Ackerland vermindert sich der Ertrag um mehr als ein Viertel; der Sommerroggen gibt durchschnittlich 1230 Kilo auf die Dessätine (15,7 Hektoliter auf den Hektar), der Weizen 1310 Kilo (15,6 Hektoliter auf den Hektar) und der Hafer 1640 Kilo auf die Dessätine (31,3 Hektoliter auf den Hektar). Die Kartoffeln geben gewöhnlich guten Ertrag, durchschnittlich bis zu 16400 Kilo auf die Dessätine (15000 Kilo auf den Hektar).

In der Ussuriprovinz baut man Weizen, Sommerroggen, Buchweizen, Hirse, Erbsen, Bohnen, Mais, Hafer, Gerste, Hanf, Flachs u. a.; Winterroggen nur selten, weil es im Winter wenig Schnee gibt und er dann leicht erfriert. Man rechnet an Aussaat auf die Dessätine an Weizen ungefähr 150 Kilo, an Sommerroggen 130 Kilo, an Hafer 180—200 Kilo, an Gerste 150 Kilo, usw. Als gute Ernte gilt es, wenn die Dessätine Weizen 1640—1970 Kilo (19,5—23,4 Hektoliter auf den Hektar) bringt, der Winterroggen 1310—1470 Kilo (17—19 Hektoliter auf den Hektar) gibt, der Hafer 1970—2300 Kilo (37,6—44 Hektoliter auf den Hektar), usw. und die Kartoffeln 16400—19650 Kilo (15000—18000 Kilo auf den Hektar) geben. Eine Mittelernte dagegen wäre: an Weizen ungefähr 820—980 Kilo auf die Dessätine (9,8—11,7 Hektoliter auf den Hektar), an Winterroggen 820 Kilo (10,5 Hektoliter auf den Hektar), an Hafer 1060—1230 Kilo (17—23,4 Hektoliter auf den Hektar) und an Kartoffeln 8190—11470 Kilo pro Dessätine (7500—10500 Kilo pro Hektar).

Digitized by Google

Auf der Fähre über den Jenissei.

Digitized by Google

Nansen und Ingenieur Wourthel.

Digitized by Google

Noch ist zu erwähnen, daß in Tomsk, dem fruchtbarsten Distrikte Sibiriens, der Sommerweizen die wichtigste Getreideart ist. Die Aussaat beträgt 100—130 Kilo pro Dessätine; der Ertrag ist durchschnittlich groß, über 1150—1310 Kilo pro Dessätine (13,6—15,6 Hektoliter auf den Hektar) und in einzelnen Jahren kann er bis auf 2460 Kilo pro Dessätine oder mehr (29 Hektoliter auf den Hektar und darüber) steigen.

Wie es nach den großen Ansiedlerscharen, die in den letzten Jahren Sibirien zuströmten, nicht anders zu erwarten war, ist jetzt der größte Teil des leicht zugänglichen, anbaufähigen Bodens schon vergeben. Fragt man aber, wieviele Menschen in diesem Lande noch Platz finden könnten, so läßt sich schwerlich eine Antwort darauf finden. Bedenkt man, welch unermeßliche Räume noch unbenutzt daliegen und wie verschwindend klein die angebauten Striche im Verhältnis dazu sind, so sieht man sofort ein, daß der Vorrat an neuem Land tatsächlich unerschöpflich ist. Zwar müssen die Ansiedler jetzt zum großen Teil aus dem offenen, fast ohne weiteres kulturfähigen Grasland heraus in die Taiga ziehen, wo die Rodungsarbeit schon schwieriger ist. Aber der Waldboden ist gut und fruchtbar, und ist er erst gerodet, so hat auch dieses Land eine große Zukunft. Wieviele Millionen Menschen ein gutangebautes Sibirien wohl aufnehmen könnte, kann man nicht angeben, aber sicherlich werden es sehr viele sein.

In den letzten Jahren hat sich auch eine Zunahme der Einwanderung in die östlichen Regionen, in die Provinzen Jenisseisk und Irkutsk, und auch in Turkestan bemerkbar gemacht. Zu gleicher Zeit wurde die Einwanderung ins westliche Sibirien und ins Steppenland, die beide schon eine ziemlich starke Bevölkerung haben und wo der größte Teil des guten Bodens bereits besetzt ist, eingeschränkt. Aber bei einem intensiveren Ackerbau, als er bisher in Sibirien betrieben wurde, unterliegt es keinem Zweifel, daß auch diese Länder eine sehr viel größere Bevölkerung unterbringen können als jetzt.

Es ist, wie gesagt, eine große Aufgabe, die das russische Volk sich damit gestellt hat, daß es diese gewaltigen Strecken der Oberfläche unserer Erde für sich und für die Menschheit nutzbar machen will. Aber die Bedeutung der Kolonisation neuer Länder hat für die Zukunft eines Volkes zwei Seiten. Die eine ist die erhöhte Machtstellung nach außen hin durch Erweiterung des Gebiets und

Digitized by Google

Hebung des Wohlstands. Die andere Seite aber ist die Schwächung, die im Lande oft dadurch entstehen kann, daß dem Volke zum Vorteil der neuen Länder seine besten Kräfte entzogen werden. In einem kleinen Lande wie Norwegen, wo wir viele Jahre hindurch an viel zu großer Auswanderung litten, sind die schädlichen Folgen, die solch eine Auswanderung für das Volk in der Heimat hat, bald klar. Aber bei einem so großen Volk wie dem russischen macht es sich weniger fühlbar, und vielleicht wird sich das Verhältnis dort anders stellen. Zwar lehrt die Weltgeschichte seit der Zeit der Griechen und Römer, daß der Besitz ausgedehnter Kolonien auf die Dauer ein ziemlich zweifelhafter Vorteil für ein Volk ist. Die verstärkte Machtstellung und der vermehrte, vielleicht gar zu hohe Wohlstand wiegen auf die Dauer nicht den Verfall auf, der dadurch eintritt, daß die verhältnismäßig günstigen Lebensbedingungen in den Kolonien viele tüchtige Kräfte des Volkes dorthin locken, während die weniger tüchtigen im Lande bleiben, sich vermehren und die Rasse allmählich verschlechtern. Dies war jedenfalls einer der Gründe des Verfalls und Untergangs des mächtigen Römerreichs, und man muß wohl auch annehmen, daß Völker wie das spanische und das portugiesische durch ihre großen überseeischen Kolonien in ähnlicher Weise geschwächt wurden. Daß die Kolonien durch die beständige Entnahme guter Kräfte auch dem englischen Volk nicht zum Vorteile gereichten, ist ebenfalls möglich. Daß bei dem russischen Volk etwas ähnliches eintreten wird, ist aber doch nicht ohne weiteres anzunehmen. Erstens ist seine Volkszahl unvergleichlich viel größer, und dann ist es auch wohl zweifelhaft, ob die bisherigen Auswanderer nach Sibirien gerade seine besten Kräfte gewesen sind. Dazu kommt der vielleicht viel wichtigere Umstand, daß der größere Teil Sibiriens nicht als neues Land angesehen werden kann, sondern weit eher als eine östliche Erweiterung des eigentlichen Rußland; es ist keine Kolonie, wohl aber ein vergrößertes Vaterland, das auf seinen endlosen Ebenen noch viele Millionen der slawischen Völker aufnehmen kann.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Von Irkutsk nach Wladiwostok.

30. September. Am Tage nach unserer Abreise aus Krasnojarsk kamen wir gegen 10 Uhr morgens in Irkutsk an. Wieder großer, ehrenvoller Empfang auf dem Bahnhof, wo uns die Präsidenten des Börsenvereins, des Handelsvereins und der Geographischen Gesellschaft, Abgesandte des Generalgouverneurs und viele andere begrüßten. Es war dasselbe lebhafte Interesse an der Möglichkeit einer ständigen Seeverbindung mit der Jenisseimündung durch das Eismeer, und dieselben Hoffnungen knüpften sich an eine neue Entwicklung dieser Verbindung. Auch für Irkutsk und die ganze umliegende Gegend bis an den Baikalsee würde sie von großer Bedeutung sein. Denn auf den in diesen See mündenden Flüssen, z. B. auf der großen Selenga, und dann über den See und die Angara hinunter lassen sich Waren bis an die Jenisseimündung befördern. Allerdings hat die Angara einige Stromschnellen, doch können Leichter und Flöße sie trotzdem befahren, und man plant schon die Anlage von Schleusen neben einigen der schlimmsten Schnellen. Sie werden auch sicherlich gebaut, falls die erhoffte regelmäßige Seeverbindung durch das Karische Meer sich verwirklicht. Leider hatten wir keine Zeit, hier zu verweilen und die Stadt anzusehen, die auf der andern Seite des Flusses liegt und gegen 130000 Einwohner hat. Mit ihren Kirchen, dem Residenzpalast des Generalgouverneurs und andern Gebäuden erblickten wir sie nur in der Ferne, als wir die Angara aufwärts fuhren und sie weiter oben kreuzten. Im Gegensatz zum Jenissei und zu den Flüssen, die wir bisher in Sibirien sahen, hat die Angara merkwürdig klares Wasser, so daß man Grund in großer Tiefe sehen kann. Dies kommt daher, weil ihre Quellflüsse durch Gebirgsland gehen und weil sie

Digitized by Google

aus dem großen Gebirgssee Baikal heraustritt, dem tiefsten Landsee der Erde. So hat das Wasser genügend Zeit sich zu klären.

Endlich gelangten wir auch an den Baikal, den heiligen See, dem wir mit so großen Erwartungen entgegengesehen hatten. Die Mongolen nennen ihn Bai-kul, den reichen See, oder Dalai-Nor, den heiligen See; andere behaupten, die Mongolen und Burjaten nennen ihn Bai-gal, was „Aufenthaltsort des Feuers" bedeutet. Wir hatten viel von seiner Naturschönheit gehört. Da ihn dichter Nebel umwallte, sahen wir vorläufig von der Umgebung nichts. In Baikal, der ersten Station, in die wir kamen, war der Hafen der großen als Eisbrecher gebauten Fähre „Baikal", die ehemals die Eisenbahnzüge über den See beförderte und 1,2 Meter dickes Eis soll durchbrochen haben. Sie ist einer der größten Eisbrecher der Welt; ihr Rumpf ist vorn und hinten ähnlich gebaut wie die „Fram". Zur Winterszeit hat aber auch sie das Eis nicht bezwingen können. Zur Ausbesserung der Fähre und der Schiffe, die den Baikalsee befahren, ist im Hafen ein großes Schwimmdock erbaut. Diese Verbindung über den See hat sich im Krieg mit Japan, als unablässig große Transporte ostwärts gingen, als sehr lästig erwiesen. Im Winter legte man über das Eis ein Schienengleis. Der frühere Verkehrsminister Fürst Chilkow leitete selbst die Arbeit. Die Eisenbahnwagen wurden einzeln durch Pferde hinübergezogen; die Lokomotiven aber mußten in ihre Teile zerlegt hinübergeschafft werden, sonst wären sie für das Eis zu schwer gewesen.

Später wurde die Bahn im Süden des Baikalsees fertig; eine große Aufgabe für die Ingenieure, denn an den steilen Berghängen waren viele Schwierigkeiten zu überwinden. Von Baikal am Westufer bis Myssowaja am Ostufer des Sees ist die Bahn 244 Kilometer lang. Auf der ersten, 81 Kilometer langen Strecke, bis an die Station Kultuk am Südwestende, führt die Bahn 6½ Kilometer durch Tunnels. Auf der andern Seite des Sees waren weite Strecken des Bodens sumpfig, und obendrein mußten zahlreiche Brücken, 189 kleinere und 35 größere, gebaut werden. Dadurch wurde die Bahn sehr kostspielig; der Kilometer Bahnstrecke kostete 472 392 Mark, während z. B. die kostspieligste Eisenbahn Norwegens, die Ofotenbahn, die durch schwieriges Gebirgsgelände mit großen Steigungen geht, nur 282 250 Mark für den Kilometer und die Bergenbahn, die über das Gebirge nach der Westküste hinunterführt

Digitized by Google

und große Tunnels hat, 152400 Mark für den Kilometer erforderte. Dabei aber war die Bahn am Baikalsee nur eingleisig, und die Erfahrungen während des Krieges ergaben die Notwendigkeit einer zweigleisigen Bahn. Das veranlaßte einen vollständigen Umbau, der jetzt vor sich geht und bald fertig ist. —

Auf dieser Bahn reisen wir jetzt am Südufer des Baikalsees weiter. Allmählich verzieht sich der Nebel, wenigstens können wir die nächsten Berge sehen. Sie sind hier nicht hoch, fallen aber steil nach dem See ab, und der Zug fährt beständig durch Tunnels. Im Lauf des Tages verzieht sich der Nebel immer mehr, und die Gebirge des Südufers werden sichtbar. Sie sind höher und durch Täler zerschnitten. Frischer Schnee lag auf den Bergen, die bis zum Gipfel bewaldet sind; nur hier und da sind die höchsten Rücken kahl und nirgends sah man Schneefelder oder Gletscher.

Die Gebirge machen nicht den Eindruck des Hochgebirges und sind auch in der Regel nicht viel höher als 1800 Meter über dem Meere, also etwa 1300 Meter über dem Baikalsee. Das Chamardaban-Gebirge am Südwestufer, nach der Selenga zu, steigt bis zu 2260 Meter empor, 1800 Meter über dem See, also beinahe 300 Meter mehr, als er tief ist. Im übrigen ist die Höhe der Berge selten größer als die Tiefe des Sees. Das Gebirge hat breite Formen und ruhige Linien, es ist nicht zerhackt wie die Alpen, und selten sieht man die ersten Anfänge zu Zacken und Zähnen. Auf der Südseite des Sees folgt ein Tal dem andern, Täler mit dunklen, ernsten Tannenwäldern, die sich zwischen den Bergen aufwärtsziehen und versteckten Waldtälern bei uns in Norwegen gleichen; ein schönes Waldland, aber kalt; nur auf der andern Seite des Sees brät man in der Sonne. Auf unserer Seite ist der Erdboden zum Teil beständig gefroren, und der Wald wächst über gefrorenen Schichten. Gewöhnlich friert der See Mitte Dezember oder Anfang Januar zu, und das Eis bleibt in der Regel 4—4½ Monate. Etwa drei Monate hindurch fährt man mit Schlitten über den See.

Merkwürdigerweise deuten auch hier in diesem kalten Lande die Bergformen nicht darauf hin, daß sie durch Eis abgeschliffen worden sind, und ich konnte im Vorüberfahren keine sichere Anzeichen einer Eiszeit entdecken. Das Südwestufer des Sees zeigte auf den Bergabhängen oft hohe Steinblöcke, Zacken und Höcker.

Digitized by Google

Das scheint auf starke Erosion hinzuweisen, die nicht zum wenigsten durch den Frost und die in dieser Gegend großen Temperaturunterschiede hervorgerufen wird. Jedenfalls halte ich es für unmöglich, daß ein Gestein von diesem Aussehen in irgendwie naher geologischer Vergangenheit durch das Eis abgeschliffen worden sein könnte. Aber wenn es hier keine Eiszeit gab, so lag das durchaus nicht am Mangel niedriger Temperatur. Selbst heute ist die mittlere Jahrestemperatur am Baikalsee ungefähr einen Grad unter Null. Ingenieur Wourtzel erzählte mir, daß beim Bahnbau auf der Südseite auch der an einigen Stellen ständig gefrorene Boden Schwierigkeiten bereitet habe.

Auf unserer Fahrt beobachteten wir die schwere Arbeit, die mit dem Umbau einer eingleisigen Eisenbahn in eine zweigleisige verbunden ist. Alle Tunnels müssen verbreitert werden, ebenso der Bahnkörper selbst; oft muß er vom Rand des Sees aufwärts mit neuen Stützmauern aus Eisenbeton aufgeführt werden; an vielen Stellen, wo zu starke Kurven schnelles Fahren unmöglich machten, mußten neue Tunnels durch das Gestein gebrochen werden, und neben einer alten Brücke wurde gewöhnlich eine neue für das zweite Gleis errichtet.

Zur Seite hatten wir die ganze Zeit über den mächtigen Bergsee. Sein Flächeninhalt beträgt 34 932 Quadratkilometer. Er ist der drittgrößte Süßwassersee der Alten Welt; nur der Victoria-Njansa und der Tanganika sind noch größer. Aber er ist der tiefste Binnensee der Welt, ja die größte Vertiefung, die es überhaupt in einem der Festländer unserer Erde gibt. Seine Tiefe beträgt 1522 Meter. Er ist tiefer als selbst der Sognefjord in Norwegen, der 1260 Meter Tiefe hat, und da der Spiegel des Baikal 462 Meter über dem Meere liegt, reicht sein Grund 1060 Meter unter den Meeresspiegel. Der See ist auch merkwürdig durch seine längliche, etwas gekrümmte, an eine Mondsichel erinnernde Gestalt. Er erstreckt sich ungefähr in derselben Richtung und teilweise mit derselben Krümmung wie die weiter östlich liegenden größeren Bergketten, das Jablonnoigebirge, die Große Chingankette, die ostmandschurischen Bergkämme, das Sichota-Alin-Gebirg, ja auch die japanische Bergkette längs der japanischen Inseln und Sachalin.

Der Baikalsee ist durch ein Einsenken der Erdrinde entstanden;

Digitized by Google

dieses Einsinken ging im Lauf der Jahre durch Verwerfungen vor sich, wie sie bei Erdbeben beständig vorkommen, und noch scheinen die Umgebungen des Sees nicht zur Ruhe gekommen zu sein, denn es treten hier häufig kleine Erdbeben auf. Die Einsenkung muß zum Teil sehr alt sein, aber das Einsinken hat sicher bis in die neuere Zeit gedauert. Die Gebirge rings um den See bestehen teilweise aus Eruptivgesteinen verschiedenen Alters, Syeniten, Porphyren usw., stellenweise auch aus Basalten. Ferner findet man dort kristallinische Schiefer und Gneise, auch sedimentäre Gesteine aus dem Silur, Devon, Jura und dem Tertiär.

Da, wo sich der große Selengafluß in den See ergießt, durchquert diesen ein Unterwasserrücken, den der Flußschlamm im Lauf der Zeiten gebildet haben mag. Auch hat die Selenga weit in den See hinein ein großes Delta gebildet. Dieser Unterwasserrücken teilt das Seebecken in zwei große Vertiefungen, das größere, tiefere im nordöstlichen Teil, das kleinere im südwestlichen, der zwar auch tief ist und bis 1447 Meter hinabreicht, während die Wassertiefe über dem Sattel nur 532 Meter beträgt. Die Rinne oder das Tal, worin die Angara aus dem Baikal heraustritt, ist keine natürliche Fortsetzung der Vertiefung des Sees, sie muß vielmehr so entstanden sein: das Wasser, das jene große Mulde in der Erdrinde angefüllt hat, floß allmählich dort über, wo der Rand des Seebeckens am niedrigsten war, und dieses abfließende Wasser hat sich allmählich eine immer tiefere Rinne gegraben. Sieht man die Mündung der Angara von der entgegengesetzten Seite des Sees aus, dann erscheint sie fast wie eine in den Bergkamm geschnittene Scharte.

Der See hat eine eigentümliche Tierwelt. Auf den Inseln nisten Möwen und Reiher in Mengen, ja auch Scharben (Phalacrocorax carbo). Er hat sogar eine eigene Robbenart (Phoca baicalensis), die ursprünglich die Ringelrobbe (Phoca hispida) gewesen sein wird, die aus dem Eismeer durch den Jenissei und die Angara in den See gelangte und sich dort nach und nach so veränderte, daß sie jetzt eine eigene Art bildet. Die Burjäten, die sie „Njerp" nennen, fangen sie hauptsächlich im Frühling auf dem Eis, indem sie sie unter dem Schutz eines auf einem kleinen Schlitten befestigten Segels beschleichen. Merkwürdigerweise machen es die Eskimos fast ebenso, wenn sie auf dem Eis der grönländischen Fjorde den Ringelrobben nachstellen.

Digitized by Google

Der Baikal und die in ihn mündenden Flüsse haben viele Fische. Man betreibt hier eine eigene Störfischerei, da auch dieser Fisch im See lebt und in die Flüsse, besonders in die Selenga, hinaufgeht. Auch mehrere Arten der Lachsfamilie werden gefangen. Die wichtigsten sind der Omul und die Äsche (Thymallus Pallasii *Valenc.*) oder auf russisch Charius, was dasselbe Wort wie Harr, der norwegische Name der Äsche, zu sein scheint. Der Fischreichtum des Sees mag erstaunlich sein, weil das außerordentlich klare Wasser eigentlich nicht auf ein üppiges Planktonleben schließen läßt. Eine seltsame, dem Baikal eigentümliche Tierform ist der ungefähr 27 Zentimeter lange Tiefwasserfisch Golomjanka (Comephorus baicalensis), den man nur in über 600 Meter Tiefe findet. Die von russischen Expeditionen gesammelten Krebstiere des Baikalsees hat Professor Ossian Sars beschrieben. Sie sind dadurch merkwürdig, daß sie im Unterschied zu den meisten andern Binnenseen einen großen Artreichtum aufweisen; die Arten sind dem Baikal eigentümlich, ja es sind sogar ganze Gattungen ihm eigen, vor allem die vielen seltsamen Flohkrebse. Diese zahlreichen Formen müssen sich im See selbst entwickelt haben; auch dies weist auf das hohe Alter des Sees hin, denn die Entwicklung so vieler lokalen Arten, ja sogar ganzer Gattungen von Krebstieren, ganz abgesehen von den Fisch- und Säugetierarten, muß lange Zeit in Anspruch genommen haben.

Die Ufer des Sees steigen meist ziemlich steil aus dem Wasser auf und sind nur wenig bewohnt. Feste Ansiedlungen in größerem Umfange gibt es nur an der Selengamündung, und zwar in dem großen Delta dieses Flusses, und einige am Ufer oberhalb des Deltas und auf der Insel Olchon, außerdem am Südwestende bei Kultuk. Viele Stellen des Seeufers werden von den Eingeborenen abergläubisch betrachtet und sind Gegenstand ihrer Verehrung. Daher stammt auch wohl ihre Bezeichnung des Baikal als eines heiligen Sees. —

Unaufhaltsam sausten wir den ganzen Tag am Südufer dieses großen Sees hin, durch Tunnels und Schluchten, um Landspitzen herum und an Tälern vorüber, mit immer wechselnder schöner Aussicht. Plötzlich fuhren wir an großen Strecken niedergebrannter Wälder vorbei, die mit ihren schwarzen, kahlen und verkohlten Stämmen einen trostlosen Eindruck machten. Doch was liegt hier daran? Der Wald hat nirgends einen Wert. Meist scheint er hier

Digitized by Google

Gebirge im Südosten des Baikalsees.

Chinese in der ersten mandschurischen Eisenbahnstation.

Der Chailarfluß in der Mandschurei.
Die Berge sind baumlos, am Flusse wachsen nur wenige Birken.

Mandschurisches Haus und Hütten für chinesische Arbeiter.

Digitized by Google

Eisenbahnstation Buchedu in der Mandschurei.

Granitrücken bei der Eisenbahnstation Barim im Osten des Großen Chingan.

Typische Bergformen in der Mandschurei.

Tal am Westabhang des Kentei-Alin.

Digitized by Google

aus den gewöhnlichen sibirischen Tannen und aus Edeltannen zu bestehen, man sieht aber auch Kiefern, sibirische Zedern und Birken, an den Flüssen auch Balsampappeln, Zwergerlen u. a. An Beerensträuchern gibt es hier Himbeeren und wilde Johannisbeeren. Diese Gegend hat eine reiche, verschiedenartige Flora.

Gegen Abend gelangten wir an die Station Myssowaja am Südostufer; sie liegt der Station Baikal gerade gegenüber. Hier sollte ich mich von meinen beiden Reisegefährten Wostrotin und Loris-Melikow trennen, die mit der Fähre über den See zurück wollten, um mit dem Zug nach Irkutsk und weiter nach Krasnojarsk zu fahren. Und während wir von den Fenstern unseres Wagens noch einen letzten Blick auf sie warfen, als sie in dem abnehmenden Tageslicht zur Brücke hinuntergingen, setzten Wourtzel und ich die Reise nach Osten fort. Die Bahn begleitet noch eine Strecke weit die Ufer des Baikal, bis sie das große Delta der Selenga erreicht und dann an diesem großen Flusse talaufwärts geht.

So waren wir denn nun in Transbaikalien, das mit seinen Gebirgen und Tälern, seinen großen Flüssen zwischen den Bergen und dem überall sich ausdehnenden Wald als die schönste Provinz Sibiriens gilt. Transbaikalien liegt zwischen dem Baikalsee im Westen und dem Amurgebiet und der Mandschurei im Osten; im Süden ist die Mongolei. Es ist ein Land, das zwar reich an Gold und andern Metallen, an Mineralien und Edelsteinen, aber noch wenig ausgebeutet ist. Es hat anscheinend auch viele und wertvolle Mineralquellen. Lange Zeit war es eines der gefürchtetsten Verbannungsgebiete Sibiriens, und in seinen Bergwerken haben viele Verbannte ihr Leben hingeschleppt. Das Land ist mit Eingeborenenstämmen dünn bevölkert, hauptsächlich mit mongolischen Burjäten und im Norden mit einigen tungusischen Völkern. Da es als Verbannungsgebiet sehr in Verruf stand, hat seine Besiedelung mit russischen Kolonisten große Schwierigkeiten gemacht. Sein Flächeninhalt beträgt 613268 Quadratkilometer; im Jahre 1911 belief sich die Einwohnerzahl auf 869000 Köpfe, darunter 591000 Russen. Hier gibt es sehr viele Chinesen, zu denen insbesonders die Arbeiter in den Goldminen gehören.

Im größten Teil Transbaikaliens ist der Boden beständig gefroren. Ein andrer eigentümlicher Zug ist, daß unter der unbedeutenden Schneedecke im Winter Flüsse und Seen häufig bis auf

Digitized by Google

den Grund gefrieren. Die mittlere Jahrestemperatur wechselt zwischen 1 und 4 Grad unter Null; der Winter ist sehr kalt, der Januar hat eine Durchschnittstemperatur von 20 bis 28 Grad unter Null; andrerseits ist der Sommer sehr warm, die mittlere Temperatur des Juli beträgt zwischen 15 und 20 Grad; da dies bei der Bearbeitung des Bodens das Wichtigste ist, sind die Vorbedingungen für Ackerbau und Viehzucht an vielen Orten trotz des gefrorenen Bodens ganz gut. Freilich gibt es hier wenig Niederschläge (nur 200 bis 300 Millimeter), aber sie fallen hauptsächlich in den Sommermonaten. Der Boden ist an vielen Stellen sehr gut, besonders in der durch ihre schwarze Erde ausgezeichneten sogenannten Waldsteppe, das heißt in den mit Grasland untermischten Wäldern. —

Während wir talaufwärts fahren, ist es ganz dunkel geworden, und wir können von der Umgebung nichts mehr sehen. Bei der Stadt Werchne Udinsk, von wo aus Verbindung mit der Karawanenstraße südwärts nach der Mongolei und China besteht, lassen wir die Selenga hinter uns, die Bahn begleitet eine Strecke weit den Nebenfluß Uda und wendet sich dann zu den Abhängen des Jablonnoigebirges, des „Apfelgebirges", einer Bergkette, die auch Stanowoi genannt wird.

1. Oktober. In der Nacht kamen wir an den Eisenwerken von Petrowsk vorüber, die dem kaiserlichen Kabinett gehören; viele Gefangene haben hier schwere Zeiten verlebt. Hierhin wurden einige verbannt, die sich an der Meuterei beteiligt hatten, die bei der Thronbesteigung Kaiser Nikolaus I., am 14. Dezember 1825, ausgebrochen war. Mit unerbittlicher Härte wurden sie zur Zwangsarbeit angehalten. Es waren die sogenannten „Dezembristen". Zuerst waren sie nach Tschita verbannt worden, dann kamen sie hierher. Aus besonderer kaiserlicher Gnade durften die Gattinnen der Verbannten von Tschita mit hierher ziehen. Unter ihnen befanden sich die Fürstinnen Trubetzkoi und Wolkonski und mehrere andere vornehme Damen, die hier viele Jahre in ihren Privathäusern wohnten, während ihre Männer im Gefängnis lebten und in den Eisenwerken arbeiteten. —

Von Petrowsk fährt die Bahn talaufwärts am Chilok, einem Nebenfluß der Selenga, und nun erreichen wir den höchsten Kamm des eigentlichen Jablonnoigebirges. Hier sehen wir fast nur

Digitized by Google

Kiefern, was auf magern Sandboden ſchließen läßt; es ſind keine großen Bäume, und ſie ſtehen auch nicht dicht. Das ewig gefrorene Erdreich zwingt ſogar die Wurzeln der Kiefern, ſich oberflächlich wagerecht nach allen Seiten auszubreiten. Daher haben die Bäume keine Widerſtandskraft gegen den Wind, und da ſie außerdem ſo wenig dicht ſtehen, kann der Sturm ſie gut packen, und er wirft oft große Strecken dieſer Wälder nieder; dabei ragen die geſpreizten Wurzeln meiſt ebenſo hoch wie die Bäume ſelbſt in die Luft empor. Der Boden iſt dürr, es gibt wenig Niederſchläge, und auf dem magern Kies liegt nur eine dünne Humusſchicht. Da der Untergrund gefroren iſt, ſo ergeben ſich in dieſer Gegend nicht gerade gute Vorbedingungen für die Landwirtſchaft. Man ſieht hier auch keine bebauten Felder; ſelbſt die Eingeborenen finden hier keine Exiſtenz. Die Landſchaft, die wir jetzt durchreiſen, bietet daher wenig Abwechſlung; die Berge ſind niedrige, wellenförmige und einförmige Rücken, die nur dünner niedriger Wald bedeckt.

Zwiſchen den Stationen Sachando und Jablonowaja führt die Bahn in 1090 Meter Höhe, etwa 600 Meter über dem Baikalſee, über eine Vertiefung im höchſten Kamm des Jablonnoigebirges; es iſt der höchſte Punkt der ganzen ſibiriſchen und transbaikaliſchen Bahn. Wir befinden uns hier auf einer Waſſerſcheide; auf der einen Seite der Chilokfluß, der ſich in die Selenga und mit ihr in den Baikal ergießt, worauf ſein Waſſer durch die Angara in den Jeniſſei geht, auf der andern fließt das Waſſer der in den Amur ſtrömenden Ingoda zu. Unmittelbar nördlich von uns — wir können noch dorthin ſehen — entſpringen auch die Quellen des Witim, der in die Lena mündet. Hier iſt alſo die Waſſerſcheide zwiſchen Jeniſſei und Lena auf der einen und dem Amur auf der andern Seite, alſo auch zwiſchen dem Eismeer und dem Stillen Ozean.

Auf der andern Seite der Waſſerſcheide geht es ſchnell wieder abwärts. Die niedrigen Rücken ſind überall mit dünnem Wald bedeckt. Weiter bergab tritt zwiſchendurch etwas Wieſenland auf, aber Äcker ſind noch immer nicht zu ſehen. Erſt im Oſten der Station Jablonowaja zeigen ſich hier und dort Getreidefelder zwiſchen den Wieſen. Es iſt ein weites, flaches und wellenförmiges Land.

Bei der Stadt Tſchita, die in einem ausgedehnten Grasland liegt, ſahen wir hin und wieder bebauten Boden und grüne, be-

Digitized by Google

ſtellte Acker. Tſchita iſt die wichtigſte Stadt dieſer Gegend und die Hauptſtadt von Transbaikalien. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war ſie eine Koſakenſtation mit einigen hundert Menſchen. Das kleine Dorf veränderte ſich aber gänzlich, als im Jahre 1825 die „Dezembriſten“ zuerſt hierher verbannt wurden und ſich hier ihre Gefängniſſe ſelbſt errichten mußten, während ſich ihre Gattinen in der „Damskaja“, der Damenſtraße, die noch heute ſo heißt, eigene Häuſer bauen ließen. Nach der Volkszählung vom Ende der neunziger Jahre hatte die Stadt ungefähr 11500 Einwohner, aber ſie iſt in den letzten Jahren, beſonders ſeit dem Kriege, gewaltig gewachſen, und ihre Einwohnerzahl ſoll jetzt zwiſchen 70000 und 80000 betragen. Die Stadt hat eine hübſche Lage in der Ebene, wo ſich der kleine Nebenfluß Tſchita in die Ingoda ergießt. Letztere bildet mit dem Onon zuſammen den Fluß Schilka, der mit dem Argun den Amur bildet. Bei hohem Waſſerſtand können kleine Dampfer bis Tſchita hinauffahren, während flußabwärts Flöße verkehren; ſo hat man hier dank dem mächtigen Amur ſogar Verbindung mit dem Stillen Ozean.

Eine Strecke weit fuhren wir mit der Bahn an der Ingoda entlang. Auch hier fiel mir auf, daß das rechte Flußufer, wenigſtens teilweiſe, höhere Rücken und ſchroffere Abhänge hat als das linke. Das Land iſt ſtellenweiſe etwas angebaut, aber verhältnismäßig ſehr wenig.

Hinter der Station Karimskaja, ungefähr 100 Kilometer öſtlich von Tſchita, teilt ſich die Eiſenbahn in zwei Linien; die eine geht oſtwärts längs des Fluſſes nach der jetzt im Bau befindlichen Amurbahn und nach Srjetensk an der Schilka, von wo aus Dampferverbindung den Amur hinab beſteht, während die andere, der wir folgten, auf einer eiſernen Brücke die Ingoda überſchreitet, ſüdoſtwärts nach der Mandſchurei geht und die Oſtchineſiſche Bahn bildet. Jenſeits der Ingoda führt die Bahn mit ſtarker Steigung zur Waſſerſcheide zwiſchen dieſem Fluß und der ſich in den Onon ergießenden Aga hinauf. Die Steigung iſt hier 16 Meter auf den Kilometer, doppelt ſoviel als ſonſt auf der Sibiriſchen Bahn üblich iſt. Wir brauchten daher eine Hilfslokomotive bis zur Kammhöhe hinauf, und es ging langſam vorwärts. Überall, wo nicht die Birken ihn verdrängt haben, ſteht Kiefernwald; aber überall haben auch Waldbrände ihre Spuren hinterlaſſen. Schwarze, teilweiſe

Digitized by Google

abgehauene Baumstümpfe sind stehengeblieben, und nun wächst der Birkenwald als erster wieder heran. Im Frühling und Vorsommer ist es sehr trocken, so daß ein Waldbrand leicht um sich greifen kann; hat er erst einmal angefangen, so kann er in diesen Gebieten wochenlang weiterbrennen. Aber das hat nicht viel zu bedeuten, denn auch hier hat der Wald nur den Wert, daß er Feuerung für die Lokomotive liefert, wozu meist Birkenholz benutzt wird.

Auf der ganzen Reise arbeitete Ingenieur Wourtzel unablässig. Auf den Stationen hatten sich seine Ingenieure eingefunden, um in unserm Wagen mitzufahren, wo sie ihren Bericht über die Arbeit auf den Bahnstrecken erstatteten und Wourtzel Telegramme und Schriftstücke diktierte. Von Tschita an begleiteten uns wieder zwei Ingenieure, die den Bau des westlichen Teils der Amurbahn leiteten und außer ihnen, wie gewöhnlich, ein Sekretär mit einer Schreibmaschine. Das Fertiggebaute wurde besprochen und Pläne zu künftiger Arbeit gefaßt, Kostenanschläge aufgestellt und neue Vorschläge niedergeschrieben. Von all diesem Russischen verstand ich kein Wort, nur die Geldsummen, die genannt wurden, begriff ich; es handelte sich stets um so und soviel Millionen Rubel, die man noch brauchte. Wie wir daheim die Summen in so und soviele Tausende abrunden, rundet man sie hier in Millionen ab. Der Sekretär hatte tüchtig zu tun; die Schreibmaschine klapperte unablässig Tag und Nacht. Dann mußten die Schreiben kuvertiert und nach Petersburg auf die Post gegeben werden.

Wenn Wourtzel nicht an Kostenanschlägen und Plänen arbeitete, mußte er sich ans Fenster setzen, um den Bahnkörper, Steigungen, Kurven und Stützmauern zu studieren. Kein Fehler — sei er auch noch so klein — entging seinem geübten Auge, und sofort wurde er gerügt. Jetzt aber wurde er arbeitsfrei, denn wir waren auf das Gebiet der Ostchinesischen Bahn gelangt, deren Arbeiten nicht unter seiner Oberleitung stehen. Übrigens hat auf der ganzen Welt außer Wourtzel kein Mann die direkte Leitung solch unermeßlicher Strecken im Bau befindlicher Eisenbahnen unter sich. Er sagte mir einmal, wieviel tausend Kilometer es seien, aber ich kann mich darauf nicht mehr recht besinnen und wage daher keine Zahl zu wiederholen; aber groß war sie, und das muß sie auch sein, da sie alles umfaßt, was innerhalb des ganzen Russischen Reiches gebaut wird.

Digitized by Google

Die Mandschurei.

2. Oktober. So sind wir denn in China, dem Reiche des Himmels — während der letzten Nacht überschritten wir die Grenze — aber sehr himmlisch sieht es hier wahrhaftig nicht aus! Ein sonderbarer Eindruck, als ich heute in der Frühe das Fenster öffnete. Braune, wellenförmige Grasflächen mit niedrigen, kahlen Höhenzügen ringsumher. Wenn das Gras nicht gewesen wäre, hätte das sehr wohl die Wüste Gobi sein können. Nirgends ein Anzeichen menschlicher Behausungen, weder Baum noch Strauch, nur braunes, dürres Gras. So bleibt es, wie auch der Horizont wechseln mag. Ein Fluß schlängelt sich durch die Ebene, es ist der Chailar. An seinen Ufern wachsen etliche Sträucher und Weidenbüsche, auch wohl eine vereinzelte Birke. Aber noch keine Hütte, kein Mensch. Ein ödes Land — nicht einmal Spuren menschlicher Tätigkeit, mit Ausnahme dieser Eisenbahn, deren Schienenstrang sich durch die braune Ebene zieht. Der Fluß fließt in der uns entgegengesetzten Richtung; er strömt dem Argun und mit diesem dem Amur zu.

Wir befinden uns hier auf dem Hochlande Kulunbuir, in ungefähr 610 Meter Höhe über dem Meere. Es ist eine Fortsetzung der mongolischen Hochebene mit den weiten Steppen im Süden und Westen und erstreckt sich weit nordwärts und nach Transbaikalien hinein. Man könnte in Zweifel sein, ob wir hier in der Mongolei oder in der Mandschurei seien, denn die Landschaft ähnelt mehr den Vorstellungen, die wir uns von der Mongolei zu machen pflegen; aber in politischer Hinsicht befinden wir uns jetzt innerhalb der mandschurischen Grenzen. Ich dachte, es müsse hier entsetzlich trocken sein, da die Landrücken gar keinen Wald, nicht einmal Bäume hatten; wir waren ja nicht weit von der Gobi entfernt, und diese Steppen bilden die unmittelbare Fortsetzung der Wüste; aber da war ja Wasser genug in dem Flusse, und nach und nach zeigten sich sogar Sümpfe und große Teiche auf der Ebene. Woran kann das also liegen? Ist es in einzelnen Jahreszeiten hier zu trocken? Nicht weit nach Süden hin ist der Boden ziemlich salzig, und die Seen enthalten bitteres, salzhaltiges Wasser.

Endlich fuhren wir an einigen niedrigen Häusern vorüber, sie waren für die Bahnwärter bestimmt. Sie sind aus Steinen gemauert, denn Bauholz gibt es hier nicht. An den Abhängen der umliegenden Höhenrücken sieht hin und wieder anstehendes Gestein

Digitized by Google

aus der braunen dürren Grasdecke hervor; meist aber ist alles Gestein durch tiefe, lose Schichten verwitterten Materials zugedeckt. In diesem Klima, das so große Temperaturunterschiede zeigt und kalte Winter hat, scheint die Verwitterung schnell vor sich zu gehen; aber infolge der Geringfügigkeit der Niederschläge und der Flachheit des Landes wird wenig Material fortgeführt.

Weiter ostwärts trugen hier und dort die Höhen ein wenig Birkenwald, aber er steht auffallend dünn, nur dann und wann ein Baum, und die Bäume sind klein. Auf einigen Stationen sahen wir große Mengen aufgestapelter Birkenholzscheiter. Die Lokomotiven werden meist mit Holz geheizt; man hat zwar Kohlen in diesen Gegenden gefunden, aber sie sind schlecht. —

Immer und immer wieder ein und dasselbe nackte Grasland! Wir fahren mit schwacher Steigung auf dem westlichen Abhang der Großen Chingan-Kette aufwärts.

Von der Hochebene der Mongolei und dem etwa 600 Meter über dem Meere liegenden Hochlande Kulunbuir im Westen und von der mit der östlichen Gobi zusammenhängenden niedrigeren Ebene im Osten, die bei Zizikar etwa 150 Meter hoch ist, bauen sich die umfangreichen, aber niedrigen Bergmassen der Großen Chingan-Kette langsam und flach auf. Das Gebirge erreicht, soviel man weiß, keine größeren Höhen als 1100 bis 1200 Meter und hat keine Schneeberge. Die Abhänge sind überall langgestreckt und flach, mit niedrigen wellenförmigen Landrücken; auch die Kämme zeigen Wellenlinien und ragen nicht hoch über dem Grund der flachen Täler empor.

Hier und dort gewahren wir jetzt vereinzelte Heuschober auf den Ebenen zwischen den Bergen; immerhin ein schwaches Zeichen menschlichen Lebens. Der Boden sieht an manchen Stellen schwarz und fett aus; er muß gut und fruchtbar sein und reicht auch tief, oft über einen Meter hinab, wie man an den Gräben längs der Bahn sehen kann. Es scheint, als ob hier nur gepflügt zu werden brauche. Aber nirgendwo Menschen! Übrigens hat die nördliche Mandschurei ein strenges Klima. Die mittlere Jahrestemperatur ist unter 2 Grad unter Null, und zur Winterszeit soll die Temperatur bis auf mehr als 50 Grad Kälte heruntergehen können. Die mittlere Temperatur des Januar beträgt ungefähr 26 Grad unter Null. Der Sommer aber ist warm; im Juli ist die Durch-

Digitized by Google

ſchnittstemperatur über 20 Grad und das iſt ja beim Ackerbau das Wichtigſte. Das Klima hat auch noch den Vorzug, daß die Niederſchläge, wenn ſie auch nur gering ſind, hauptſächlich im Sommer infolge der dann herrſchenden Süd- und Südoſtwinde eintreten. Die Regenzeit beginnt meiſt im Juli. Im Winter dagegen fällt wenig Schnee, weil dann meiſtens Nord- und Nordweſtwinde wehen. Es kommt wohl auch die Zeit, daß dieſe großen Landſtriche mit ihrem Steppenboden von Menſchen bebaut und bewohnt werden, aber auch jetzt tut es wohl, ſolchen Reichtum an Land zu erblicken; noch haben die Menſchen überreichlich Platz auf unſerer kleinen Erde.

Auf den Stationen traf ich die erſten Chineſen. Sie trugen alle ihren Zopf und ſahen vorzüglich aus, große, ſtattliche und kräftige Geſtalten mit geſundem, zufriedenem Geſichtsausdruck. Man erhielt unwillkürlich den Eindruck, daß man hier vor einer Raſſe ſtehe, die noch eine Zukunft hat. Übrigens war es merkwürdig, welch großen Unterſchied die chineſiſchen Geſichtstypen zeigten; einige waren länglich und ſchmal, die meiſten aber breiter und runder. Es muß eine ſehr gemiſchte Raſſe ſein.

Da hier und dort an den Abhängen der Täler zwar unanſehnliche Birken wachſen, aber nur längs der Bäche, ſcheint es auf dieſer Steppe und dieſen kahlen Landrücken wirklich trocken zu ſein; dies muß auch der Grund ſein, warum trotz des Fluſſes und der Teiche der Baumwuchs fehlt, ſonſt würden die Birken wohl auch an andern Stellen wachſen können. —

Langſam ſteigen wir höher, zum Kamm des Großen Chingan hinauf. Hier ſtehen die Birken ein wenig dichter, aber ſie ſind klein, mit nur vereinzelten größeren Bäumen dazwiſchen, und noch immer iſt der Wald auffallend licht, von einem zum andern Buſch oder Baum iſt einen oder zwei Meter Abſtand und gar kein Unterholz, nur die nackte, mit Gras beſtandene Erde. Andere Bäume als Birken ſind nicht zu ſehen, nur eine einzige niedrige Lärche, die vielleicht einen Meter hoch ſein mochte, ſah ich in einem Graben neben dem Bahndamm.

Nun geht es in den durch den Kamm des Großen Chingan führenden drei Kilometer langen Tunnel hinein. Kommt man auf der andern Seite wieder heraus, ſo ſieht man mit Erſtaunen, daß ſich die Natur mit einem Schlag verändert hat. Das Gebirge fällt ſchroff ab, die Täler ſind völlig entwickelt, und der Birkenwald

Digitized by Google

Chineſe in einer Eiſenbahnſtation.

Digitized by Google

Chineſen auf dem Bahnſteig.

Eiſenbahnſtation Pogranitſchnaja an der Grenze der Mandſchurei und des Uſſurigebiets.

Digitized by Google

ist stark mit strauchartigen Zwergeichen untermischt, die als Dickicht den ganzen Berghang bedecken. Hier und dort stehen sogar einige höhere Eichen, Steineichen. Weiter abwärts sah ich auch viele Baumstümpfe im lichten Birkenwald; hier müssen Nadelbäume gestanden haben, aber jetzt waren sie schwarz und niedergebrannt. Also auch hier muß es große Nadelwälder gegeben haben, die durch Feuer vernichtet wurden.

Die Schwierigkeit des jähen Abstiegs vom Kamm des Großen Chingan wird durch eine hübsche Leistung des Bahnbaus überwunden. Der Bahnkörper macht unten im Tal eine große Schleife, kommt zurück und geht unter sich selber durch. Weiterhin dehnt sich wieder dasselbe braune, öde Grasland nach Osten, wie auf der Westseite des Großen Chingan, obwohl wir schon auf der nächsten Station, in Buchedu, ein paar bestellte grüne Felder erblickten, die selbstverständlich Chinesen, also tüchtigen Landwirten, gehörten. Hier war auch ein typisches chinesisches Dorf. Haus an Haus dicht zusammengedrängt und ein hoher Zaun ringsherum, daß ja alles hübsch beisammen bleibt und aller Schmutz sich zwischen den Häusern ansammelt. Daneben lag als Gegensatz ein russisches Dorf; es schien sich so weit wie nur möglich auf der Ebene ausdehnen zu wollen. Und warum auch nicht? Es ist ja Raum genug da! Russische Soldaten und Offiziere liegen hier in Garnison; das Dorf ist eine russische Militärstation, wie es viele an dieser Bahn gibt; das Militär soll den Bahnkörper vor böswilliger Beschädigung schützen und die Verbindung mit dem russischen Osten sichern.

Noch immer dasselbe nackte Grasland mit dünnem, niedrigem Birken- und Eichenwald auf den Höhenrücken, und lange Strecken ohne alle Anzeichen von Besiedelung; gelegentlich einmal einige Kühe und Pferde, ja sogar eine Schafherde. Auch hier ist das Gebirge niedrig, wellenförmig und eintönig, und die Landschaft bietet wenig Abwechslung. Auffallend wenig Gestein tritt zutage, obgleich die Abhänge oft steil genug sind. In der Regel ist alles mit einer Schicht losen Materials bedeckt, worin oft große Steinblöcke locker liegen. Es hat manchmal große Ähnlichkeit mit einer Grundmoräne, ist aber durch starke Verwitterung entstanden, die einen Teil des Gesteins in feinen Kies und Sand verwandelt hat, während andre Teile als große Blöcke liegen geblieben sind. Dringt man bis aufs anstehende Gestein hinab, wie in einigen Bahngräben, so sieht man,

Digitized by Google

daß es oben ſchon ganz uneben iſt und große Blöcke in den Schutt hinaufragen; es gibt keine beſtimmten Grenzen zwiſchen dem anſtehenden Geſtein und dem auf ihm ruhenden loſen Material. Meiſt bedeckt noch eine dicke Humusſchicht den Schutt.

Bei der Station Barim, der zweiten, in der wir auf der Oſtſeite des Großen Chingan hielten, überragten hohe Kämme und Blöcke aus Granit den Landrücken über dem Tal, und auf den Hängen lagen Mengen großer abgeſtürzter Blöcke. Dieſe zackigen Kämme aus härterem Geſtein ſtehen wie alte Ruinen da und ſind, wie ſchon geſagt, ein guter Maßſtab der Kraft, mit der die Verwitterung den Boden aus weniger feſtem Geſtein um ſie herum zerſtört hat. Sie zeigen, daß es auch hier lange geologiſche Zeiten hindurch keine Eiszeit mit Gletſcherdecken gegeben haben kann.

Auch Barim iſt eine ruſſiſche Militärſtation mit langen niedrigen Häuſern für Soldaten und Offiziere. Im übrigen fuhren wir den ganzen Tag durch dasſelbe öde Land mit immer gleicher brauner Grasebene, die mit kleinen Bäumen und Sträuchern ſchwach beſtanden war, und immer gleichen kahlen braunen Höhen ringsumher. Einzelne Häuſer an der Bahn, für die Eiſenbahner — ſonſt immer noch nichts von Beſiedelung! Dieſes öde Steppenland hat eine unermeßliche Ausdehnung, viele hundert Kilometer weit erſtreckt es ſich nach allen Seiten hin und geht im Weſten über die Große Chingan-Kette hinüber und bis tief in die Mongolei hinein. Während im Weſten, wo die Sonne in Glut getaucht untergeht, das Chingan-Gebirge verſchwindet, werden die Höhen um uns her immer niedriger, und bald umgibt uns eine vollſtändig flache Ebene, die ſich weit nach Oſten erſtreckt, bis über Charbin hinaus. Wir ſind in der Nähe der Nordgrenze der öſtlichen Gobiwüſte und fahren an der Grenze der Mongolei entlang.

Es war geplant, daß Ingenieur Wourtzel nach Chabarowsk fahren und dort ein paar Tage bleiben ſollte, um mit dem Generalgouverneur zu ſprechen, ehe die Reiſe durch das Amurgebiet weiterging. Er ſchlug mir deshalb vor, inzwiſchen nach Wladiwoſtok zu fahren, um mir dieſe Stadt anzuſehen; dazu hatte ich auch große Luſt. Da ich aber kein Ruſſiſch verſtand, hatte er an die Direktion der Oſtchineſiſchen Bahn in Charbin telegraphiert, ob ſie ihm nicht jemand verſchaffen könnten, der Deutſch oder Engliſch ſpreche und mich nach Wladiwoſtok begleiten könne.

Digitized by Google

3. Oktober. Um 2 Uhr morgens langten wir endlich mit drei Stunden Verspätung in Charbin an. Der Chef der Ostchinesischen Bahn, ein russischer General, war auf dem Bahnhof gewesen, um uns zu begrüßen; da er aber nicht aufs ungewisse bis in die Nacht hinein dort hatte warten können, empfing uns Baron Harald von Hoiningen-Huene in seinem Auftrag. Der Baron stammte aus Estland und sprach Deutsch als Muttersprache; er teilte mir mit, daß er beauftragt sei, mich nach Wladiwostok und so weit ich wünschte zu begleiten. Er war gerade vor zwei Tagen von einer längeren Europareise zurückgekehrt, als der General ihn telephonisch gefragt hatte, ob er mit mir fahren wolle; er war sofort dazu bereit gewesen. Das ist russische Gastfreundschaft! Einen besseren, unterhaltenderen Reisegefährten hätte ich gar nicht finden können.

An den Achsen unseres Wagens war irgend etwas in Unordnung, so daß auf den Vorschlag des Zugführers beschlossen wurde, ihn hier zu lassen, damit der Schaden ausgebessert werden könne. Ingenieur Wourtzel wollte uns in dem Zug zwei gewöhnliche Abteile zur Weiterreise reservieren lassen; aber sofort ließ die Direktion einen ganz neuen Wagen ankuppeln, der uns, so lange wir seiner bedurften, völlig zur Verfügung stehen sollte. Ich muß sagen, daß man in diesem Lande außerordentlich gut behandelt wird.

Wir erfuhren jetzt, daß der Generalgouverneur von Chabarowsk nach Wladiwostok gereist sei, und da Wourtzel ihn treffen mußte, beschloß er, sich mit uns nach Wladiwostok zu begeben; so fuhren wir denn in unserm neuen Wagen zusammen weiter.

Als ich am Morgen beim Erwachen aus dem Fenster schaute, befanden wir uns in einem Tal mit zerrissenen, unebenen Gebirgskämmen auf beiden Seiten und einer Menge auf den Hängen und im Talgrund verstreuter Blöcke; auch der Fluß lief durch sie hindurch. Wir fuhren auf dem letzten, nach Osten hin liegenden Abhang der Bergkette Tschang-kwan-tsai-lin (Schao-bo-schan). Über das Gebirge selbst, das ich gern gesehen hätte, waren wir leider schon hinüber; der Baron versicherte, es habe große Wälder und die Natur dort sei schön; ich habe große Wälder in diesen Gebieten nicht gesehen, nur eine einsame, einförmige Natur ohne viel Abwechslung in den Formen. Der Wald bedeckt weite Strecken der westlichen Abhänge des Tschang-kwan-tsai-lin und besteht, abgesehen von Lärchen, großenteils aus Zedern, wie mir Baron Huene mitteilte.

Digitized by Google

Man schlägt in diesen Wäldern viel Zedernholz, das mit der Bahn nach Wladiwostok gebracht und von dort aus verschifft wird. In den Wäldern liegen mehrere Sägewerke. Sie gehören der großen Wladiwostoker Firma Skidalski, die alljährlich für mehr als eine Million Rubel Zedernholz ausführt. Die Zeder ist, wie schon erwähnt, eine wertvolle Holzart; trotzdem ist es erstaunlich, daß bei dem langen Transport, zuerst mit der Bahn nach der Küste und dann den weiten Weg übers Meer, der Handel damit wirklich lohnend ist. Die Bahnstrecke allein ist wenigstens 400 Kilometer lang.

Bald geht es hinab nach dem Flachlande am Mutan, einem Nebenfluß des Sungari; auch hier sehen wir teilweise dasselbe braune Grasland, wie vorher mit wellenförmigen Höhenzügen, die entweder ganz kahl oder mit spärlichem Buschwald bestanden sind, hauptsächlich mit Zwergeichen und nur wenigen größeren Bäumen einer Steineichenart dazwischen. Doch je weiter wir kommen, desto mehr angebautes Land zeigt sich. Da und dort gibt es Ackerfelder, Kohl, Gemüse, Hirse und Bohnen, auch Heuschober. Hier wohnen Chinesen, die ebenso betriebsame wie tüchtige Landwirte sind.

Welche Bedeutung besitzt solch eine Eisenbahn für den Anbau des Landes! Vorher war dieses ganze Steppenland fast unbewohnt und ohne Anbau. Nach dem Bahnbau und besonders in den letzten Jahren, seit 1906, haben sich hier viele ackerbautreibende Chinesen angesiedelt; es findet eine umfangreiche Ausfuhr der ölreichen Sojabohne und verschiedener Getreidearten statt; auch eine bedeutende Zuckerindustrie soll entstanden sein. Ein breiter Streifen Landes zu beiden Seiten des Bahnkörpers wurde den Russen von der chinesischen Regierung überlassen. Deshalb müssen sich die Chinesen seitwärts hinter diesen Streifen ansiedeln. Hier aber machen sie allmählich den ganzen Boden urbar, und die chinesische Regierung beschützt diese Kolonisation sehr. Zwischen diesem Streifen kultivierten Landes an der Bahn und den angebauten Gegenden der Mandschurei im Süden liegen große Flächen unbenutzten und fast ganz unbewohnten Steppenlandes, ebenso im Norden bis zum Sungari und zum Amur.

Immer wieder fahren wir an brennenden Wäldern vorbei, wo dichter Rauch über weiten Strecken liegt. Daher ist der Wald hier so selten, er brennt beständig nieder. Das Gras in den Tälern wird alljährlich zweimal, im Herbst und im Frühling, angezündet, damit

Digitized by Google

es nicht das Hervorsprießen neuen grünen Grases im Frühling hindere. Wenn dabei auch der Wald auf den Hängen Feuer fängt, was tut das? Es kann dort wochenlang brennen, ohne daß jemand dem Feuer Halt gebieten könnte oder auch nur wollte.

Wir fahren über die breite Talebene des Mutan zwischen dem Tschang-kwan-tsai-lin im Westen und dem Gebirgsrücken Kentei-alin im Osten. Noch sehen wir hinter uns im Westen Berge und Gipfel; einige scheinen sehr hoch, können es aber kaum sein, denn selbst der höchste Berg der ganzen Mandschurei, der Vulkan Peikto-schan an der koreanischen Grenze, ist nicht höher als 2440 Meter. Von der Ebene geht es mit starker Steigung, ungefähr 15 Meter auf ein Kilometer, in vielen Windungen nach dem Kamm des Kentei-alin hinauf, dann ebenso auf der andern Seite wieder hinunter. Droben auf dem Kentei-alin sahen wir an einigen Stellen in der Nähe der Bahn Tannenwald und einige Lärchen. Der Wald war aber nicht umfangreich, sehr licht und zum großen Teil abgebrannt. An der Bahn wird sich der Wald überhaupt nicht halten können. Einerseits setzen ihn Funken aus der Lokomotive oft in Brand, denn da diese mit Holz geheizt wird, gibt es einen unaufhörlichen Funkenregen, der das dürre Gras leicht anzündet; andrerseits braucht die Bahn das Holz zum Bau, zur Befestigung des Bahndamms und zum Heizen der Lokomotiven; daher müssen selbstverständlich die in nächster Nähe der Bahnlinie liegenden Wälder bald verschwinden. —

Nach dem Abstieg zu einem neuen Fluß, dem in den Ussuri mündenden Muren, hinunter, kam am Nachmittag ein neuer Aufstieg mit noch mehr Windungen auf den Kamm der Bergkette Lauju-ling, der uns an die Grenze zwischen der Mandschurei und der russischen Ussuriprovinz brachte.

Baron von Hoiningen-Huene, der seit vielen Jahren an der Mandschurischen Bahn angestellt ist und besonders die Oberaufsicht über die Holzlieferungen und das Abholzen für die Eisenbahn hat, ist von Amtswegen viel in diesen Gegenden umhergereist; er hat mir viel Interessantes über dieses Land mitgeteilt. Die einzige Kultur, die man in früheren Jahren hier antreffen konnte, war die des in China verbotenen Opiums. Sie wurde tief drinnen in den Wäldern in aller Heimlichkeit betrieben. Wenn man auf der Jagd hoch hinauf in die einsamen Waldgegenden auf den Berg-

Digitized by Google

abhängen kam, stieß man plötzlich in versteckten Waldtälern auf Felder mit dem giftigen roten Mohn, aus dem das Opium gewonnen wird. Nur ein schmaler Pfad führte durch den Wald dorthin. Hier hatten sich Chinesen zum Anbau der Giftpflanze angesiedelt, um das Verbot der chinesischen Regierung zu umgehen; hier stellten sie das Opium her, um es dann, gut versteckt in ihren hohlen Bambusstöcken, in die Städte zu bringen, hauptsächlich nach Charbin, wo sie es trotz der chinesischen Polizisten und Zollbeamten zu verkaufen verstanden. Wer konnte auch ihren Stöcken den gefährlichen Inhalt ansehen? Das strenge Verbot machte den Verkauf außerordentlich einträglich.

In den großen Wäldern droben im Gebirge war Baron Huene oft mit Räuberbanden der gefürchteten Chunchusen zusammengetroffen; aber er hatte sie immer als nette, umgängliche Menschen kennen gelernt. Diese Banden bestehen meist aus Leuten, die sich irgendwie mit der Gesellschaft überworfen haben. Ursprünglich waren sie zum Teil Goldwäscher, meinte Baron Huene, die ohne behördliche Erlaubnis an den Flüssen dieser abseits liegenden Gegenden heimlich Gold wuschen und der chinesischen Regierung die vorgeschriebene Abgabe nicht zahlten. Das wurde allmählich ruchbar, und sie wurden in die Wälder hinaufgetrieben, wo sie aus Mangel an anderm Unterhalt sich auf Räuberei legten; neue Verbrecher, die das freie Leben liebten, schlossen sich ihnen dann an. Jetzt haben sie ein regelrechtes Besteuerungssystem organisiert. Sie wissen ganz genau, wieviel jeder Mann in ihrer Gegend ungefähr verdient, und folglich auch, welche Abgabe sich von jedem einzelnen erpressen läßt, ohne daß er dadurch zugrunde gerichtet wird. Soviel müssen die Einwohner an die Chunchusen zahlen, um von ihnen in Frieden gelassen zu werden. An den Staat zahlt man hier keine Steuern; daher finden die Chunchusen, daß sie dieses Geschäft mit Vorteil übernehmen könnten. Das tun sie denn auch aufs nachdrücklichste. Die große Firma Skidalski in Wladiwostok, die auf diesen Bergen Zedern zur Ausfuhr schlagen läßt und hier acht Dampfsägemühlen hat, muß, wie der Baron erzählt, im nächsten Jahr den Chunchusen 20000 Rubel zahlen. Tut sie es nicht, so wird ihren Aufsehern der Kopf abgeschnitten, wie es schon einmal geschah, als der Tribut nicht rechtzeitig erlegt wurde. Reisende Kaufleute müssen ansehnliche Summen bezahlen, um mit heiler Haut davonzukommen. Wer

Digitized by Google

nicht zahlt, wird gefangen und kann zwischen Lösegeld und Gehängtwerden wählen. Wer bezahlt, ist vor jeglicher Unbill geschützt. Das Verfahren ist einfach und reell; es ist ebenso organisiert wie in Europa zurzeit des Mittelalters.

Die Chunchusen wohnen hoch droben im Gebirge in den Wäldern in befestigten Lagern, und man kann nur schwer zu ihnen gelangen, da sie oberhalb des dichten, im Sommer vollkommen undurchdringlichen Urwaldes hausen. Zum Lager hinauf führen durch den Urwald schmale Fußpfade, die sie selbst anlegen und nur sie allein kennen. Der Wald ist eine Wildnis aus Sümpfen und Dickichten, und Schlingpflanzen bilden ein dichtes Geflecht zwischen den Stämmen. Eine dieser Schlingpflanzen soll eine wilde Feige sein, die leidlich genießbare Früchte trägt.

Die Chunchusen sammeln sich im Frühling und betreiben den ganzen Sommer hindurch ihr Geschäft; sie bleiben aber nicht, bis der Schnee kommt, da man sie zu leicht in ihren Spuren verfolgen kann. Sie gehen dann auseinander, und die im Laufe des Sommers gefüllte Kasse wird geteilt. Mit ihrem Gewinn kehren sie nach China, nach Tschifu, Peking oder sonst wohin, zurück und verleben den Winter als friedliche Arbeiter oder verzehren ihr Geld als reiche Leute, um gleich den Zugvögeln im Frühling wieder zu verschwinden und sich in den Wäldern zu sammeln. Das Jahr nach dem Kriege zwischen Rußland und Japan war für sie besonders gut; man brauchte damals in den vom Krieg verheerten Gegenden so viele Waren und deshalb befanden sich viele Kaufleute unterwegs. Als man im Herbst die Kasse teilte, fielen jedem Räuber 400 Rubel zu.

Baron Huene geriet einmal in ein Lager, wo 900 Mann untergebracht waren. Ein solches Lager ist gut befestigt, und jeder Mann ist mit einem Mannlichergewehr und einer Browningpistole bewaffnet. Man hatte den Baron gebeten, sich zu einer diplomatischen Unterhandlung bei ihnen einzustellen. Er begab sich hin, und die Räuber stellten ihm vor, wie unsinnig kostspielig es der russischen Regierung werde, die vielen Soldaten an der Eisenbahn zu erhalten. Sie hätten sich die Sache überlegt und seien erbötig, die ganze Überwachung gegen eine angemessene jährliche Vergütung zu übernehmen, was entschieden viel wohlfeiler sei; sie glaubten auch, die Bewachung ebensogut ausführen zu können wie die Soldaten.

Digitized by Google

Ihr Anerbieten wurde nicht angenommen; die Regierung zog es doch vor, ihre Soldaten dort zu lassen, wo sie vor allem notwendig sind, um die Bahn vor den Chunchusenbanden zu sichern.

Es erscheint seltsam, daß heutzutage ein solches Räuberwesen Jahr für Jahr bestehen kann; aber die chinesische Regierung macht keine wirksamen Versuche, ihm zu steuern; sie hat jetzt auch kein so großes Interesse daran, und für die Russen ist ein Einschreiten in fremdem Land und gegen fremde Untertanen nicht so einfach. Es würde auch in diesen öden, unbewohnten und unwegsamen Waldgegenden nicht so leicht auszuführen sein, und die Ergreifung der Räuber würde große Anstrengungen kosten. Der Baron meint, das einfachste wäre, den Winter zu benutzen, wenn der Urwald leichter passierbar ist; es werde dann nicht schwer sein, die Gegenden zu durchsuchen, wo sie im Sommer ihre Wohnsitze und Schlupfwinkel hätten, und man könne ihre Hütten und Proviantdepots zerstören. In diesen Gebirgen hausen im Winter Chinesen, die sich für Pelztierjäger ausgeben, aber Helfershelfer der Chunchusen sind. Es sind tüchtige Gärtner, die im Sommer Gemüse und andere Dinge für die Räuber bauen. Sie fangen auch Fische, die gedörrt und aufbewahrt werden; Vorräte an Wildbret sammeln sie ebenfalls im Lauf des Winters, damit die Chunchusen, wenn sie im nächsten Frühling ins Gebirge hinaufkommen, dort Lebensmittel finden. Könnte man diese Vorräte vernichten, so würde den Chunchusen das Leben dort oben im Sommer wohl ziemlich unmöglich sein.

Übrigens ist es schwer, diesen Leuten zu Leibe zu gehen, selbst wenn man sie trifft. Nähern sich z. B. berittene Soldaten einer Waldgegend, wo Chunchusen hinter den Büschen versteckt liegen, so schießen diese mit ihren guten Mannlichergewehren schon aus weiter Entfernung, flüchten hierauf waldeinwärts und verstecken Flinten und Waffen; wenn dann die Soldaten anlangen, begegnen ihnen friedliche, unschuldig aussehende Chinesen, die auf dem Waldwege einherspazieren. Erst vor kurzem habe man einige bei Charbin gefangen genommen. —

Auf einer der Eisenbahnstationen, in Silinche, begegneten wir einem unendlich langen Zuge mit hohen Güterwagen; es waren Kolonisten, die nach Rußland zurückkehrten. Der gewöhnlichen Berechnung nach kehren von den Ansiedlern, die hierher nach dem Osten ziehen, durchschnittlich wieder 10 Prozent in die Heimat zurück;

Digitized by Google

Wladiwostok.

Digitized by Google

Giljakenboote in Chabarowsk.

Provisorische Eisenbahnbrücke.

Russisches Kanonenboot am Kai von Chabarowsk.

Der Amur bei der Brücke von Chabarowsk.
In der Ferne ein Waldbrand.

Digitized by Google

vor einigen Jahren waren es noch viel mehr. In diesen Güterwagen, die keine großen Annehmlichkeiten bieten, werden oft viele zusammen untergebracht; sie müssen sich dort mit Frauen und Kindern so gut es geht einrichten. Die Reise dauert lange, da der Zug nur fährt, wenn die Strecke nicht durch andre, schnellere Züge besetzt ist; sie sind daher einen bis zwei Monate unterwegs. Solch ein Zug voll enttäuschter Hoffnungen ist ein trauriger Anblick! Die Leute haben alles, was sie im Dorfe daheim besaßen, verkauft und sind mit großen Hoffnungen nach dem neuen Heim im Osten gezogen; hier aber hatten sie nur Unglück und litten vielleicht Not, bis sie wieder zurückreisen mußten, um als Bettler in ihrer Heimat anzukommen. —

Nun erreichten wir die Grenzstation der Mandschurei, Pogranitschnaja, „die auf der Grenze liegende", groß und stattlich lag sie wie ein Vergnügungsort in Terrassen übereinander. Noch immer sind wir auf der Höhe des Grenzgebirges Lau-ju-ling; aber nun geht es wieder über die Grenze; wir haben das Reich des Himmels hinter uns und fahren langsam abwärts nach dem Flachland am Fluß Sui-fun, der sich in die Amurbucht, einen Arm der Bucht Peters des Großen, ergießt. Um uns her scheinen fruchtbarere Landstriche zu liegen, aber es ist dunkel geworden, und wir können wenig vom Lande sehen, außer dem Feuerschein hier und dort auf den Feldern, wo Gras abgebrannt wird. Spät abends kamen wir an einem großen brennenden Heuschober vorüber, der Feuer gefangen hatte. In der Regel sengt man um jeden Heuschober herum vorher das Gras in einem oder am liebsten in zwei Kreisen ab, um den Flammen zu wehren; das schien hier nichts genützt zu haben. Hoch schlugen die Flammen zum Himmel hinauf, in der finstern Nacht ein phantastisches Bild, eine kleine Probe des Anblicks, wenn das ganze Gebirge in Brand steht und die Wälder tage- und wochenlang brennen.

Gegen Mitternacht langten wir endlich mit drei Stunden Verspätung in Wladiwostok an.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Das Ussurigebiet, Wladiwostok und Chabarowsk.

Wir sind jetzt im wichtigsten Lande des russischen Ostens angelangt. Es ist die Primorskaja Oblasti, die Küstenprovinz, das Grenzland am Japanischen Meer. Sie erstreckt sich von der koreanischen Grenze auf ungefähr 42¼° nördlicher Breite bis an die Küste des Ochotskischen Meeres ungefähr in 56°. Ihre Ostgrenze ist das Meer, die Westgrenze der Chankasee und der Ussuri, der sich bei Chabarowsk in den Amur ergießt, von wo an sich die Grenze in nordwestlicher und nördlicher Richtung weiterzieht. Der Flächeninhalt des Landes beträgt ungefähr 580 000 Quadratkilometer, und das Land soll im Jahre 1911 im ganzen 523 840 Bewohner gehabt haben, darunter 360 437 Russen. Über die Hälfte wohnt in dem fruchtbarsten südlichen Teil, im Südussurigebiet, das etwa 145 000 Quadratkilometer groß ist und schon 1908 244 000 Einwohner zählte. In all diesen Zahlen sind die Garnisonen in Wladiwostok und Chabarowsk nicht inbegriffen und ebensowenig die Angehörigen der gelben Rasse, meist Koreaner und Chinesen, die sich während der Sommerzeit als Arbeiter in der Provinz aufhalten.

Das Land erhält seinen Charakter hauptsächlich durch die Bergkette Sichota-Alin, die sich von der Küste der Bucht Peters des Großen im Süden in nordöstlicher Richtung durch das ganze Land bis an das im Norden liegende Ochotskische Meer erstreckt und im Norden der Amurmündung endet. Es ist eine sehr alte, stark gefaltete Bergkette, deren Höhe im Lauf der Zeiten durch Erosion sehr verringert wurde. Ihre mittlere Höhe beträgt 900 bis 1200 Meter; ihr höchster Berg ist der Golaja, der bis 1500 oder 1600 Meter ansteigt. Das Gebirge fällt auf der Ostseite nach der Küste zu verhältnismäßig steil ab, während es sich nach Westen

Digitized by Google

allmählich gegen die Flüsse Ussuri und Amur abdacht, die zum großen Teil weite Talebenen durchfließen. Es nähert sich nirgends der Schneegrenze und ist überall mit Urwald, der endlosen Taiga, bedeckt; im Innern haben Eingeborene und Chinesen große Strecken des Waldes niedergebrannt, zum Teil, um leichter Hirsch- und Elchgeweihe zu finden, die in China zur Arzneibereitung gebraucht werden und eine wertvolle Ware bilden.

Das Land ist durchweg ein niedriges, wellenförmiges Gebirgsland. Große Tiefebenen hat es am unteren Lauf des Ussuri und am Amur, aber sie sind großenteils ziemlich sumpfig, haben stehende Gewässer und sind oft verheerenden Überschwemmungen ausgesetzt, so daß sie sich zum Ackerbau nicht gut eignen. Der Boden soll zum großen Teil fruchtbar sein, aber im Verhältnis zur geographischen Lage ist das Klima nicht günstig. Wladiwostok, das auf 43° 6′ nördlicher Breite, also ungefähr auf demselben Breitengrad wie Florenz und Nizza liegt, hat nur 4,6 Grad mittlere Jahrestemperatur. Die Wärme kann im Sommer 30 Grad übersteigen und im Winter unter 25 Grad unter Null sinken. Die Jahrestemperatur ist also niedriger als in Kristiania. In der Stadt Nikolajewsk, die auf 53° nördlicher Breite an der Amurmündung liegt, also etwas nördlicher als Berlin und etwas südlicher als Manchester, beträgt die mittlere Jahrestemperatur ungefähr 2 Grad unter Null. Die Wintertemperatur sinkt dort bisweilen auf 46 Kältegrade, und die des Sommers steigt über 30 Grad Wärme. Der nördliche Teil des Landes ist zum Ackerbau wenig geeignet, aber die Gegenden am Unterlauf des Amur und an seiner Mündung sollen gutes, ertragreiches Wiesenland haben. Der südliche Teil der Küstenprovinz besitzt trotz des verhältnismäßig kalten Klimas gute Vorbedingungen zur Landwirtschaft; der Boden ist zum Teil fruchtbar; die Niederschläge sind zwar nicht bedeutend, aber da sie auch hier meist im Sommer fallen, sind die Verhältnisse doch ziemlich gut. In Wladiwostok beträgt die Niederschlagsmenge 372 Millimeter, in Chabarowsk 604, und zwischen dem Sichota-Alin und dem Ussuri soll es im Sommer viel regnen. Dagegen fällt dort überall im Winter wegen der dann herrschenden Nordwestwinde wenig Schnee.

Ursprünglich haben verschiedene Tungusenstämme das ganze Land bewohnt, so z. B. die jetzigen Orotschonen, Golden u. a. Sie

Digitized by Google

lebten teils an den Flüssen, wo sie im Sommer Fischfang trieben, teils durchstreiften sie die Wälder auf der Jagd nach Zobeln, Waschbären und anderm Wild. Die Golden im Ussurital beschäftigten sich auch etwas mit Ackerbau. In den Landstrichen an der Amurmündung im Norden lebt das merkwürdige Volk der Giljaken, gleichfalls Fischer und Jäger; aber ursprünglich scheint es nicht mit den tungusischen Stämmen verwandt zu sein. Mehrere Forscher, wie Dr. Sternberg und Kapitän Arseniew, haben neuerdings auf die Möglichkeit hingewiesen, daß dieses Volk gleich den Eskimos, den Aleuten und andern von Nordosten her aus Amerika gekommen und mit den amerikanischen Völkern verwandt sei. Auch hier dieselbe merkwürdige Vermischung von Stämmen ganz verschiedenen Ursprungs. In der Nachbarschaft, auf der Insel Sachalin, wohnt das eigenartige Volk der Aino, das sich von sämtlichen asiatischen Eingeborenen unter anderm durch seinen Bartwuchs unterscheidet; die Aino haben lange Bärte. Man hat angenommen, die Aino könnten der letzte Rest untergegangener Volksstämme sein, die mit den Papua und den Australnegern verwandt und einst nordwärts an der Ostküste Asiens verbreitet gewesen wären.

Über die frühere Geschichte des Ussurilandes wissen wir nur wenig; das meiste davon verdanken wir chinesischen Geschichtsschreibern. Etwa 300 Jahre v. Chr. wohnte der Stamm der Damalu an der Küste im Osten der Sichota-Alinberge; an der Westseite dieses Gebirges, am Oberlauf des Ussuri und nach Westen bis an den Sungari hauste der Stamm der Ilou. Dieses Volk wird auch aus der nördlichen Mandschurei unter der zweiten Han-Dynastie in China (25—220 n. Chr.) zuverlässig erwähnt; es scheint ein tungusischer Stamm gewesen zu sein. Die Ilou lebten in einer Steinzeit, sie waren Jäger und wohnten, wie es heißt, in Höhlen des Gebirges und in den Wäldern. Sie führten Bogen und Pfeile und verstanden auch Kähne zu bauen. Unmittelbar auf die Steinzeit folgte die Eisenzeit ohne dazwischenliegende Bronzezeit. Die Ilou machten Jagd auf Bären, Hirsche und Elche und sollen ihren Nachbarn als Krieger gefährlich gewesen sein. Später hieß es aber auch, daß das Volk der Ilou Viehzucht und etwas Ackerbau treibe.

In der Mitte des 7. Jahrhunderts wurde in der nördlichen Mandschurei das Bochi- oder wohl richtiger Bochai-Reich gegründet. Die Bochai waren ein Tungusenstamm, der sich nach und nach die

Digitized by Google

ganze Nordmandschurei unterwarf, den Stamm der Ilou bekämpfte und sich des südlichen Ussurilandes bemächtigte. Es wurde ein großes, mächtiges Reich, dessen Blütezeit vielleicht ins 9. Jahrhundert fällt und das nicht weniger als fünf Hauptstädte hatte. In jener Zeit scheinen auch blühende Städte im südlichen Ussuriland entstanden zu sein, ja, man glaubt, daß damals auch die Stadt Nikolsk gegründet wurde. Die vielen Ruinen von kleinen Städten, Landstraßen und andern Bauwerken, die man noch im Südussuriland und Ninguta in der Mandschurei in der Nähe der Grenze findet, müssen, wie man annimmt, der Hauptsache nach aus der Zeit der Herrschaft der Bochai herrühren. Dann aber wurde diese durch den Stamm der Kidani oder das Haus Liau (916—1125) vernichtet, und nun begann eine Zeit des Verfalls. Darauf wurde das Volk der Tschurtscheni Herr über diese Gebiete, und das Haus Liau machte im Jahre 1125 dem Hause Tsin oder Gin (1125—1237) Platz.

Im Jahre 1237 wurde diese Dynastie von den Mongolen vernichtet, und das Ussuriland erlebte von nun an wechselnde Schicksale, von denen wir wenig wissen, bis das südliche Ussuriland zu Anfang des 17. Jahrhunderts gänzlich verwüstet worden zu sein scheint. Ein Teil des Volkes wurde zu Gefangenen gemacht, ein andrer erschlagen, der Rest entfloh. Die alten blühenden Städte verfielen und wurden allmählich vom Wald überwachsen. In diesem Zustand blieb das Land 246 Jahre hindurch, bis die Russen es 1861 in Besitz nahmen. Während dieser Zeit fand eine Einwanderung teils ansässiger, teils umherziehender Chinesen statt, der sogenannten Mansen, von denen später die Rede sein wird.

Kapitän Arseniew erzählte einige interessante Sagen über die Herrschaft des sagenhaften Kuan-jun in diesem Lande. Sie deuten daraufhin, daß hier einstmals ein geschäftiges Leben mit Straßen, Verkehr und Kämpfen blühte. Dann aber verschwand alles plötzlich, wie auf den Wink einer überirdischen Macht und erstarb auf mehrere hundert Jahre. Wenn der russische Ansiedler, der sich in den alten Festungen niedergelassen hat, pflügt oder gräbt, findet er bald Pfeile, bald Stirnreifen aus Metall und Schwerter, bald große Krüge und Schalen. Da er deren Wert nicht kennt, betrachtet er sie vielleicht einen Augenblick und wirft sie dann beiseite, damit sie ihn nicht beim Pflügen hindern, oder läßt seine Kinder damit spielen. Die eindringende Welle neuer europäischer Kultur wird bald die

Digitized by Google

letzten Spuren von dem Leben längst entschwundener Zeiten verwischt haben.

Die unstreitig wichtigste Stadt des ganzen russischen Ostens ist die mit dem stolzen Namen Wladiwostok, „Beherrsche den Osten". Seit dem Fall Port Arthurs ist sie der Stützpunkt der russischen Macht am Stillen Meer und ein Ort, der vielleicht in nicht ferner Zukunft ein Brennpunkt großer, wichtiger Weltereignisse werden kann. Die russische Flottenstation am Stillen Ozean war ursprünglich in Petropawlowsk auf Kamtschatka, dessen Hafen durch Eis einen großen Teil des Jahres hindurch gesperrt ist. Deshalb wurde die Station seit 1860 nach Nikolajewsk an der Amurmündung verlegt, aber im Jahre 1872 kam sie nach Wladiwostok, und nachdem sie einige Jahre in Port Arthur war, wurde sie wieder hierher zurückverlegt. Wladiwostok hat eine außerordentlich schöne Lage auf einer Halbinsel, deren Anhöhe sich nach der gutgeschützten Bucht des „Goldenen Hornes", einem Arme der Bucht Peters des Großen, hinabsenkt. Es ist ein vorzüglicher Hafen, der allerdings im Winter einige Monate, von Ende Dezember bis Ende März, zufriert, worin aber Eisbrecher eine Rinne offenhalten, die für größere Schiffe von über 800 Tonnen einigermaßen genügt. Im Jahre 1910 hatte die Stadt ausschließlich der Garnison 89 600 Einwohner, darunter 23 000 weibliche. Unter den Bewohnern waren ungefähr 53 000 Russen, aber auch 29 000 Chinesen, 3200 Koreaner und 2300 Japaner. Mit seinem guten Hafen bildet Wladiwostok einen wichtigen Punkt des Handelsverkehrs, aber durch den Bau der südlichen Ostchinesischen Bahn nach Kwan-tung und durch Gründung der Seestadt Dalnij hat Rußland selbst Wladiwostok eine gefährliche Konkurrenz geschaffen, jedenfalls für den Handel in der Mandschurei. Nach dem Krieg aber hat sich das wenigstens für den Handel innerhalb der russischen Grenzen wieder gebessert. Von großer Bedeutung für die Stadt wie für das ganze Ussuriland war selbstverständlich der Bau der Eisenbahn nach Chabarowsk, der 1896 und 1897 fertig wurde.

4. Oktober. Am Morgen machte ich mich mit dem Baron von Hoiningen-Huene sofort auf, um die Stadt anzusehen. Der große Holzhändler Skidalski hatte uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit seine schönen Pferde und seinen Wagen zu einer Rundfahrt geschickt. Wir besuchten die chinesischen Basare, wo die Haus-

Digitized by Google

frauen der Stadt ihre Grünwaren einkaufen; alle Gärtnereien gehören Chinesen, obwohl der Gouverneur einen Ausrottungskrieg gegen sie führt. Sie sind im Gartenbau ebenso tüchtig, wie sie sich gut zu den meisten anderen Arbeiten eignen. Auch die japanischen Basare suchten wir auf und kauften dort allerlei. Was hier über die russische Grenze kommt, ist meist billige Ausschußware, denn bei wertvolleren Sachen ist der Zoll zu hoch. Dagegen soll man in Charbin, wo Zollfreiheit herrscht, treffliche Sachen kaufen können. Auf der Straße, wo die verschiedenen Volksarten des Ostens durcheinander wimmelten, herrschte ein buntes Treiben. Außer den vielen Chinesen und Japanern fielen die Koreaner in ihren weißen Gewändern auf. Sie sind zum Teil russische Untertanen und wohnen in einem eigenen Stadtteil auf der Westseite der Halbinsel, aber wir hatten keine Zeit, ihn zu besuchen.

Die Politik des gegenwärtigen Generalgouverneurs Gondatti läuft darauf hinaus, die Gelben, besonders die Chinesen, aus dem ganzen Gouvernement zu vertreiben, denn er sieht in der gelben Überschwemmung eine zukünftige Gefahr. Lassen sich Chinesen, deren Papiere nicht in Ordnung sind, auf der Straße blicken, so werden sie oft scharenweise von der Polizei verhaftet, auf den ersten besten Dampfer gebracht und nach China zurückbefördert. Man behauptet, es werde ihnen nicht einmal erlaubt, nach Hause zu gehen und ihre Sachen zu holen. Aber das Abschieben bereitet den russischen Einwohnern keine rechte Freude. Wenn die Hausfrauen tags darauf zum Markt gehen, um ihre Einkäufe zu machen, finden sie zu ihrem Verdruß Gemüse und Suppenkraut ein paar Kopeken im Preis gestiegen. Die chinesischen Gärtner erklären achselzuckend, sie hätten bedauerlicherweise ihre besten Arbeiter eingebüßt und könnten infolgedessen die Grünwaren nicht mehr zu den bisherigen Preisen liefern. Dies ist ein Vorwand; aber es ist nun einmal ihre Art, sich zu rächen, und es ist auch nicht zu erwarten, daß sie mit der Politik des Gouverneurs zufrieden seien. Mit den Japanern kann die Polizei nicht so umspringen, so gern sie es wohl auch möchte. Laut einem nach dem Krieg mit Japan geschlossenen Abkommen haben die Japaner dieselben Rechte wie die meistbegünstigten Nationen; sie können reisen wohin sie wollen und wohnen wo es ihnen gefällt, obwohl unter den Russen allgemein der Glaube herrscht, daß der Japaner ein Spion sei.

Digitized by Google

Wir fuhren zu Wagen auf die Höhen und hatten dort eine herrliche Aussicht über die Stadt, den Hafen, die Halbinsel und die vor ihr liegenden Inseln. Wir sahen auch viele Befestigungen auf den Hügeln nach der Landseite zu, eine Reihe hinter der andern. Das Ganze machte den imponierenden Eindruck der Uneinnehmbarkeit. Ganz im Hintergrund zeigte sich im Südosten ein blauer Streifen; es war der Stille Ozean, den ich zum erstenmal erblickte!

Alle diese Höhen waren einst mit üppigem Urwald, hauptsächlich Eichenwald, bestanden, wovon wir noch auf der andern Seite des Goldenen Horns Überreste erblickten. Doch jetzt ist er auf diesen Hügeln ganz verschwunden, teils durch unbedachtes Verwüsten, teils durch Abholzen für die Befestigungsanlagen. Aber noch immer hat die Landschaft ihre große Schönheit bewahrt.

Als wir wieder von den Höhen herabkamen, besuchten wir das Städtische Museum, das unter andrem eine wertvolle ethnographische Sammlung von Geräten und Trachten der Golden, Giljaken, Orotschonen, Kamtschadalen, Tschuktschen und andrer Volksstämme enthält. Hier konnte ich auch die verschiedenen Typen der Schneeschuhe und Hundeschlitten jener Völker in den östlichen Teilen Asiens studieren. Es ist merkwürdig, wie groß die Ähnlichkeit der Formen dieser Geräte durch ganz Sibirien ist. Dies hat unter andrem wohl seinen Grund in der großen Verbreitung der Tunguſen; ihre vielen verschiedenen Stämme haben ihre Wohnsitze vom Jenissei bis an das Stille Meer.

Mit einem Dampfer, den uns das Hafenamt freundlichst zur Verfügung stellte, machten wir eine Fahrt vom Goldenen Horn zur Hafeneinfahrt. Wohin man sich wandte, sah man auf allen Inseln und Landzungen Befestigungen, Forts und Geschütze, was inmitten einer so schönen, friedlichen Natur auf das unkriegerische Gemüt eines gewöhnlichen Reisenden einen gewissen störenden Eindruck der Unbehaglichkeit und Unruhe macht. An den Ufern stand an mehreren Stellen üppiger Eichenwald, der noch belaubt war, wenn auch die Blätter schon ein bißchen gelb aussahen. Nun aber öffnete sich die Einfahrt, und wir schauten gerade ins Meer hinaus, in den Stillen Ozean; eigentlich ist er es noch nicht, sondern nur einer seiner Arme, das Japanische Meer. Draußen am Horizont liegt mitten in der Einfahrt eine Felseninsel, auf ihr eine Festung, — und auf den

Digitized by Google

Chinesische Goldwäscher in einer Station der transsibirischen Eisenbahn.

Chinesische Arbeiter.

Digitized by Google

bergigen Landspitzen, die in weiter Entfernung an zwei Seiten emporragen, erheben sich ebenfalls Festungen.

Dann fuhren wir wieder zurück. Von der See aus nimmt sich die an den vielen Hügeln terrassenförmig ansteigende Stadt hübsch aus. Sie erinnert sehr an Neapel; freilich hat sie hinter sich keinen Vesuv, aber als Ersatz den schönen Hafen und die vielen davorliegenden Inseln.

Um 4 Uhr Nachmittags ging der Zug nach Chabarowsk, und ich mußte meinem liebenswürdigen, unterhaltenden Begleiter Baron von Hoiningen-Huene Lebewohl sagen. Ingenieur Wourtzel hatte die Zeit in Wladiwostok fleißig benutzt und hatte noch vieles mit dem Generalgouverneur zu besprechen, der in seinem Salonwagen bis Nikolsk mitkam.

Das südliche Ussuriland, das wir zuerst durchfuhren, ist sehr fruchtbar; dieser Teil des Landes ist auch, wie erwähnt, am dichtesten bevölkert; besonders wird in der Umgegend von Nikolsk und weiter aufwärts gegen den Chankasee viel Ackerbau getrieben. Nordwärts auf dem Wege nach Chabarowsk führt die Bahn durch wertvolles Land, das, wenn es erst genügend angebaut ist, sicherlich große Aussichten für die Zukunft hat. Hier sieht man zwischen zwei Bergketten an der Bahn entlang weite, fruchtbare Ebenen. Auf der ganzen Fahrt haben wir im Osten den Sichota-Alin, der sich mit seinen Ausläufern allmählich nach den Ebenen am Ussuri und an den vielen Nebenflüssen dieses Stromes abdacht. Im Westen, nicht weit entfernt, jenseits des Ussuri in China, sieht man einen Gebirgsrücken, das Chechtsirgebirge, das sich am Flusse nordwärts bis an den Amur erstreckt und hier in seinem südlicheren Teil wohl 600—1000 Meter hoch sein mag. Der Ussuri windet sich westlich von uns durch die Ebene und vereinigt sich mit seinem Nebenfluß Bikin. Es ist ein schönes Land mit bewaldeten Rücken; der Wald besteht an den Abhängen der südlichen Höhen des Chechtsir aus Nadelholz und näher an der Bahn aus Laubholz, Birken, Eichen und Espen. Die Vegetation ist üppig; auch die Korkeiche und andre wertvolle Baumarten, sogar wilden Wein findet man in den Wäldern, aber die Trauben sollen klein und sauer sein. Das Land ist hier angeblich bebaut, man sieht auch hin und wieder Acker; aber die Felder liegen noch sehr zerstreut, und es ist lange nicht das, was es sein könnte. Dies hat seinen Grund wohl in dem primitiven

Digitized by Google

Wirtschaftssystem, das den größten Teil des Bodens brach liegen läßt. Hier sind noch unermeßliche Strecken unbebauten Landes, meist Grasland mit zerstreutem Laubwald. Große Gebiete gehören den in den Dörfern wohnenden Kosaken und nach allem, was ich hörte, sind sie sehr wenig betriebsame Landwirte. Am liebsten verpachten sie den Boden an die Koreaner, die fleißig sind und ihren Pacht bezahlen; sie selbst verbringen gewöhnlich ihre Zeit in den Schenken.

Oft sahen wir auf den Feldern kleine Lehmhütten. Sie lagen allein und dienten wohl den Koreanern zum Aufenthalt. Denn diese bauen ihre Hütten mitten in die Felder, die sie bestellen. Sie sind anspruchslose, fleißige Feldarbeiter und treiben auch Gartenbau. Daher werden sie auch reicher, während die faulenzenden Kosaken mehr und mehr verarmen. Große Strecken Grasland dehnen sich zwischen jedem Dorf oder vielmehr zwischen jeder Stelle, wo etliche Häuser zerstreut liegen. Das Gras ist steif und dürr, offenbar ohne Wert; daher wird es auch im Herbst und Frühling weggebrannt. Auf allen Seiten steigt Rauch auf; Gras und Wald werden miteinander verbrannt. Die Luft ist raucherfüllt und dick, und die Landrücken sind in dichten, grauen Dunst gehüllt. Die Sonne ist blutrot, und obgleich sie hoch am Himmel steht, ist ihr Rand durch den Rauchnebel verwischt. Diese Brände sehen in der schnell zunehmenden roten Dämmerung und der roten, rauchigen Luft ganz phantastisch aus. Der Zug kriecht vorwärts und hält lange auf den Stationen. Es geht wie auf einer Sekundärbahn, und es wird hier in einem Tempo gearbeitet, das man in Gegenden geschäftigen Lebens nicht kennt. Die Bahn ist von der Ostchinesischen Eisenbahn gepachtet und steht unter deren Direktion; sie ist noch nicht mit dem übrigen Bahnnetz des Russischen Reiches verbunden. Sobald aber die Amurbahn eröffnet und diese Bahn angeschlossen wird, dürfte es auch hier anders werden.

5. Oktober. Um 10 Uhr abends kamen wir endlich in Chabarowsk an und wurden in der Dunkelheit vom Bürgermeister, von dem Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft, dem ostsibirischen Forschungsreisenden Arseniew, von Mitgliedern der Geographischen Gesellschaft und andern Herren auf dem Bahnhof herzlich begrüßt. Wourtzel und ich nahmen uns eine Droschke für den weiten Weg vom Bahnhof nach der Stadt. Dies sah der Geschäftsführer der großen deutschen Firma Kunst & Albers, die auch hier ein Zweig-

Digitized by Google

geschäft hat, und sofort stiegen er und seine Gattin aus ihrer eleganten Equipage, und wir mußten einsteigen, während sie die Droschke nahmen — wahrlich, hierzulande herrscht Gastfreundschaft! Wir fuhren nach einem Restaurant, um zu speisen. Es saßen hauptsächlich Offiziere und Ingenieure dort mit ihren Damen. Chabarowsk ist wie Wladiwostok eine wichtige Garnisonstadt, und das dortige Gesellschaftsleben erhält daher sein Gepräge großenteils durch die Offiziere, jetzt aber, während des Bahnbaus, selbstverständlich auch durch die Ingenieure. Ein deutscher Klavierspieler und ein italienischer Geiger boten gute Musik. Sie spielten mehrere russische Melodien und eine russische Zigeunerweise, die geradeso schwermütig sind wie die endlosen, traurigen Ebenen. Auf einmal aber ertönen bekannte Klänge, sie spielen Solveigs Lied, und leuchtend blau stiegen Norwegens Berge hoch über dem Flachland empor. Es war seltsam, auch hier so fern im Osten und so unerwartet auf Grieg und Ibsen zu stoßen, gespielt von einem Deutschen und einem Italiener. Die Welt ist wirklich nicht mehr groß.

6. Oktober. Nachts schliefen wir an Bord des Dampfers der Amurbahn in guten, bequemen Räumen. Das Schiff trägt Ingenieur Wourtzels Namen. Am nächsten Morgen in der Frühe dampften wir den Amur hinab, während Chabarowsk hinter uns in der Morgensonne lag. Die Stadt hat eine schöne Lage auf mehreren Höhenrücken am Zusammenfluß der beiden großen Ströme Amur und Ussuri. Sie gehört zu den Mittelstädten und hatte im Jahre 1908 außer der Garnison im ganzen 34452 Einwohner, darunter 15482 Russen und 9431 Russinnen. Wie überall hier im Osten sind die Frauen stark in der Minderzahl.

Als wir flußabwärts dampften und hinter uns den Stadtpark und auf der hohen Landspitze gerade über uns das Standbild des Grafen Murawiew Amurskij, des Gründers der Stadt, sahen, fiel es mir auf, daß auch dieser breite, gewaltige Fluß auf seiner rechten Seite hohe, steile Ufer hatte, während sich an seiner linken ausgedehnte flache Inseln und niedrige Ebenen hinzogen. Diese sind eigentlich eine Deltabildung, die der Vereinigung der Flüsse Ussuri und Tunguska mit dem Amur zuzuschreiben ist.

Der Zweck unserer Fahrt war eine Besichtigung der im Bau befindlichen großen Brücke, die ein wenig unterhalb der Stadt Chabarowsk über den Amur führen soll. Sie wird, soviel ich weiß,

Digitized by Google

die zweitlängste Brücke der Welt, nur die Forthbrücke bei Edinburgh ist ein wenig länger; ihre Länge beträgt 2417 Meter, und sie erhält 19 Pfeiler. Fünf dieser Pfeiler werden vorläufig aus Holz hergestellt, während man die andern 14 gleich aus Eisenbeton aufführt. Draußen auf den Inseln, auf denen jetzt mehrere dieser Pfeiler gebaut werden, lag eine ganze Stadt neuer Arbeiterwohnungen, gute, warme Holzhäuser. Diese Stadt entstand innerhalb eines Jahres auf einer Stelle, wo bisher nur sumpfige, für Menschen unbewohnbare Wildnis war. Und wenn in einem oder zwei Jahren die Brücke fertig ist, wird diese ganze Stadt wieder verschwinden.

Bei der Arbeit in dem Sumpfboden, wo alle Brückenpfeiler bis auf den tiefliegenden Felsgrund hinabgeführt werden müssen, hat man mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es muß Sommer und Winter gearbeitet werden, damit die Brücke einigermaßen schnell fertig wird. Im Sommer ist es vielleicht am schlimmsten, wegen der unerträglichen Mücken- und Stechfliegenplage und auch wegen der Hitze. Im Winter ist es freilich kalt, aber bei der Arbeit in einem Sumpfboden wie diesem bietet die Kälte große Vorteile. Wenn der nasse Lehm und Schlamm gefrieren, geht die Arbeit in mancher Hinsicht leichter. Unter den vielen Arbeitern war der Gesundheitszustand verhältnismäßig gut, aber wie der Arzt mitteilte, waren viele Skorbutfälle vorgekommen, und zwar merkwürdigerweise unter den zugezogenen Arbeitern, dagegen nicht unter den hier ansässigen Koreanern, die auf dem andern Ufer, draußen vor Chabarowsk, ihr eigenes kleines Dorf haben.

Wir fuhren auf dem Rückweg auch dorthin, um die Arbeit an dem Tunnel zu besichtigen, der durch den Höhenrücken auf der Südseite des Flusses führt; an diese Stelle soll der Bahnhof kommen, 7 Kilometer von der Stadt Chabarowsk. Von der Höhe über dem Tunnel erblickten wir dichte Rauchmassen, die sich über die Ebenen auf der Nordseite des Amur hinwälzten. Das ganze Land schien in Brand zu stehen. Man brannte das dürre Gras ab, aber auch etwas Wald schien Feuer gefangen zu haben. Schließlich war die Luft voller Rauchwolken, die nach Chabarowsk hinüberzogen, und die Sonne erschien mitten am Tage dunkelorangefarben.

Nach der Stadt zurückgekehrt besuchte ich die große Landesausstellung, die im Sommer eröffnet worden war und in diesen

Digitized by Google

Tagen geschlossen werden sollte. Sie bot eine Sammlung der verschiedenen Erzeugnisse dieses Ansiedlerlandes und vermittelte einen guten Eindruck von den Reichtümern und den Hilfsquellen des Gebietes. Man sah z. B. den mannigfachen Mineralreichtum dargestellt, vor allem Gold und Goldwäscherei; ferner Ackerbauerzeugnisse jeder Art und landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, was schließen läßt, daß die Landwirtschaft in starker Entwicklung begriffen ist, mehr vielleicht als in vielen andern Teilen Sibiriens. Ich fand hier auch manche Proben einer Hausindustrie, die ich in diesen Gegenden nicht erwartet hätte; sogar Schulen für diese Industrie und dgl. Geschichte und Ethnographie des Landes waren in verschiedener Weise vertreten; unter der geschickten Führung des erfahrenen Kenners dieser Gegenden, des Forschungsreisenden Kapitän Arseniew, konnte ich manches daraus lernen. Die schönen Formen eines tungusischen Rindenkanoes zeigten, daß dieses alte, weitverbreitete Volk auch bei seinen Booten Sinn für elegante Formen hat, im Gegensatz zu andern sibirischen Völkern, z. B. den Jenissei-Ostjaken. Man sieht das auch an ihren andern Geräten, wie z. B. an ihren Schneeschuhen; es läßt jedenfalls auf eine alte, in ihrer Art hochentwickelte Kultur schließen.

Sehr interessant war ein mit der Ausstellung verbundener kleiner zoologischer Garten. Unter anderm sah ich dort den wertvollen Hirsch (Cervus Debovskii *Swinhoe*), der auf Chinesisch Choalo, auf Koreanisch Saschif heißt; er kommt nur in der Gegend von Wladiwostok vor. Sein Geweih benutzen die Chinesen zur Bereitung eines Lebenselixirs und bezahlen es hoch. Ein ähnlicher Hirsch, der Maral, lebt im südlichen Sibirien, wo er nur seines Geweihs wegen gehalten wird; die Preise, die die Chinesen dafür zahlen, können bis auf 90 Mark für ein Kilogramm steigen, und das Tier ist gegen 1000 Mark wert; das Geweih des hier vorkommenden Hirsches soll aber noch wertvoller sein.

Das Städtische Museum besuchten wir ebenfalls; Kapitän Arseniew zeigte mir dort viele interessante Dinge unter den Geräten der verschiedenen Eingeborenen dieser Gegenden, die er auf seinen Reisen gründlich erforscht hat. Ich sah lange, mit Fell überzogene Schneeschuhe, deren sich die Orotschonen bedienen; sie scheinen denen der Samojeden sehr ähnlich zu sein; bei lockerm Schnee werden auch kürzere, breitere, den gewöhnlichen Tungusenschneeschuhen glei-

Digitized by Google

chende benutzt. Ich sah ferner die verschiedenen Formen der Schlitten, der Hundeschlitten und der Renntierschlitten, die man bei den Orotschonen, Golden, Giljaken, Tschuktschen und Kamtschadalen findet. Zu meinem großen Erstaunen entdeckte ich, daß manche der östlichsten Schlittenformen, nicht aber die westlichen, in vielen Einzelheiten — z. B. darin, daß die Kufen hinten aufwärts gebogen und mit den Längsriemen des Schlittens verbunden sind, was dem Schlitten selbstverständlich eine größere Festigkeit gibt — eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Skischlitten hatten, den ich 1888 für meine Reise über das grönländische Inlandeis konstruiert habe und der später die auf allen Polarexpeditionen benutzte Schlittenform geworden ist. Meines Wissens kann ich damals diese Formen nicht gekannt haben; aber gewisse Dinge ergeben sich von selbst.

Am Hafen der Stadt, unten am Amurufer, hatte ich Gelegenheit, Bekanntschaft mit Eingeborenen dieser Gegend, den Golden, zu machen; sie waren mit ihren langen Holzbooten den Ussuri herabgefahren und hatten hier angelegt. Ihre Gesichter sahen tunguſisch aus, aber die Kleidung war ganz russisch, und da einer unter ihnen sich obendrein soviel russischen Wodka einverleibt hatte, daß er sich platt vor uns in den Sand warf und den Boden vor unsern Füßen küßte, war wenig Erfreuliches aus ihnen herauszubringen.

Um 6 Uhr nachmittags gaben der Bürgermeister der Stadt, die Geographische Gesellschaft usw. uns zu Ehren ein großes Festessen. Auch hier hatte man einen Vortrag von mir gewünscht. Ich sprach also über unsere Reise nach dem Jenissei und die Möglichkeiten einer künftigen regelmäßigen Schiffsverbindung nach der Jenisseimündung. Auch hier begegnete ich derselben herzlichen Aufnahme und demselben großen Interesse an der Entwicklung Sibiriens, obgleich das, was ich sagen konnte, für diese Gegenden eigentlich keine unmittelbare Bedeutung hatte.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Rußland im Osten. Die gelbe Frage.

Die großen Strecken, die noch in diesen östlichen russischen Provinzen nach dem Stillen Ozean zu unangebaut oder kaum angebaut liegen, kann man nicht durchreisen, ohne über die Riesenaufgabe zu erstaunen, die sich Rußland mit der Entwicklung dieser Länder gestellt hat, um seine Macht im Osten zu vergrößern und damit ein sicheres Bollwerk zum Schutz seiner selbst und der europäischen Kultur gegen die vordringende gelbe Rasse zu errichten. Die Lösung dieser Aufgabe ist für ganz Europa von Wichtigkeit. Ihre wirkliche Bedeutung hat sich vor dem Jahre 1904 wohl niemand ganz klargemacht. Allgemein herrschte die Ansicht, daß Rußlands unbestrittene Machtstellung im Osten von keiner Seite bedroht sei und daß es dort vorgehen könne, wie es wolle. Die ganze Mandschurei war ja schon halb russisch, und Korea stand unter russischem Einfluß.

Dann aber kam der Krieg mit der großen, unheimlichen Überraschung, die Rußland erkennen ließ, daß es seinen Nachbar jenseits der See im Osten vollständig unterschätzt hatte. Japan war zu einer Großmacht herangewachsen; es war nicht allein ein ebenbürtiger Gegner, sondern durch sein zielbewußtes Vordringen eine drohende Gefahr geworden, vielleicht eine größere, als Rußland je entgegengetreten war. Schon dies hat die Lage im Osten gänzlich verändert. Aber es sind noch andere Dinge vorgegangen, die einem aufmerksamen Beobachter in ihren künftigen Folgen noch wichtiger erscheinen: die neuesten Umwälzungen in China. Die Modernisierung dieses gewaltigen Reichs, die sich in unsern Tagen in der Revolution und der Verwandlung des Reichs in eine nominelle Republik, jedenfalls in seinem Übergang zu einer moderneren Staatsform erkennen ließ, die Aufstellung einer modernen Armee und Flotte nach europäischem Muster — alles das scheint weite Möglichkeiten für die

Digitized by Google

Weltpolitik zu enthalten. China ist aus seiner früheren, fast ganz indifferenten Passivität herausgetreten, um eine aktivere Staatsmacht zu werden, die in Zukunft sicher eine zielbewußtere Politik gegen die Europäer verfolgen wird. Tritt das ein, und sollte sich China, wie Japan und vielleicht im Einverständnis mit ihm, ernstlich der europäischen Kriegführung bedienen, um seiner Politik Nachdruck zu geben, dann wird dem Reich des Himmels mit seinen vielen hundert Millionen tüchtiger Einwohner keine europäische Macht, auch Rußland nicht, leicht widerstehen können.

In Ostasien sind große Veränderungen vorgegangen, seitdem es Rußland vor etwa fünfzig Jahren glückte, seine Ostprovinzen, das ganze Amurgebiet und die Ussuriprovinz bis an die Grenzen Koreas, ohne Schwertstreich, nur durch diplomatische Verhandlungen zu erwerben. Da einige Matrosen die russische Flagge an der Amurmündung gehißt hatten, konnte Zar Nikolaus I. die Einverleibung dieses Landes in sein Reich mit den Worten aufrechterhalten: „Wo die russische Flagge einmal geweht hat, da wird sie auch nie wieder gestrichen werden." Und der neuen Flottenstation, dem Stützpunkt der russischen Macht im Osten, konnte bei ihrer Anlage befohlen werden: „Beherrsche den Osten" („Wladi Wostok"). Nach 1905 aber mußte Rußlands Politik am Stillen Ozean von der Offensive zur Defensive übergehen. Es mußte sich aus der südlichen Mandschurei zurückziehen, und statt sich unaufhaltsam auszubreiten, hat es seine ganze Kraft auf die Stärkung seiner Macht innerhalb seiner jetzigen Grenzen verwenden müssen.

Wie ein russischer Staatsmann dieses Problem ansieht, hat der russische Minister des Auswärtigen Iswolski deutlich in der Rede ausgedrückt, die er am 11. März 1908 vor der Duma gehalten hat. Er betont darin, daß Rußland beim Frieden in Portsmouth „nichts eingebüßt, was sein geschichtliches Erbe gewesen, sondern nur das zurückgegeben hat, was in Wirklichkeit längst Japan gehörte, wie Süd-Sachalin, oder was die Frucht von Unternehmungen war, die nicht den tatsächlichen Kräften Rußlands entsprachen, wie die Ausdehnung des Zarenreichs nach dem südlichen Teil der Mandschurei und der Halbinsel Kwan-tung. Noch immer ist der Heldenmut des russischen Soldaten unangetastet und Rußlands Einheit unerschüttert geblieben." Von jetzt an, heißt es weiter, werde sich Rußland besonders klar bewußt sein, daß die Grenzen seiner Besitzungen in Asien

Digitized by Google

Sumpf im Amurgebiet.

Digitized by Google

Gefängnishof im Amurgebiet.
Die Sträflinge werden als Eisenbahnarbeiter beschäftigt.

Digitized by Google

ein unerschütterliches weltgeschichtliches Erbe seien und daß jede ihnen drohende Gefahr eine Gefahr für das ganze russische Reich sei; deshalb sei es höchste Pflicht, alles an die Erhaltung und Entwicklung dieser Besitzungen zu setzen.

Es ist leicht zu verstehen, daß die öffentliche Meinung in Rußland verlangt, die Stellung im Osten müsse behauptet werden, was es auch kosten möge. Sollte Rußland bei einer Kraftprobe mit der gelben Rasse — allem Anschein nach wird es früher oder später dazu kommen — unterliegen und seine östlichen Länder, vielleicht bis an den Baikal, verlieren, so wäre das ein Verlust für Rußlands Weltmacht, der um jeden Preis vermieden werden muß. Ja, man darf hinzufügen, daß er nicht nur Rußlands, sondern auch Europas wegen vermieden werden muß, denn eine solche Niederlage kann weitgehende Folgen für die ganze europäische Kulturgemeinschaft haben. Daher ist Rußlands Aufgabe hier im Osten so groß und vielleicht die wichtigste an seiner ganzen ausgedehnten Grenze. Ihre Lösung wird aber selbst diesem gewaltigen Reich sehr schwer werden und lange Zeit hindurch eine große Kraftanspannung erfordern.

Bevor wir uns weiter in diese Frage vertiefen, interessiert vielleicht ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der russischen Herrschaft in diesem Teil Asiens. Die Eroberung Sibiriens begann durch einen Zufall, indem der in Rußland geächtete Räuberhauptmann Jermak ostwärts über das Uralgebirge zog, dort dem Zaren ein neues Reich gewann und dafür Begnadigung erhielt; die Eroberung wurde durch eine Reihe von Abenteurern mehr oder weniger fortgesetzt.

In diesen östlichsten Gebieten war es ebenso. Nachdem im Jahre 1640 in Jakutsk an der Lena eine neue Woiwodschaft als Stützpunkt weiterer Entdeckungen und Eroberungen im Osten gegründet war, zog im Juli 1643 ein Kosakenhäuptling namens Wassilij Pojarkow mit einer Kosakenabteilung am Aldan, einem Nebenflusse der Lena, das Stanowoigebirge hinauf. Mit neunzig Kosaken überschritt er auf Schneeschuhen das Gebirge, Waffen und Ausrüstung wurden auf Schlitten gezogen; am Sejafluß kam er ins Amurgebiet hinunter und mußte dort überwintern. Sechzig Kosaken starben im Lauf des Winters, aber Pojarkow zog weiter, die Seja abwärts nach dem Amur, und entdeckte als erster Europäer diesen mächtigen Strom. Hier zimmerten sich die kühnen Aben-

Digitized by Google

teurer primitive Boote, und es gelang ihnen, bis zur Mündung des Flusses hinunterzufahren. Im Sommer 1646 wagte sich Pojarkow sogar aufs Ochotskische Meer hinaus und ging längs der Küste nordwärts. Nach drei Monaten aber litt er mit seinen gebrechlichen Booten an der Mündung des Uljaflusses Schiffbruch. Nachdem er mit seinen Leuten bei den Giljaken überwintert und diese gezwungen hatte, ihm zu helfen, gelangte er zu Land nach dem Flusse Maja, der sich in den Aldan ergießt; an diesen Flüssen entlang zog er abwärts, erreichte wieder die Lena und kehrte nach mehrjähriger Abwesenheit nach Jakutsk zurück.

Dieser merkwürdige Zug gab den Anstoß zur Eroberung des Amurgebietes, und zwar zunächst dem kühnen Kosakenhäuptling Jerofei Pawlowitsch Chabarow. Mit einer kleinen Kosakenschar gelangte Chabarow im Jahre 1650 an den Oberlauf des Amur bei Urka; hier leisteten ihm aber die eingeborenen Dauren unter ihren Häuptlingen Widerstand. Nach vielen Kämpfen und nachdem er sich Hilfe aus Jakutsk geholt, besiegte er sie, drang mit Hilfe seiner Kanonen und Schießgewehre in den folgenden Jahren siegreich vor und legte so den Grund zu der russischen Herrschaft. Im April 1653 stieß die kleine Kosakenschar zum erstenmal mit einem Heere der chinesischen Mandschu, der Herren des Landes, zusammen und besiegte auch diese. Aber die Chinesen kehrten mit Verstärkungen zurück, und viele Jahre hindurch setzte die im Vergleich zum Feind weit geringere Zahl Kosaken den Kampf mit wechselndem Glücke fort. Die von den Russen befestigte Stadt Albasin wurde mehrmals durch überlegene Streitkräfte belagert, einmal im Jahre 1686 durch 5000 Mann Fußtruppen, 3000 Reiter und 40 Geschütze, während nur etliche hundert Kosaken sie verteidigten.

Der Kampf endete damit, daß die Russen im Frieden vom 9. September 1689 alle ihre Eroberungen am Amur den Chinesen zurückgeben mußten. Man hat diesen Friedenschluß den dunkelsten Punkt in der Geschichte des Russischen Reichs genannt. Ihm zufolge sollte „die bis ans Meer reichende Bergkette", das Stanowoigebirge, die Grenze zwischen Rußland und China sein; die Ostgrenze des Chinesischen Reichs wurde nicht genau festgesetzt, aber die jetzige russische Provinz Ussuri galt zunächst als chinesisches Gebiet. Dadurch war Rußlands Vordringen nach Osten hin auf lange Zeit gelähmt; und wenn es für Ostsibirien auch von noch so großer

Digitized by Google

Bedeutung sein mochte, auf dem gewaltigen Amur einen Zugang zum Meere zu besitzen, so war ihm doch dieser Weg versperrt. Die großen Entfernungen mit den schlechten Verbindungen zu Lande machten es unmöglich, so starke Streitkräfte dorthinzusenden, daß man es mit den Chinesen hätte aufnehmen können, und eine genügende Transportflotte, um die Truppen zur See dorthinzuschicken, besaßen die Russen nicht. Der einzige Stützpunkt am Stillen Ozean, der Kriegshafen Petropawlowsk auf Kamtschatka, war den größten Teil des Jahres hindurch vom Eis verschlossen und hatte keine Verbindung zu Lande.

Erst um 1850 finden wir die Russen wieder am Amur, auch diesmal ganz zufällig, hauptsächlich durch die Energie eines einzigen Mannes und allem Anschein nach sogar gegen den Willen der führenden Kreise in Petersburg. Am 13. August 1850 erreichte der junge Marineoffizier Newelskij mit einigen Ruderbooten und einer Handvoll Matrosen die Amurmündung und hißte ungefähr an der Stelle des Ufers, wo jetzt Nikolajewsk liegt, die russische Flagge. Die kräftige Unterstützung des tüchtigen Gouverneurs Murawiew bewog den Zaren, den kühnen Schritt des jungen Mannes zu billigen; das gab den Anstoß zur Besetzung des Amurgebiets in dem folgenden Jahre. Gerade während des Krimkriegs erfuhr also Rußland eine große, wichtige Erweiterung nach Osten, und im Jahre 1858 gelang es dem Gouverneur Murawiew, dem der Zar später den Titel eines Grafen Murawiew Amurskij verlieh, von China die staatsrechtliche Anerkennung der Besitzergreifung dieser Länder durch den Vertrag von Aigun zu erzielen. Durch einen neuen Vertrag, den der russische Gesandte Graf Ignatiew im November 1860 in Peking abschloß, wurde die russische Herrschaft am Stillen Ozean südlich bis an die Grenze Koreas ausgedehnt; die Flüsse Ussuri und Amur bildeten nun die Grenze gegen China. Damit war dieses große, wichtige Gebiet ohne einen einzigen Schuß gewonnen. Auf ähnliche friedliche Weise erhielt Rußland auch später, durch eine Vereinbarung mit China im Jahre 1896, die Berechtigung zum Bau einer Eisenbahn durch die Mandschurei, der Ostchinesischen Bahn. Die Russen setzten sich dort fest und zwangen obendrein Japan zur Wiederherausgabe der südlichen Mandschurei, die es China 1894 im Kriege abgenommen hatte; durch den 1898 mit China abgeschlossenen Vertrag erhielt dann Rußland die Halbinsel Kwan-tung mit

Digitized by Google

Port Arthur und Dalnij. Von dort wurde es aber im japanischen Krieg wieder vertrieben.

Ein Blick auf die Weltkarte zeigt den dünnen Faden einer Eisenbahn, die Rußlands alleinige Verbindung mit seinen östlichsten Provinzen am Stillen Ozean ist; bedenkt man, daß nach der Vernichtung der Kriegsflotte im Osten bei eintretenden Schwierigkeiten alle Hilfe gegen die von Osten und Süden her vordringenden Scharen an diesem dünnen Faden befördert werden muß, dann wird sofort klar, wie notwendig es ist, diese östlichen Provinzen möglichst bald bebaut und mit einer kräftigen nationalrussischen Bevölkerung bewohnt zu wissen, mit einer Bevölkerung, die wenigstens eine Zeitlang selbst die Macht hat, einem Eindringen über die russischen Grenzen Widerstand zu leisten, und die imstande ist, den dazu notwendigen Streitkräften Unterhalt zu liefern. Man hat daher naturgemäß in Rußland die Anstrengungen erhöht, um die Verbindungen mit diesen östlichen Provinzen zu verbessern und die Kolonisation in ihnen zu vermehren, und mit jedem Jahr bemüht sich Rußland mehr darum.

Aber die Schwierigkeiten sind groß. Erstens sind die Entfernungen unermeßlich. Zwischen Petersburg, dem Zentrum der ganzen russischen Verwaltung, und Wladiwostok, dem künftigen Brennpunkt der russischen Macht im Osten, liegen 10000 Kilometer Eisenbahnfahrt, wenn sie auch mit den schnellsten Expreßzügen in neun Tagen zurückgelegt werden können. Außerdem aber ist die Kolonisation dieser fernen Provinzen im Osten noch mit mancherlei großen Hindernissen verknüpft.

Rußlands Kolonisation des Amurgebiets begann damit, daß drei Sotnien, also ein Regiment, der transbaikalischen Kosaken, die dazu ausgelost wurden, im Frühling 1857 den Befehl erhielten, sich mit ihren Familien am Amur anzusiedeln. Mit Trauer im Herzen zogen sie nach dem neuen, unbekannten und wilden Lande. Sie wurden auf Flößen den Amur hinabbefördert und auf kleine Wohnsitze oder Stanizen (Kosakenstationen) in 20 bis 30 Kilometer Abstand verteilt; sie sollten das Land urbar machen und sich erträgliche Lebensverhältnisse schaffen. Ihre Aufgabe bestand im Schutze der Grenze gegen China und in der Besorgung der Post zwischen dem Amurgebiet und Transbaikalien. Das Land, das sie auf Befehl urbarmachen und bestellen sollten, war in der Hauptsache noch eine vollständige Wildnis; zum großen Teil sumpfiger Urwald, und nur

Digitized by Google

auf den Ebenen, wo die Seja sich in den Amur ergießt, hatte eine dichtere Besiedelung durch chinesische Mandschu stattgefunden. Mit bewunderungswürdigem Mut schickten sich die Kosaken zu ihrer schwierigen Arbeit an, rodeten den Wald, legten die Sümpfe trocken und schufen sich Acker- und Wiesenland. Auf diese Weise wurde das Heer der Amurkosaken gebildet. Im Lauf der Jahre erfolgte dann die Einwanderung russischer Bauern.

Nachdem die Länder 1858 durch den Frieden zu Aigun vertragsmäßig an Rußland abgetreten worden waren, erhielten auch einige transbaikalische Kosakenbataillone Befehl, sich im Ussurital vom Amur an längs der chinesischen Grenze und südwärts bis an den Chankasee anzusiedeln. Dies war eine noch schwierigere Aufgabe; natürlich waren die Kosaken mit Weib und Kind während der langen Reise, die den Amur hinunter und den Ussuri hinaufging, Mangel und Leiden aller Art ausgesetzt; auch ihr Vieh litt Not und ging oft zugrunde. Anders als auf den Flüssen war zur Sommerzeit in diesem unwegsamen Lande kein Vordringen möglich. Als sie endlich in ziemlich heruntergekommenem Zustand anlangten, wurde ihnen von den Behörden Land angewiesen, ohne daß vorher untersucht worden war, ob es sich auch zum Ackerbau eignete; zunächst kam es nur darauf an, sie in bestimmten Abständen an der Grenze zu verteilen, damit sie die Post befördern, Fuhrwerke stellen und eine Art bewaffneter Schutztruppe bilden oder wenigstens als solche scheinen konnten.

Unter diesen Verhältnissen war es nicht leicht, ein neues Heim zu bauen, Land urbar zu machen und sich die nötigen Lebensmittel zu verschaffen. Es war ein mühseliges Leben mit viel Not. Im Jahr darauf trat der Ussuri über seine Ufer und setzte alles unter Wasser: die Überschwemmung kam den Ansiedlern, die die Gewohnheiten des Flusses nicht kannten, ganz unerwartet; die Acker und ihr ganzer Besitz wurden vernichtet und ihr Lebensmut gebrochen. Die Verhältnisse wurden dadurch nicht besser, daß ein ganzes Heer von Strafsoldaten ebenfalls Befehl erhielt, sich bei den Kosaken am Ussuri ansässig zu machen.

Die traurige Folge war, daß die Kosaken materiell und moralisch herunterkamen. Im Fall eines chinesischen Aufstands waren sie nichts weniger als widerstandsfähig, wie sich 1868 zeigte. Traten schlechte Jahre ein, so hatten sie keine Vorräte, zu denen sie hätten

Digitized by Google

greifen können, und es entstand Hungersnot. Infolgedessen mußten sie zum Teil bei den wohlhabenderen Chinesen, den später (S. 290) erwähnten Mansen, Hilfe suchen, sich von ihnen Geld zu Wucherzinsen leihen und wurden dadurch mehr oder weniger von ihnen abhängig. Nach und nach mußten die Kosaken, die im Grunde schlechte Landwirte waren, die Lebensweise der Eingeborenen annehmen und zu ihrem Unterhalt Fischfang und Jagd treiben, während man doch vorausgesetzt hatte, daß sie an der Reichsgrenze fest angesiedelt bleiben sollten. So entstand das Heer der Ussurikosaken.

Allmählich kam es auch am Ussuri zu einer Einwanderung russischer Bauern, teils aus andern Teilen Sibiriens, teils aus Rußland. Einige siedelten sich in dem fruchtbaren südlichen Ussuriland an, südlich vom Gebiet der Kosaken, andre weiter nordwärts zwischen den Stanizen der Kosaken; aber hier war das beste Land schon in den Händen der Kosaken, wenn sie auch nur einen kleinen Teil davon bestellen konnten. Die Bauern mußten sich daher mit weniger gutem Boden begnügen oder in die Taiga hinausziehen, um neues Land zu roden. Das Verhältnis zwischen Kosaken- und Bauernland hat den Behörden viele Schwierigkeit gemacht, und man schwankte lange hin und her. Selbst wenn die Kosaken zuviel Land erhalten hätten, war es ja eine eigene Sache, es ihnen wieder wegzunehmen; gleichwohl bestimmte 1911 der Zar, daß das Kosakenland am Amur und Ussuri in angemessenem Umfang den Kolonisten zu geben sei.

Die eingewanderten Bauern waren zwar größtenteils bessere Landwirte als die Kosaken, aber auch sie waren nicht immer den Schwierigkeiten gewachsen, die mit der Ansiedlung in einem wilden, unwegsamen Lande notwendig verknüpft sind. Daher unterlagen auch die Bauern oft, wenn Unglücksfälle oder Mißernten eintraten; sie litten bittere Not, und viele unter ihnen mußten dann, gleich den Kosaken, bei den Mansen Hilfe suchen. Dadurch wurden auch sie von diesen abhängig.

Bei den großen Entfernungen von Rußland ging die Kolonisation im Osten selbstverständlich langsam vor sich, besonders in der Zeit vor der Eisenbahn. Ins Amurgebiet kamen die Ansiedler nur zu Lande durch Sibirien, aber nach der Ussuriprovinz teilweise auch zu Schiff. In diese sind von 1859 bis heute gegen 250000 russische Bauern eingewandert, die Kosakenbevölkerung ungerechnet. Der offiziellen Statistik nach betrug die Gesamtzahl der Bevölkerung im

Digitized by Google

Jahre 1911 523840 Einwohner, darunter 360437 Russen. Nicht inbegriffen in dieser Zahl sind die Chinesen und Koreaner, die zur Sommerarbeit kamen und nicht im Lande ansässig waren. In der ersten Zeit, von 1859 bis 1882, zählte man nur 5705 bäuerliche Ansiedler, also jährlich 238. Von 1883 bis 1899 kamen 45196 russische Einwanderer, also jedes Jahr 2659. Nach jener Zeit, besonders nach 1906, war eine sehr starke Zunahme zu verzeichnen.

Die Zahl der ins Amurgebiet Eingewanderten war geringer; im Jahre 1911 war seine Bevölkerung 286263 Köpfe stark, darunter waren 242304 Russen; auch hierbei sind weder Arbeiter gelber Rasse noch nichtansässige Europäer mitgerechnet. 1911 zogen im ganzen 19503 russische Auswanderer nach dem Amurgebiet und der Ussuriprovinz, 1912 sogar 25115. Andrerseits aber kehrten 1911 auch 3507 Auswanderer (also 18 Prozent) nach Rußland zurück, im Jahre 1912 deren 2151 (also 9 Prozent).

Natürlich hatten früher die aus Rußland kommenden Auswanderer viel während des Jahres oder der anderthalb Jahre zu leiden, die sie auf den sibirischen Landstraßen zubrachten, ehe sie endlich ihre Bestimmungsorte in jenen einsamen Ländern erreichten. Selbst in neuerer Zeit ist es trotz der Eisenbahn nicht so leicht. Die Reise mit den langen, oft sehr überfüllten Ansiedlerzügen dauert einen bis anderthalb Monate, und in den dichtgefüllten Güterwagen, in denen die Leute fahren, ist es mit den Gesundheitsverhältnissen nicht zum besten bestellt. Auf den Endstationen, von wo aus sie an ihre Bestimmungsorte geschickt werden sollen, herrscht oft großer Mangel an Obdach für die vielen Ansiedler, und die Krankenhäuser waren bisweilen derartig überfüllt, daß in einem auf 12 Betten berechneten Raum 100, ja 150 Kranke untergebracht werden mußten; es sollen dort drei Bettstellen übereinandergestanden haben.

Wenn die Ansiedler endlich, trotz aller Mißstände, wohlbehalten mit ihren Familien auf ihren Grundstücken angelangt sind, müssen sie, noch angegriffen durch die lange Reise, sofort an die schwere Arbeit: sie müssen sich Häuser bauen, den Boden in fruchtbares Ackerland verwandeln, überhaupt Lebensmöglichkeiten schaffen. Dies erfordert Zeit; inzwischen mag es schwierig genug sein, sich das zum Leben Notwendige zu verschaffen. Die meisten Ankömmlinge sind wohl auch nicht gerade die tüchtigsten Landwirte ihrer Heimat; oft sind es Leute, denen es schon daheim schwierig wurde,

Digitized by Google

sich den Lebensunterhalt zu verdienen, und ihre Arbeitskraft wird durch die mühselige Reise nicht erhöht. Es ist also leicht begreiflich, daß diese Ansiedler von Anfang an im Wettbewerb mit der gelben Rasse, den Koreanern und Chinesen, die ihnen an landwirtschaftlicher Tüchtigkeit und wohl auch an Fleiß und Arbeitsamkeit überlegen sind, zurücktreten müssen.

Die Schwierigkeiten dieser Kolonisation sind, wie gesagt, zahlreich und groß; aber die russischen Behörden widmen ihr eine besondere Aufmerksamkeit, und in den letzten Jahren hat man große Verbesserungen getroffen, um die Besiedlung zu erleichtern und zu regeln; die Regierung bewilligt hierzu, wie S. 227 erwähnt, alljährlich immer größere Geldmittel.

Noch eine Art Einwanderung in jene Länder erfolgte durch die jährliche Sendung verbannter Verbrecher oder vielmehr ehemaliger Verbrecher, die sich nach verbüßter Strafzeit dort als freie Bauern ansiedelten. Dies war aber keine erwünschte Zufuhr an Arbeitskräften. Auch hierin ist in den letzten Jahren eine Veränderung eingetreten, und Verbrecher sollen nicht mehr dorthin gesandt werden.

Neben der Besiedlung mit Russen erfolgte eine gleichmäßig zunehmende Einwanderung gelber Völker, besonders von Koreanern und Chinesen, weniger von Japanern. Die Einwanderung der Koreaner begann, nachdem das Land russisch geworden war; seit 1860 kamen sie über die Grenze. Der Grund dazu waren periodische Mißernten in den koreanischen Grenzprovinzen, wodurch die Bewohner in entsetzliche Not gerieten. Überdies war auch durch Raubbau in der Heimat Mangel an Ackerboden entstanden; nicht zum wenigsten aber geschah es wohl wegen der schamlosen Erpressungen durch die koreanischen Beamten. Besonders 1869 fand eine Masseneinwanderung aus Korea statt; durch heftige Regengüsse hatte das nördliche Korea eine derartige Mißernte gehabt, daß dort vollständige Hungersnot eintrat und 7000 Koreaner in jämmerlichem Zustand über die Grenze wanderten. Anfangs sahen die russischen Behörden das gern. Da die Koreaner tüchtige Ackerbauer sind, trugen sie dazu bei, die Lebensbedingungen im Ussuriland besser und die Volksernährung wohlfeiler zu machen. Ein Teil der Koreaner wurde sogar nach dem Amurgebiet geschafft.

Als aber die Einwanderung immer mehr zunahm, begann man ängstlich zu werden, und bald sah man in dieser starken Vermehrung

Digitized by Google

Ruſſiſche Arbeiterkinder in einer Station der Amurbahn.

Digitized by Google

Baggermaſchine in Tätigkeit.

Koreaniſche und ruſſiſche Arbeiter beim Eiſenbahnbau.

Digitized by Google

der nichtrussischen Bevölkerung eine nationale Gefahr. 1882 erschien eine Verordnung, nach der nur russische Untertanen in Sibirien Land erhalten können; nur in Ausnahmefällen darf der Generalgouverneur Ausländern die Berechtigung dazu erteilen. Außerdem traf man noch eine Vereinbarung mit der koreanischen Regierung, wonach die vor 1884 eingewanderten Koreaner russische Untertanen werden durften, während die später ins Land gekommenen nur auf eine gewisse Zeit Erlaubnis erhalten sollten, dort zu wohnen; nach Ablauf der Frist sollten sie ihre unbewegliche Habe verkaufen und wieder nach Korea zurückkehren. Im Jahre 1891 wurde diese Verordnung zum erstenmal durchgeführt; eine ganze Menge Koreaner mußte infolgedessen ihre Besitzungen verkaufen und teils nach Korea zurückwandern, teils nach der Mandschurei gehen, wo ihnen die chinesische Regierung neues Land anweisen ließ. Damit hörte aber die koreanische Einwanderung ins Ussuriland noch keineswegs auf; es kamen viele, denen auf kurze Zeit Land überlassen wurde; viele blieben auch nur Pächter, besonders bei den Kosaken. Dies übte einen demoralisierenden Einfluß auf die russische Bevölkerung, denn es verlockte sie zum Faulenzen. Während die Koreaner den Boden urbar machten und bestellten, fanden die Kosaken immer mehr Geschmack daran, das Pachtgeld der Koreaner im Wirtshaus zu vertrinken und zu verspielen. Außerdem fand noch eine Einwanderung gelber Arbeiter statt, die im Frühling anlangten und im Herbst mit ihrem ersparten Geld nach Korea zurückkehrten.

Zu einer Rassenkreuzung zwischen koreanischen und russischen Kolonisten ist es nicht gekommen. Die Koreaner wohnen in der Regel nicht in Dörfern wie die Russen, sondern bauen sich ihre Hütten gewöhnlich inmitten ihrer Äcker, was selbstverständlich großen Vorteil gewährt, da es die Übersicht über die Fluren erleichtert und viel Zeit erspart, die täglich schon durch den Gang nach und von den Feldern verloren geht. Sie betreiben den Ackerbau ganz anders als die Russen; sie bearbeiten den Boden viel sorgfältiger und erzielen einen höheren Ertrag; sie verkaufen viel Korn und Heu und bringen es allmählich zu einem gewissen Wohlstand. Daher sind sie als eine tüchtige Bevölkerung anzusehen, wie man sie sich zur schnellen Kolonisierung des Landes nur wünschen kann.

Als die Russen das Land in Besitz nahmen, fanden sie im südlichen Ussuriland eine Besiedlung durch Chinesen, die ehemaligen

Digitized by Google

Herren des Landes, die sogenannten Mansen. Es waren gewöhnlich unverheiratete Männer, die kleine Genossenschaften bildeten, und nicht immer Leute von der besten Sorte. Die chinesische Einwanderung stieg noch, nachdem das Land unter russische Herrschaft gekommen war; die chinesischen Behörden in der Mandschurei hatten nun dort keine Macht mehr, und die russischen Behörden konnten ihren Einfluß in diesem unwegsamen Lande kaum geltend machen. Daher fühlten sich die Mansen mehr und mehr als die wirklichen Herren des Landes und hatten freies Spiel. Dazu kam, daß auf der russischen Seite der Grenze reiche Goldlager entdeckt wurden. Ende der sechziger Jahre soll die chinesische Bevölkerung aus ungefähr 40000 Männern bestanden haben. Unter ihnen war ungefähr die Hälfte fest angesiedelt und trieb neben dem Ackerbau noch Fischfang und Jagd; auch bildeten sie teilweise Chunchusenbanden, die die Einwohner des Landes durch Räubereien in Furcht versetzten, oder sie waren Goldwäscher oder gingen auf die Suche nach Pilzen, Geweihen und der bei den Chinesen so hochgeschätzten Schinsengwurzel. Diese Wurzel, auf englisch ginseng, ist das chinesische Universalmittel, das oft dreifach mit Gold aufgewogen wird. 1869 soll eine Wurzel mit 5000 Mark bezahlt worden sein, um 1900 herum gab man weniger dafür, nur 350 bis 400 Mark das Kilo. Der echte, mandschurische und koreanische Schinseng stammt von der Wurzel der Panax ginseng *C. A. Meyer* (P. quinquefolium *Lin.* var. ginseng *Regel et Maak*); diese Pflanze wächst in Korea und im nördlichen China wild und wird in Japan angebaut. Nach dem allgemeinen Glauben in China soll die Wurzel, um als Arzneimittel kräftig zu wirken, möglichst die Gestalt eines Menschen haben, ähnlich den Alraunen im mittelalterlichen Europa. Sie hilft gegen alle Krankheiten, auch gegen böse Geister; sie verlängert das Leben, ja, sie macht den Träger sogar unsterblich. Hirschhorn und Elchhorn benutzen die Chinesen viel zur Anfertigung von Medizinen und Pillen gegen allerlei Krankheiten. Pilze verwenden sie zum Teil als Nahrung, zum Teil als Arzneimittel.

Die Mansen sogen die Eingeborenen in der rücksichtslosesten Weise aus und machten sie oft vollständig zu Sklaven. Wenn es sich darum handelt, Eingeborene auszubeuten, kann sich kein Europäer mit den Chinesen messen. Sie vergiften sie mit Chanschin, dem verderblichen chinesischen Schnaps, geben ihnen Opium und locken

Digitized by Google

ihnen ihre wertvollen Zobelfelle und anderes Pelzwerk zu Spottpreisen ab, ihre eigenen Waren aber verkaufen sie ihnen zum höchsten Preise; sie verstricken sie rettungslos in Schulden, aus denen sie niemals herauskommen können, so daß sie stets für ihre Gläubiger Pelztiere fangen müssen. Die Chinesen haben eine solche Macht über die Eingeborenen, daß sie diese dazu bringen, die Russen als Feinde zu fürchten und in den Chinesen ihre Freunde und Retter zu sehen.

Die Mansen werden gewöhnlich wohlhabend, und in Notjahren waren Kosaken und Bauern, wie erwähnt, oft genötigt, sie um Hilfe zu bitten, wodurch sie von ihnen abhängig wurden. Dabei sprach auch der wichtige Umstand mit, daß wenigstens im Ussuriland die meisten Kolonisten Kleinrussen waren, die zwar tüchtige Bauern, aber nicht an Waldland gewöhnt sind und keine Hausindustrie haben wie die Großrussen. Sie mußten daher die Chinesen als Schmiede und andere Handwerker benutzen, wodurch sie auch in dieser Beziehung von ihnen abhängig wurden. Dazu kam, daß nach dem 1860 in Peking abgeschlossenen Übereinkommen die russischen Behörden keine chinesischen Untertanen bestrafen durften, nicht einmal wegen geringfügiger Vergehen; sie mußten sie den chinesischen Behörden überliefern. Dadurch erhielten die Mansen Sonderrechte, die sie im Verkehr mit der russischen Bevölkerung sehr zu ihrem Vorteil auszunutzen wußten, und die Chinesen blieben daher immer noch die eigentlichen Herren des Landes.

Auch ins Amurgebiet fand eine große Einwanderung Gelber, hauptsächlich Chinesen, statt. Dort bestand, wie gesagt, aus der Zeit vor der russischen Herrschaft eine große Ansiedlung chinesischer Mandschus auf den Ebenen an der Seja. Außer diesen festangesiedelten Bauern stellten sich nach und nach immer mehr chinesische Minenarbeiter in den Bergwerken, Geschäftsleute in den Städten, besonders in Blagowjeschtschensk, und dergleichen ein. Nach den Boxerunruhen im Jahr 1900 und den unglückseligen Ereignissen bei Blagowjeschtschensk, wo so viele Chinesen über den Fluß getrieben wurden, hat ihre Anzahl sich im Amurgebiet ein wenig verringert.

Im Verhältnis zu der großen Masse Koreaner und Chinesen war die japanische Einwanderung in den östlichen Provinzen in früheren Jahren nur unbedeutend.

Durch den beständigen Zustrom gelber Arbeiter waren diese

Digitized by Google

vor dem Ausbruch des Krieges 1904 zahlreicher geworden als die russischen im Amurgebiet und in der Ussuriprovinz. Von den 487 Industriebetrieben der Ussuriprovinz gehörten 192 Leuten gelber Rasse, und kein Russe wurde darin beschäftigt. Die andern 295 gehörten zwar Russen, diese hatten aber auch gelbe Arbeiter. Während des Krieges schien eine neue Chineseneinwanderung stattzufinden; ein großer Mangel an Landarbeitern war eingetreten, weil außer einem Teil der Bauern die Heere der Amurkosaken und der Ussurikosaken zu den Waffen einberufen waren. Nach dem Kriege vergrößerte sich die Einwanderung der Chinesen und Koreaner noch mehr; jetzt kamen auch viele Japaner hinzu.

Im Jahre 1904, vor dem Krieg, soll die russische Bevölkerung des Amur- und Ussurilandes zusammen 380000 Köpfe betragen haben, während die Zahl der eingewanderten Chinesen und Koreaner, einschließlich derjenigen, die russische Untertanen waren, sich auf 60000 belief. Die gelbe Rasse hätte also damals ungefähr 16 Prozent der russischen Bevölkerung ausgemacht. Im Jahre 1908 veranschlagte man die Zahl der Russen auf 500000, während die der Chinesen und Koreaner schon 120000 erreichte, der Prozentsatz ist also in vier Jahren von 16 auf 24 Prozent gestiegen, und die Zahl der Gelben ist ungefähr ein Viertel so groß wie die der Russen. Zieht man in Betracht, daß die russischen Ziffern auch Frauen, Greise und Kinder mitrechnen, dann stellt sich das Verhältnis noch ungünstiger. Die eingewanderten Chinesen und Koreaner sind meist Arbeiter im kräftigsten Alter, und unter den 120000 sind höchstens 10000 Frauen, Greise und Kinder. Das gibt ein arbeitstüchtiges Heer von 110000 Mann, während sich aus der russischen Bevölkerungsziffer nur ein Heer von etwa 130000 Mann herausrechnen läßt. Also kommt fast auf jeden arbeitsfähigen Russen ein gelber Arbeiter.

In Transbaikalien, das der Sibirischen Bahn und Rußland näher liegt, war das Verhältnis zwischen Gelben und Russen vielleicht noch ungünstiger. Anfang 1909 erreichte der Zustrom arbeitsuchender Chinesen und Koreaner eine früher unbekannte Höhe. Nach der Eisenbahnstatistik zogen dreimal soviel gelbe Einwanderer nach dem Amurgebiet, der Ussuriprovinz und Transbaikalien wie im Jahre vorher. Ja, in der Station Mandschuria, auf der Grenze zwischen der Mandschurei und Transbaikalien, gab es fünfmal soviel

Digitized by Google

arbeitsuchende Chinesen wie vorher. Kein Wunder, daß man in Rußland die Lage bedenklich fand, und man hat nach den Worten eines Russen wohl Grund, sich der Äußerung zu erinnern, die Li-hung-tschang im Jahre 1900 tat, als die Russen die Mandschurei besetzten: „Rußland wird es noch bereuen, sich China so sehr genähert und sich in dessen innere Angelegenheiten gemischt zu haben, wenn es erst sieht, daß die sibirischen Länder chinesisch werden."

Woher kommt dieser starke Strom der Gelben? Zunächst daher, daß im Osten ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften herrscht; die Ausnutzung der großen Naturschätze, Ackerbau und Bergwerkbetrieb, alles erfordert viel Arbeitskräfte, die sich ohne Zuhilfenahme der Gelben gegenwärtig nicht beschaffen lassen. Dazu kommt, daß der gelbe Arbeiter, Chinese oder Koreaner, den Europäern in der Konkurrenz überlegen ist. Oft hört man Russen sagen, es sei ohne sie nicht möglich, dort zu leben.

Die Genügsamkeit des Chinesen ist bekannt; ihr verdankt er, daß er für viel geringern Lohn arbeiten kann als ein europäischer Arbeiter; dabei ist er im ganzen tüchtiger. Ich hörte allerdings oft behaupten, ein russischer Eisenbahnarbeiter leiste während der Arbeitsstunden mehr als ein Koreaner und, wie man glaube, auch mehr als ein Chinese; aber er müsse auch viel höher bezahlt werden, weil seine Lebensweise weit kostspieliger sei. Dieser Vergleich ist aber nicht ganz gerecht, man berücksichtigt dabei nicht, daß Chinesen und Koreaner viel schlechter genährt sind als die Russen. Setzt man alle auf dieselbe Kost, so ist es kaum wahrscheinlich, daß der russische Arbeiter mehr und bessere Arbeit liefern wird als der gelbe. Ferner sind die Chinesen und Koreaner fleißig, was bei den dort lebenden Russen nicht immer der Fall ist.

Man darf auch nicht vergessen, daß die Gelben tüchtige Handwerker sind; die meiste Handwerksarbeit fällt ihnen zu, und sie sind dadurch an vielen Orten fast unentbehrlich geworden. Daß ein chinesischer Händler einem russischen oder andern europäischen überlegen genug ist, um überall erfolgreich konkurrieren zu können, ist bekannt. Diese Eigenschaften sind, wie der russische Schriftsteller Bolchowitinow sagt, gefährlicher als Heer und Flotte der Chinesen.

Man kann es verstehen, daß die russischen Behörden über die hier allem Anschein nach drohende Gefahr erschrecken mußten; jetzt ist die Beschäftigung chinesischer Arbeiter in der Ussuriprovinz und

Digitized by Google

im Amurgebiet ganz untersagt. Sie dürfen nicht einmal zum Bau der Amurbahn genommen werden, obwohl man fürchtete, daß dies zu großen Schwierigkeiten führen werde. Die Seele dieser antichinesischen Politik ist der jetzige Generalgouverneur der östlichen Provinzen, Nikolai Lwowitsch Gondatti, der sie mit großer Strenge durchführt. Wie schon erwähnt, werden jetzt Chinesen, deren Papiere nicht in Ordnung sind, ohne weiteres verhaftet und nach China zurückgeschickt.

Natürlich sprechen wichtige Gründe für diese Politik. Andrerseits aber sehen viele, und darunter geistig bedeutende Russen, die Frage ganz anders an. Ich hatte den Eindruck, als herrsche bei einem großen Teil gerade der hier im Osten lebenden russischen Bevölkerung eine starke gegenteilige Stimmung. Man sagte: „Wo will das hin? Ohne Chinesen können wir doch nicht fertig werden. Genügende russische Arbeitskräfte lassen sich nicht herbeischaffen, und vertreibt man die Chinesen, so werden die Lebensmittel so teuer, daß man hier nicht leben kann.“ So erzählte mir z. B. einer, er habe ungesetzlicherweise einen chinesischen Koch; wenn er Gäste habe, müsse er ihn verstecken; sollte er aber gezwungen sein, ihn zu entlassen, so wisse er nicht, woher einen andern bekommen. Und so war es mit allem. Wären es bloß die Japaner, sagte man mir, so wäre alles gut und schön, sie seien nicht unentbehrlich; auch ihrer würden immer mehr, aber ihnen könnten die Behörden nichts anhaben.

Ein russischer Schriftsteller kennzeichnet diese „gelbe“ Gefahr mit folgenden Worten: „Seht, wie ein Stadtbewohner lebt. In Chabarowsk z. B. wohnt ein Mann in einem Hause, das chinesische Arbeiter aus mandschurischem Holz erbaut haben; der Ofen ist aus chinesischen Ziegelsteinen gemauert. Des Morgens bringt der mandschurische Wanjika Wasser aus dem Brunnen. In der Küche heizt der chinesische Boy den Samovar aus Tula an. Der Hausherr trinkt seinen chinesischen Tee und ißt dazu Brot aus mandschurischem Mehl, das aus einer von Chinesen betriebenen Bäckerei stammt. Dann kommen Chinesen und Koreaner, um ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Eier, Gemüse, Obst aus Schanghai usw. feilzubieten. Der Boy läuft in den Basar, um mongolisches Fleisch zu kaufen und das Mittagessen zu bereiten. Die Frau des Hauses trägt ein Kleid, das ein chinesischer Schneider genäht hat, und der Hausherr hüllt sich, wenn die warmen Tage kommen, in seine Tschetschuntscha. Auf

Digitized by Google

seinem Hof hackt ein koreanischer Hausknecht Holz." Auch der Senator Iwanitzki sagt in seinem Bericht über die Verhältnisse im Osten, daß das Verbot, Arbeiter der gelben Rasse ins Land zu ziehen, vielleicht von politischen Gesichtspunkten aus erwünscht sein möge, aber nicht vom staats- und landwirtschaftlichen Standpunkt aus. „Derartige brutale Maßregeln lassen sich nur unter Schädigung des Wirtschaftslebens der Grenzländer durchführen", lauten seine Worte.

Noch eine große wirtschaftliche Schattenseite hat die Beschäftigung gelber Arbeiter: diese sparsamen Leute, die im Frühling kommen und im Herbst zu ihren Familien in Korea, der Mandschurei und China zurückkehren, ersparen sich im Lauf des Sommers Geld, das sie mitnehmen, und so wird in jedem Herbst dem Land ein nicht unbedeutendes Kapital entzogen. Dagegen wenden diejenigen, die sich zur entgegengesetzten Ansicht bekennen, ein, daß dieses Geld, das die gelben Arbeiter aus dem Lande tragen, wenig bedeute gegenüber den größeren Werten, die sie in Gestalt ausgeführter Arbeit zurücklassen. Mit Hilfe dieser tüchtigen Landwirte seien große Strecken neuen Landes angebaut, altes Ackerland gut bearbeitet und der Bodenertrag vergrößert worden; dies verbessere die Lebensbedingungen, mache die Lebensmittel wohlfeiler, und, was die Hauptsache sei, vermehre das Landeskapital in Form urbargemachten Bodens, der in jedem Jahr eine Rente abwerfe. Dürfe man wirklich hoffen, diese Grenzländer in einigermaßen absehbarer Zeit so entwickelt und so dicht bevölkert zu sehen, daß sie wirklichen Wert für Rußlands Machtstellung im Osten hätten, dann könne dies nur durch Zuhilfenahme gelber Arbeiter geschehen. Wolle man auf eine Entwicklung allein durch russische Einwanderer und russische Arbeitskraft warten, so werde viel zu lange Zeit darüber hingehen; inzwischen könnten die noch schwach besetzten Provinzen in fremde Hände fallen, so daß Menschen, Arbeit und Geld dem Vorteil einer fremden Macht geopfert worden seien.

Ich hörte auch kenntnisreiche hochgestellte Russen behaupten, die feindliche Politik gegen die Chinesen und ihre oft rücksichtslose Behandlung sei unklug: man mache sie sich ohne zwingende Notwendigkeit zu Feinden und treibe sie zu den Japanern hinüber. Früher sahen die Chinesen in den Japanern ihre natürlichen Feinde, während sie im großen und ganzen gegen die Russen nicht unfreund-

Digitized by Google

lich gesinnt waren; ja, man behauptet, daß diese viel besser mit ihnen umzugehen verständen als die Japaner; ein Russe, sei seine Stellung noch so hoch, trete gegen Chinesen niemals in so verletzender, verächtlicher Weise auf wie ein hochgestellter Japaner.

Neuerdings ist aber allerlei vorgefallen, was dieses Verhältnis ein wenig verändert hat, hauptsächlich wohl die unglückseligen Begebenheiten im Jahre 1900. Während des Boxeraufstands in China griffen die Chinesen plötzlich einige russische Dampfer auf dem Amur an und wollten sich ihrer bemächtigen. Auch hatten sich am Amur, der Stadt Blagowjeschtschensk gegenüber, feindliche Chinesentruppen angesammelt. In dieser Stadt und ihrer Umgegend wohnten damals 10—15 000 Chinesen. Aus Furcht, daß diese mit ihren Landsleuten jenseits des Amur gemeinschaftliche Sache machen könnten, vertrieben die Russen sie und jagten sie über den Fluß, ohne daß genügend Boote vorhanden waren; mehrere Tausend sollen dabei ertrunken sein, so daß nachher große Mengen von Leichen im Fluß trieben. Die Antwort der am andern Ufer befindlichen Chinesen war, daß sie die Stadt mit Kanonen beschossen, wobei 40 Russen ihren Tod fanden. Die Amurkosaken nahmen ihrerseits eine grausame Rache, indem sie die Stadt Aigun und andere chinesische Orte am Südufer angriffen und verwüsteten.

Nachdem die Unruhen aufgehört hatten, verlangten die vertriebenen Chinesen von ihren Behörden in der Mandschurei, daß sie ihnen wieder zu ihren Besitzungen verhelfen sollten. „Diese Besitzungen aber waren," wie Bolchowitinow sich ausdrückt, „bekanntlich nach der Flucht der Chinesen von der russischen Regierung dem Heer der Amurkosaken als Anerkennung seiner vorzüglichen Dienste während der chinesischen Unruhen im Jahre 1900 übertragen worden." Bolchowitinow fürchtet, daß diese Frage in Zukunft noch manche Verdrießlichkeiten verursachen könne.

Dem Verhältnis zu den Chinesen ungünstig war auch der Marsch der Alliierten gegen Peking und die Schändung der Kaisergräber durch die Europäer. Da die Russen diejenigen Europäer sind, von denen der gemeine Mann in China am meisten gehört hat, war es ganz natürlich, daß er die Russen auch dafür verantwortlich machte. Die Besetzung der Mandschurei durch Rußland war ebenfalls nicht geeignet, freundliche Gefühle in den Chinesen zu erwecken. Dann kam Rußlands Niederlage gegen Japan, wodurch sein

Digitized by Google

Ansehen im Osten einen fühlbaren Stoß erhielt. Alles dies zusammen hat dazu geführt, daß die Chinesen die Russen jetzt mit andern Augen ansehen als früher, und nach dem, was mit den Verhältnissen bekannte Männer behaupten, soll in den Chinesen ein Haß gegen die fremde Nation glimmen, der sich bei den blutigen Ereignissen im Jahre 1900 entfacht hat und dem spätere Begebenheiten Nährstoff gegeben haben. Daher liege aller Grund dazu vor, eine freundliche Politik gegen sie zu treiben; statt dessen seien sie in den letzten Jahren auf eine Weise behandelt worden, die nicht geeignet gewesen sei, ihren Haß zu besänftigen.

Man hat auch als bezeichnend für die Lage hervorgehoben, daß Chinas Reformen mit der Aufstellung einer modernen Armee begonnen haben, daß jetzt eine bedeutende Truppenmacht in der Mandschurei steht und daß China nicht mehr das schwache Land ist, das es noch 1900 war. Ferner hat die chinesische Regierung sehr zur Besiedlung der nördlichen Mandschurei längs der russischen Grenze ermuntert. Durch den Bau ihrer Eisenbahn haben die Russen auch selbst zur Kolonisation dieses Gebiets beigetragen. Die Chinesen bauen eine Feldeisenbahn nach dem Decauvillesystem nordwärts durch die Mandschurei, von der Ostchinesischen Bahn nach Zizikar und nach Mergen weiter, und diese Eisenbahn wird sicher bis zum Amur fortgeführt werden.

Man wird begreifen, daß Rußlands Lage im Osten wesentlich schwieriger geworden ist, als sie früher war; die russischen Staatsmänner haben hier große Aufgaben ernstester Art zu lösen, und die Frage hat ihre verschiedenen Seiten. Daher sind sich die Russen wohl bewußt, daß die Zukunft Verwicklungen bringen kann, die vielleicht sogar die Kräfte des ganzen gewaltigen Rußlands in Anspruch nehmen werden, ob man nun die antichinesische Politik fortsetzt oder nicht. Ja, so ernst ist die Lage, daß es vor einigen Jahren — bei der Debatte über die neue Eisenbahn durch das Amurgebiet — in der Duma und in der Presse nicht an warnenden Stimmen fehlte, die die Zukunft in sehr düstern Farben darstellten; die russische Politik im Osten wurde fast als Abenteurerpolitik bezeichnet. Man wies darauf hin, daß die mit so großen Geldopfern erbaute Bahn durch die südliche Mandschurei sich jetzt in Feindeshänden befinde und eine Waffe gegen Rußland bilden werde; ähnlich könne es mit der Bahn gehen, die durch das Amurland gebaut

Digitized by Google

werden ſolle. Falls China fortſchreite, wie es angefangen habe, ſtehe ihm in wenigen Jahren ein vier Millionen Mann ſtarkes, nach europäiſchem Muſter ausgebildetes Heer zur Verfügung; und ſollte jene Armee auch nicht ſo groß ſein, was habe Rußland ſeinen Feinden entgegenzuſtellen, wenn China zuſammen mit Japan operiere? Man wollte wohl ſagen, es ſei nur geringe Ausſicht, die öſtlichen Provinzen gegen eine ſolche Übermacht zu behaupten, und mit ihrem Verluſt würde die Frucht aller Arbeit, aller an ihre Entwicklung gewendeten Geldopfer, ebenſo wie die ſüdliche Mandſchubahn, in die Hände des Feindes fallen. Selbſt wenn dies ein übertrieben peſſimiſtiſches Zukunftsbild iſt, kann ſich doch niemand gegen die hier hervorgehobenen Gefahren verſchließen. Treten Japan und ein modernes China einmal miteinander gegen Rußland auf, ſo kann die Lage ſehr ernſt werden, ſelbſt wenn das Ruſſiſche Reich nach keiner andern Seite hin mit Schwierigkeiten zu kämpfen hätte. Sollte aber ein größerer Teil der ruſſiſchen Streitkräfte in Europa feſtgelegt ſein, dann würde die Lage ſchlimmer; es iſt jedenfalls nicht unwahrſcheinlich, daß die Mächte des Oſtens, wenn ſie ſich zielbewußt auf eine ernſte Kraftmeſſung mit den Europäern vorbereiten, einen ſolchen Augenblick auch werden zu benutzen wiſſen.

Digitized by Google

Auf der Draisine durch Sumpfland.

Bär (Ursus torquatus) aus dem Amurgebiet.

Digitized by Google

Eichen- und Birkenwald bei Bira.

Hölzerne Straßenbrücke.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Das Amurgebiet und die Amurbahn.

Das Amurgebiet ist ein Binnenland, das im Osten durch die Küstenprovinz vom Meere abgeschlossen wird; im Süden und Südwesten bildet gegen die Mandschurei hin der Amur die Grenze; im Westen liegt Transbaikalien und im Norden die Provinz Jakutsk. Es hat ungefähr 400000 Quadratkilometer Flächeninhalt, ist also fast so groß wie das Deutsche Reich ohne Süddeutschland. Seine Ausdehnung von Westen nach Osten beträgt mehr als 1000 Kilometer und von Südwesten nach Nordosten 300—550 Kilometer. Es ist ein Bergland, das von mehreren ziemlich wenig bekannten Bergketten gebildet wird. An der Nordgrenze zieht sich das Stanowoi- (oder Jablonnoi-)Gebirge hin, die Wasserscheide zwischen Amur und Lena. Zwischen Seja und Bureja erhebt sich das Turangebirge, und weiter ostwärts das Burejagebirge, das eigentlich eine Fortsetzung der Kleinen Chingankette in der Mandschurei ist. Zahlreiche Flüsse, die dem Amur zuströmen und oft tiefe Täler ausgegraben haben, durchschneiden das Gebirgsland allenthalben.

Der breite, mächtige Amur, die große Pulsader des ganzen Landes, zeigt teilweise dieselbe Neigung, die wir beim Jenissei so scharf ausgeprägt fanden: sein rechtes Ufer ist steiler und höher als das linke, das an vielen Stellen aus niedrigem, sumpfigem Flachland besteht. Man hat den Eindruck, daß der Fluß sein Bett so lange nach rechts verlegt hat, bis er durch die mandschurischen Gebirge gehemmt wurde, während er auf der linken Seite sehr niedriges Land zurückließ. Besonders auffallend sind zwei große Ebenen: die sehr ausgedehnte Bureja-Seja-Ebene, die ziemlich weit im Westen des Nebenflusses Seja beginnt und sich südostwärts am Amur bis weit über den Nebenfluß Bureja hinaus erstreckt, und die Ebene des mittlern Amur, die sich von der Kleinen Chingan-Kette, an der Mündung der Flüsse Sungari, Ussuri und Tunguska

Digitized by Google

vorbei, bis östlich von Chabarowsk hinzieht. Während diese Ebene ziemlich sumpfig ist und sich daher wenig zum Anbau eignet, hat die Bureja-Seja-Ebene teilweise vorzüglichen Boden, Gras- und Waldsteppe, und kann sicher einmal ein großes, reiches Getreideland werden. Im übrigen ist das ganze Amurland mit Wald bestanden: in den Gebirgen endlose Nadelwälder, und im Flachland am Amur großenteils Laubwald, der hauptsächlich aus Eichen, aber auch aus weißen, ja selbst schwarzen Birken besteht; in diesen Tiefländern ist die Vegetation manchmal ganz üppig, man findet dort auch südlichere Baumarten, wie Pflaumenbäume, Apfelbäume, Korkeichen und sogar wilden Wein.

Das Klima des Amurgebiets ist ziemlich kalt. Die mittlere Jahrestemperatur ist im größten Teil des Landes, ungefähr auf dem Breitengrad der Bureja-Seja-Ebene, um Null herum, während sie weiter südlich bei Chabarowsk ein wenig höher sein dürfte. Der Sommer ist dagegen sehr warm, was für den Ackerbau wichtig ist. Im Juli steigt das Temperaturmittel im größten Teil des Landes auf mehr als 20 Grad; das Thermometer soll stellenweise sogar 47 Grad zeigen. Der Winter jedoch ist kalt. Die mittlere Januartemperatur kann in der Bureja-Seja-Ebene bis auf 25 Grad unter Null sinken, und Temperaturen von 30 und 40 Grad Kälte sind nichts Ungewöhnliches.

Infolge der Südostwinde im Sommer und der Nord- und Nordwestwinde im Winter gibt es im Sommer viele Niederschläge, aber im Winter so wenig Schnee, daß man hier kaum eine Schlittenbahn hat. Dies ist der Vegetation ungünstig, weil die Erde so tief hinunter gefriert und der Frost erst spät im Sommer aus dem Boden weicht.

Das Land hat wertvolle Mineralschätze. Besonders groß ist sein Reichtum an Gold, das man an vielen Stellen gefunden hat, meist im Sand der Flüsse; in vielen Teilen des Landes wird Goldwäscherei getrieben. Bei der Arbeit an der neuen Eisenbahn stieß man an mehreren Stellen auch auf Kohlenlager.

Die ursprünglichen Bewohner des Amurgebiets waren Nomadenstämme, die zu den tungusischen Völkern gehörten, zum großen Teil Mandschus, Manegrer, Dauren, Golden, Orotschonen und eigentliche Tungusen. Sie waren vorwiegend Fischer und Jäger, die an den Flüssen und in der ausgedehnten Taiga umherstreiften,

Digitized by Google

während die Tungusen und teilweise auch die Orotschonen Renntiernomaden waren, die mit ihren Renntieren in den Wäldern umherzogen, daneben aber auch Fischfang trieben und auf die Jagd gingen. Die Zahl der Eingeborenen dürfte schwerlich höher sein als 4—5000 Köpfe. Sie gehören zu den begabtesten und lebenskräftigsten der Tungusenstämme. Viele unter ihnen sind außerordentlich geschickte, ausdauernde Jäger, und das Volk der Golden ist bekannt geworden durch die hervorragende Geschicklichkeit, mit der es seine Boote die Flüsse hinauf und hinunter steuert. Auch mit diesen Naturvölkern geht es infolge der Berührung mit der vordringenden europäischen Zivilisation immer mehr abwärts; sie sind leider wohl dazu verurteilt, früher oder später, je nach dem Fortschreiten der Kolonisation des Landes, zu verschwinden.

Eine andere Rasse, die mit den Europäern in das Land eindringt, ist die gelbe; es sind, wie schon gesagt, teils Koreaner, teils Chinesen.

Die Gesamtbevölkerung des Amurgebiets soll 1897 aus 120306 Köpfen, worunter 16783 Nichtrussen, bestanden haben; im Jahre 1911 aber hatte das Land 286263 Einwohner, darunter 43959 Nichtrussen, meist gelber Rasse.

Die Reise von Rußland nach dem Amurgebiet war in früheren Zeiten sehr lang. Zuerst waren die endlosen Landstraßen durch Sibirien bis Irkutsk und zum Baikalsee zurückzulegen, dann ging es zu Boot über den See, darauf auf der Landstraße durch Transbaikalien bis an die Schilka, und nun auf Holzflößen diesen Fluß und nachher den Amur hinunter, bis man am Bestimmungsort anlangte. Der Auswanderer konnte ein Jahr, wenn nicht gar anderthalb Jahre auf dieser Reise zubringen. Nach dem Bau der Eisenbahn durch Ostsibirien und Transbaikalien kann man auf ihr nach der Stadt Srjetensk an der Schilka und von dort aus zu Schiff die Schilka und den Amur hinabfahren. Doch selbst diese Reise ist beschwerlich. Es war auch selbstverständlich eine große Schattenseite, daß die transbaikalische Eisenbahn nicht mit der Ussuribahn verbunden war.

Daher war es kein Wunder, daß man bald an die Anlage einer Eisenbahn durch das Amurgebiet dachte, um die transbaikalische Bahn, die in Srjetensk endete, mit Blagowjeschtschensk zu verbinden, der größten Stadt des Amurgebiets, und mit Chabarowsk,

Digitized by Google

wo die Bahn an die Ussuribahn anschließen soll. Eine solche Amurbahn war schon 1893—96 nach Untersuchung des Terrains abgesteckt worden, als man auf einmal die Entdeckung machte, es sei kürzer und leichter und obendrein weniger kostspielig, wenn man die Eisenbahn von Transbaikalien aus direkt durch die Mandschurei nach der Ussuribahn und Wladiwostok führe. Zwar lag sie hier auf chinesischem Boden, aber man setzte mit Recht voraus, daß es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten machen werde, sich darüber mit China zu einigen. So wurde denn die Ostchinesische Bahn mit russischem Geld gebaut. Bald wurde dann auch in Port Arthur ein russischer Kriegshafen angelegt, der in vieler Hinsicht eine noch günstigere Lage hatte als Wladiwostok. Das Projekt der Amurbahn wurde jetzt ganz aufgegeben, und Rußland richtete seine Aufmerksamkeit immer mehr auf die Mandschurei, die fruchtbarer war und noch größere Aussichten bot als das Amurland.

Dann aber kam in den Jahren 1904 und 1905 der Krieg. Der südliche Teil der russischen Eisenbahn gelangte nach dem Frieden in die Hände der Japaner, und auch in der Nordmandschurei wurde die Lage so, daß die Russen ihre Bahnverbindung mit Wladiwostok nicht länger als genügend sicher ansehen konnten. Daher war es natürlich, daß der Plan einer Bahn durch das Amurgebiet wieder aufgegriffen wurde. Schon aus strategischen Gründen schien es notwendig, mit den östlichen Provinzen durch eine zusammenhängende Eisenbahn verbunden zu sein, die ganz auf russischem Boden lag und so angelegt war, daß sie nicht so leicht durch feindliche Truppen abgeschnitten werden konnte. Wünschenswert wäre es gewesen, sie durch die am dichtesten bevölkerte Gegend am Amur zu führen; aber dann wäre sie immerfort an der chinesischen Grenze entlang gegangen, und im Kriegsfall zu wenig geschützt gewesen; daher beschloß man, sie tiefer ins Land hineinzulegen, wo sie bessern Schutz hatte, aber hauptsächlich durch gänzlich unbewohnte Gegenden ging.

Dadurch mußten sich die Schwierigkeiten beim Bahnbau in mancher Hinsicht vergrößern. Es war kein Durchkommen, man mußte erst Straßen durch die Wildnis bauen, um Arbeiter und alles Notwendige befördern zu können; an Ort und Stelle waren fast keine Arbeitskräfte zu finden, man mußte sie erst kommen lassen. Auch zu deren Unterhalt war dort nichts vorhanden, alles mußte herbeigeschafft werden. Obendrein legte das Land selbst dem Bau

Digitized by Google

große Hindernisse in den Weg. Das Klima ist im Winter so streng, daß sich dann meist nicht arbeiten läßt, ausgenommen in den Tunnels und an den Brücken. Aber auch im Sommer sind die klimatischen Verhältnisse schlecht; es ist heiß, und es wimmelt von Mücken, Bremsen, Stechfliegen und andrem Ungeziefer, das Menschen und Tiere scharenweise überfällt, so daß man sich durch brennende Holzstöße davor schützen muß. Auch ist in diesen flachen, sumpfigen Ebenen sehr schwer Trinkwasser zu finden; gewöhnlich muß man Sumpfwasser trinken. Bis zur Fertigstellung der Straße ist das weitere Vordringen oft ziemlich schwierig. Weite Strecken Sumpfboden waren im Sommer oft so unwegsam, daß man warten mußte, bis sie im Winter gefroren waren. Im Urwald, in der Taiga, ist das Vordringen auch nicht leicht; der Boden ist an vielen Stellen sumpfig und dazu voll umgestürzter Baumstämme; oft haben Stürme den Wald weithin umgebrochen, und Menschen und Tiere müssen sich entsetzlich anstrengen, ehe es gelingt, sich einen Weg zu bahnen. Das Aufschütten des Bahndammes durch die langen, oft grundlosen Moorstrecken war selbstverständlich auch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Gesunde Arbeitsverhältnisse können in einer solchen Wildnis naturgemäß erst dann eintreten, wenn mehr gerodet und das ärgste Sumpfwasser beseitigt ist; man behauptet, bei den Vorarbeiten zum Bahnbau seien 75 Prozent der Leute krank geworden. Doch je weiter die Arbeit vorschritt, desto mehr besserten sich die Verhältnisse, und jetzt schienen sie an den meisten Orten auffallend gut zu sein; man sah in den Krankenhäusern nicht viel andere Patienten als solche, die Unglücksfälle erlitten hatten.

Die Beschaffung der zum Bahnbau nötigen Arbeiter bot große Schwierigkeiten; es war der Befehl ergangen, keine Chinesen zu beschäftigen; dort draußen ließen sich aber nur wenige russische Arbeiter auftreiben, daher war man gezwungen, die meisten aus Rußland kommen zu lassen. Da die Hauptarbeit im Winter nicht betrieben werden konnte, mußte die Mehrzahl der Leute im Frühling ins Amurgebiet reisen und im Herbst nach Rußland zurückkehren. Hin- und Herfahrt mit der Bahn kostete alles in allem drei Monate. Die Arbeit beginnt gewöhnlich im Juni, und Anfang oder Mitte Oktober werden die meisten Arbeiter wieder entlassen, sie können also etwa vier Monate arbeiten; davon gehen aber die vielen Tage noch ab, an denen Regenwetter jede Arbeit

Digitized by Google

verbietet. Rechnet man den Lohn der Arbeiter in den sieben Monaten, die von ihrer Abreise aus Rußland bis zu ihrer Wiederankunft dort vergehen, und die Reisekosten zusammen, so stellt sich die Arbeit selbstverständlich sehr teuer. In den ersten drei Jahren sind, wie berichtet wird, 130000 russische Arbeiter ostwärts gesandt worden; 1912 allein sollen ungefähr 80000 Arbeiter nach dem Amurgebiet gereist sein und dort gegen einen 30 Millionen Rubel betragenden Gesamtlohn gearbeitet haben. Dies hat den Vorteil, daß all das Geld nicht aus dem Lande geht, im Gegensatz zur Beschäftigung chinesischer Arbeiter. Ein andrer Vorteil liegt, wie man meint, darin, daß viele dieser Arbeiter nicht in ihre Heimat zurückkehren, sondern sich Land anweisen lassen und sich im Osten ansiedeln. In dem offiziellen Bericht heißt es, daß 20 Prozent der Arbeiter mit ihrer Familie herkommen; sie bilden den Vortrab der Kolonisation in dieser unbewohnten Wildnis.

Eine andere Art russischer Arbeiter, die auch in großem Umfang beschäftigt wird, sind Sträflinge, die an der Bahnstrecke an mehreren Stellen in kleinen Gefangenenkolonien hausen. Auf je zehn Sträflinge kommen drei Soldaten; unter dieser Bewachung werden sie morgens zur Arbeit und abends wieder ins Gefängnis geführt. Ihr Tagelohn wird zurückgelegt und ihnen nach beendeter Strafzeit ausgezahlt; daher führen sie gern solche Arbeit aus.

Die einzigen gelben Arbeiter, deren Anstellung beim Bahnbau erlaubt ist, sind die Koreaner; aber auch sie werden nur unter der Voraussetzung beschäftigt, daß sie russische Untertanen, also im Amurgebiet und im Ussuriland fest angesiedelt sind. Ein paar Tausend solcher Koreaner sollen an der Bahn arbeiten, und man sagte mir, daß sie in den Sumpfgegenden sehr wertvoll seien, weil sie die Feuchtigkeit viel besser vertrügen als die Russen, die nur ungern in den Sümpfen arbeiten, während die Koreaner sich nichts daraus machen.

Die Gesamtlänge der Amurbahn, von Kuenga bis Chabarowsk, beträgt 1950 Kilometer. Die Kosten stellen sich auf gut 300 Millionen Rubel, also 154000 Rubel (340000 Mark) für das Kilometer.

Die Bahn ist in vier Abteilungen gebaut. Die westlichste Abteilung, die 195 Kilometer umfaßt, beginnt bei Kuenga, der letzten Station der transbaikalischen Bahn, und geht bis zur Station

Digitized by Google

Taiga am Kamenuſchkafluß.

Digitized by Google

Niedergebrannter Wald am Kamenuschkafluß.

Bewaffneter russischer Bauer auf der Suche nach seinem gestohlenen Pferde.

Digitized by Google

Urjumskij; sie steht unter dem Ingenieur Boris Wassilijewitsch Seest. Die Arbeiten begannen dort im März 1908, und die jetzt fertige Bahn ist schon längere Zeit im Betrieb. Die zweite Abteilung, zwischen den Stationen Urjumskij und Kerak, ist 635 Kilometer lang. Den Bau dieser Strecke leitet der Ingenieur Jevgenij Ulianowitsch Podrutzkij; auch sie ist beinahe fertig. Die dritte Abteilung, zwischen Kerak und Malinowka, umfaßt 640 Kilometer und steht unter der Oberleitung des Ingenieurs Wladimir Wladimirowitsch Tregubow. Die vierte und östlichste Abteilung, zwischen Malinowka und Chabarowsk, ist 480 Kilometer lang. Hier hat Ingenieur Alexander Wassilijewitsch Liwerowskij die Leitung. Die Arbeit an diesem Teil der Bahn hat erst vor zwei Jahren angefangen und soll 1914 beendet werden, so daß dann die ganze Bahn benutzt werden kann. Am meisten Zeit wird der Bau der Brücke über den Amur nach Chabarowsk erfordern. Eine verantwortungsreiche Stellung beim Bau dieser Bahn hatte der Oberarzt Sergei Pawlowitsch Serebrennikow, dem die Leitung der gesamten ärztlichen Tätigkeit oblag und der auch die Oberaufsicht über die Gesundheitsverhältnisse unter den vielen tausend Arbeitern in diesem gefährlichen Lande führen mußte.

Jetzt scheinen, wie gesagt, die Gesundheitsverhältnisse unter den Arbeitern der Amurbahn gut zu sein. Auf den größern Stationen hat man Krankenhäuser erbaut. Wir besuchten mehrere und sahen uns die Operationszimmer, die Krankensäle, die Badeeinrichtungen usw. an; alles war so hell, sauber und wohlgeordnet, daß man seine Freude an dem Anblick hatte. Aber im Verhältnis zu der Anzahl Kranker, die dort untergebracht werden konnte, waren wenig Patienten darin. Die Eisenbahnverwaltung baut an den Stationen gewöhnlich Schulen, der Arbeiterkinder wegen. Wir haben mehrere solcher Schulen besucht; sie machten einen guten Eindruck; die Räume waren groß und luftig, und an den Wänden hingen allerlei botanische, geographische, geologische und zoologische Wandtafeln, Anschauungsbilder von Industriegegenständen usw. An einigen Schulen waren Lehrerinnen, an andern Lehrer angestellt. Manchmal waren so viele Kinder da, daß sie in Abteilungen unterrichtet werden mußten, die einen vormittags, die andern nachmittags. Sie sahen alle recht munter aus, und ich konnte nicht finden, daß ihnen das Klima nicht bekomme. —

Digitized by Google

Das Land, das wir jetzt durchreisen werden, läßt sich seiner Natur nach in vier Teile teilen. Zuerst kommt die Mittelamurebene, dann das von der Bergkette des Kleinen Chingan gebildete Gebirgsland, darauf die weite flache Bureja-Seja-Ebene und zuletzt von ihrer Westgrenze an wieder Gebirgsland bis nach Transbaikalien hinein.

Über die Ebene am Mittel-Amur.

7. Oktober. Noch ehe wir am Morgen aufgestanden waren, brachte uns der Dampfer schon über den Amur, zum Anfang einer kleinen provisorischen Seitenlinie der Bahn, die der Arbeit wegen gebaut worden ist. Als wir bei Sonnenaufgang auf Deck kamen, stand der kleine Zug schon am Ufer bereit; mit ihm fuhren wir in die Ebene hinein, in die große Mittelamur-Ebene, auf der wir bis zum nächsten Nachmittag ungefähr 150 Kilometer zurücklegten. Hier ist sie zunächst ein flaches, sumpfiges Delta, das sich dort gebildet hat, wo sich die Flüsse Ussuri und Tunguska in den Amur ergießen; bei großem Frühlingshochwasser steht es teilweise unter Wasser. Der Boden besteht hauptsächlich aus Sand und Ton und ist größtenteils von ausgedehnten Sümpfen mit Torfgrund bedeckt. Im westlichen Teil der Ebene, nach dem Hügelland am Fuß des Kleinen Chingan zu, sah ich auch Kies mit kleinen, bis faustgroßen Steinen. Dieser Kies war vortrefflich zum Aufschütten des Bahndamms, aber er trat selten auf. Überall sah man zu oberst eine dicke Schicht aus schwarzem Humus und Torf, die fruchtbar zu sein scheint, wenn sie gut bearbeitet wird.

Große Strecken der Ebene sind mit Gras bewachsen; auch spärlicher Wald findet sich, hauptsächlich Birken; sie ist durchgehends sehr sumpfig, aber es ist auffallend, was das des Bahnbaues wegen erfolgende Drainieren schon in kurzer Zeit ausgerichtet hat. Wo früher vollständiger Sumpf war, liegen jetzt große Strecken guten, zum Teil schon bestellten Ackerlandes, und zwar seit dem Winter 1911 auf 1912. Allein schon durch das neue Land, das so zur Bebauung gewonnen wird, meinte Ingenieur Wourtzel, werde sich die Bahn in dieser Gegend bald bezahlt machen. Bei der Entwässerungsarbeit bedient man sich großer Maschinen, die wir in Arbeit sahen. Sie gehen auf breitem Schienengleis, das provisorisch über

Digitized by Google

das Terrain gelegt wird, haben Dampfbetrieb und sehen fast wie große Baggermaschinen aus. In kurzer Zeit graben sie breite Kanäle; allen Sand, Kies und Schlamm, den sie herausschöpfen, legen sie hübsch an der andern Seite nieder, um den neuen Bahnkörper zu bilden, oder sie schütten ihn gleich in Kippwagen, die ihn dorthin bringen, wo die Bahnlinie gebaut wird. In den Kanälen fließt das Wasser ab; dadurch sinkt der Wasserstand im Boden, und der Bahnkörper wird trocken gelegt, zugleich aber wird auch die ganze Ebene trocken. Es ist eine schwere Arbeit; wir sahen einen ganzen Landrücken Sand, der im Begriff war zu verschwinden, da er als Füllmaterial für die Bahnstrecke durch die tiefen Sümpfe dienen mußte. Zur Beförderung dieses Materials hat man provisorisch eine Seitenlinie gebaut, an der viele Arbeiterhütten lagen; aber wenn die Eisenbahn im nächsten Jahr fertig ist, wird das alles wieder verschwinden.

Das Wetter ist so schön warm, daß man ganz vergißt, daß es Oktober ist. Die Weiden haben noch grüne Blätter, mit einigen gelben dazwischen, aber die Birken haben ihr Laub zum Teil schon verloren, wenn auch hier und dort noch einige grüne mit gelben Blättern an einem Zweig sitzen.

In dem Dorf Pokrowka besuchten wir die Eisenbahnschule für Arbeiterkinder, und als Ingenieur Wourtzel mich dem Lehrer vorstellte, machte es diesem großes Vergnügen, seine Gelehrsamkeit auszukramen und den Buben und Mädchen zu erzählen, wer ich sei und was für eine Reise ich früher gemacht habe; er konnte es ruhig tun, denn ich verstand ja doch kein Wort davon. Er schien ein guter, netter Lehrer zu sein, und die Kinder sahen gesund, munter und unbefangen aus.

Wir frühstückten beim Abteilungsingenieur Franz Cholewo, der an einer Stelle, wo vor einem Jahr noch Sumpf und Wildnis gewesen war, ein gemütliches kleines Haus und einen hübschen kleinen Garten mit Blumen und Gemüsen hatte. Wir aßen von seinem selbstgezogenen Kohl und Schinken von seinen Schweinen; er hatte auch drei Kühe. Bald darauf kamen wir an einem Dorf vorüber, das ein Jahr alt war. Hier stand sogar eine Windmühle; vor noch kaum einem Jahr war hier Sumpfland, das keinen Getreidebau zuließ. An einer andern Stelle fuhren wir auf der nahezu fertigen Strecke, wo der Ingenieur, der sie vor zwei Jahren absteckte, im

Digitized by Google

Sommer die Arbeit einstellen mußte, weil das Erdreich zu naß war; er hatte warten müssen, bis der Boden im Winter gefror. Jetzt liegt das Land anbaufertig da.

Nachdem ich einen tiefen Einblick in die verschiedenen Phasen und Beschwerlichkeiten eines Bahnbaus in einem solchen Sumpflande erhalten hatte, langten wir am Abend in der Dunkelheit auf unserer Nachtstation In an, die ein kleines, nur für die Eisenbahner erbautes Dorf ist. Das Dörfchen liegt am Flusse In, einem Nebenfluß des Urmi, der ein Nebenfluß der Tunguska ist. Hier bekamen wir ein reichliches Abendessen, oder richtiger unser Mittagessen, beim Bahnhofswirt, einem schmucken Georgier, der sich in seiner Nationaltracht, dem langen Kaftan mit den aufgesteppten Patronenbehältern quer über der Brust, sehr stattlich ausnahm, wenn auch die Patronen längst von Holzstöpseln abgelöst worden waren. Also auch hier treffen wir Kaukasier.

Wir sind auf einem guten Nährboden angelangt, und es wurde großartig aufgetischt; den Anfang machten alle Sorten Kaviar, schwarzer und roter, gepreßter und frischer. Im Amur wird Störfang betrieben, außerdem gibt es große Mengen Cheta, der im Amur lebenden Lachsart, die mir ebensogut wie unser Lachs zu sein schien, obgleich Kenner das Gegenteil behaupten. Die Cheta liefert den roten Kaviar von herrlicher Rubinfarbe. Außer vielen Fischarten gibt es hier viel Wild. Zuerst wurden uns kalte Gerichte vorgesetzt, wie es bei einer Sakuska sein muß, dann aber auch warme. Da ich glaubte, daß damit das eigentliche Mittagessen begann, aß ich entsprechend. Es wurde dann abgetragen, und nun waren wir wohl fertig. Doch jetzt erschien die Suppe, die gute russische Suppe, das Zeichen für den Anfang des Diners. Was wir bisher bekommen hatten, war nur Sakuska, kalte Küche, gewesen! Nun kam schöner Fisch, dem ein warmes Fleischgericht mit Gemüse nach dem andern folgte. Das wiederholte sich mit der Sakuska, aus der ich nie klug werden konnte, jeden Tag, solange ich im Amurgebiet war. Immer glaubte ich, wir seien mit dem Essen fertig, und immer fing es dann erst richtig an. Dazu gab es Wein aus Kaukasien, herrlichen Kachetiner Wein von wunderbarer tiefgoldiger Farbe, deren bloßer Anblick schon berauschen kann. Dazu Obst aus Taschkent, große Birnen und volle, saftige Weintrauben, die wir überall in Sibirien und auch hier im

Digitized by Google

Amurgebiet fanden. Dieses Turkestan muß ein großartiges Obstland sein.

8. Oktober. Von hier war die Bahn noch nicht soweit fertig, daß wir sie mit einem Zug befahren konnten, also mußten wir Draisinen benutzen. Noch immer dieselbe flache Ebene, überall feucht und sumpfig. Das Wasser steht still; man findet kaum Trinkwasser; in den Brunnen ist es allerdings ziemlich klar, aber es riecht nach Schwefelwasserstoff, auch wenn man fünf Meter tief gräbt. Meist war hier offenes Grasland, aber hin und wieder zeigten sich große Birkenhaine mit blendend weißen Stämmen. Hier wächst die „weiße Birke"; sie trägt ihren Namen mit Recht. Zum Unterschied von den Birken bei uns daheim ist sie von der Wurzel bis in die äußersten Zweigspitzen weiß; daher macht sie einen auffallend hellen Eindruck, besonders jetzt, wo das Laub fehlt. Die Bäume wirken ganz unnatürlich, als hätte jemand sie weiß angekalkt, wie wir das bei unsern Obstbäumen tun, nur daß hier auch die Äste bis an die Spitzen der dünnsten Zweige weiß sind. Die Bäume stehen immer weit auseinander. Je weiter westwärts wir gelangen, desto öfter zeigen sich Eichen zwischen den Birken, da und dort auch wohl eine vereinzelte Lärche. Gras wächst überall, sogar zwischen den Bäumen in den Walddickichten.

Als wir später am Tage mit unsern Draisinen beständig westwärts rollten, sahen wir weit vor uns blaue Berge über der Ebene aufsteigen. Es waren die Bergrücken des Kleinen Chingan.

Nachmittags hatte auch unser Vordringen mit der Draisine ein Ende; weiter waren die Schienen noch nicht gelegt, und von hier an mußten wir uns eines Automobils auf der unebenen Landstraße bedienen. Diese Straße begleitet überall die Bahn; sie ist das erste, was angelegt wird, bevor der Bahnbau beginnt. Auch später soll sie erhalten bleiben, und zwar hauptsächlich aus strategischen Gründen; denn falls der Feind einen Teil der Eisenbahn zerstört, können Soldaten und Artillerie auf dieser Straße heranrücken. Außerdem ist sie auch insofern wichtig, als die Leute aus den Ansiedlungen auf ihr nach den Stationen gelangen.

Zwei Automobile standen uns zur Verfügung. Das eine, für uns selbst bestimmte, war ein gutes kräftiges Straßenautomobil des gewöhnlichen Typus, das andre ein gepanzertes Automobil zum Befördern unseres Gepäcks, das in diesem unsichern Land sonst für

Digitized by Google

die Postbeförderung bestimmt ist. Seine Panzerplatten enthalten Schießscharten, und wenn es die Post und das Geld für die Arbeiterlöhne befördert, wird es stets von Gendarmen oder Soldaten mit geladenem Gewehr begleitet. Es hat volle Gummireifen, keine Luftreifen, die sich durchstechen lassen; aber es stößt auf diesen Wegen auch tüchtig.

Mit dem Automobil kamen wir ebenfalls ziemlich schnell vorwärts; wir machten hohe Sprünge über Löcher und Unebenheiten, und es erschien mir wie ein Wunder, daß weder die Federn sprangen, noch die Reifen platzten. Aber die Pferde auf der Straße machten wir scheu, mit Wagen und Last sausten sie auf beiden Seiten in die Gräben hinein, und wir hielten nicht an, um zu sehen, wie sie wieder herauskamen. Oder die Pferde machten vor uns mit den Wagen kehrt und stürmten in wildem Galopp davon. Wo Sümpfe waren, bestand die Straße aus Knüppeldämmen, deren Länge oft mehrere Kilometer betrug. Wenn das Automobil auf ihnen fuhr, hüpften und tanzten die Planken unter uns und machten ein entsetzliches Getöse.

Über den Kleinen Chingan.

Wir näherten uns allmählich der Westgrenze der Ebene. Immer näher kamen das Hügelland und die Berge; die Landschaft veränderte sich, die Birken verschwanden zusehends, immer mehr Eichen traten an ihre Stelle, und durch schönen Eichenwald schlängelte sich die Straße bergauf und bergab über die Landrücken. Es berührte mich eigentümlich, daß ein „Urwald" so aussehen und so reinen Waldboden haben konnte; er hatte mehr Ähnlichkeit mit einem gutgehaltenen englischen Wildpark als mit unangebautem Land am Amur. Dies mag wohl daran liegen, daß die Eingeborenen von alters her gewohnheitsmäßig das dürre Gras abgebrannt haben, um dem Wild bessere Weide zu verschaffen; vielleicht ist es auch durch die auf der Suche nach Hirschgeweihen umherstreifenden Chinesen geschehen. Die Wälder wurden auch oft niedergebrannt. Je höher wir die Landrücken hinaufkamen, mischten sich auch Lärchen zwischen die Eichen, und schließlich zeigten sich viele Tannen und einzelne Kiefern. Auf einmal sahen wir einen Fluß sich auf dem Grunde eines Waldtals hinschlängeln; dahinter lagen blaue, bewaldete Rücken und Berge. Die Gegend hätte ebensogut in Norwegen sein können. Der Fluß war die Bira, und als wir weiter durch den Wald gefahren

Digitized by Google

waren, wobei der Fluß beständig unter uns strömte, hielt das Automobil an einer großen Ansiedlung auf dem Waldabhang. Es war die Station Bira, wo wir übernachten sollten.

Es ist Abend geworden. Die Dämmerung verschwindet tiefrot hinter den Gebirgen im Westen, und der Halbmond beginnt auf das Land herabzuscheinen. Es wird schnell dunkel. Die Halden droben sind ganz schwarz, aber die wellenförmige Linie des Landrückens zeichnet sich gegen den blauen Himmel ab, und die nächsten Baumwipfel stehen wie scharfe Schattenbilder da. Hinten im Walde zu unserer Linken läutet eine Kuhglocke. Ist es nicht ganz wie bei uns daheim auf einer Alm?

9. Oktober. In der Morgendämmerung machte ich einen Spaziergang, um mir dieses Waldland anzusehen. Frische, klare Luft, und die Erde bereift. Wie sehne ich mich danach, in den Wald zu ziehen und drüben auf dem Abhang den Hasen nachzusetzen. Wenn man jetzt die Hunde loslassen könnte! Bald ist es hell genug zum Schießen, und dann müßte man hören, wie es längs dieser Halden laut wird. Es ist ja nicht anders möglich, in diesen Wäldern muß es Hasen geben.

Welch ein Land für Jäger! Diese großen Wälder — und dann die Menge Bären, Elche, Wildschweine und die großen Rudel von Rehen, die sich hauptsächlich drunten auf den Ebenen in den Steppen aufhalten. Auch Massen von Birkhühnern und Auerhähnen, außer den Wildenten. Was kann man mehr verlangen? Und ab und zu gibt es sogar einen Tiger. Er ist groß, nach dem Fell zu urteilen, wohl ebenso groß wie der bengalische, aber er ist dichter behaart als dieser und hat ein schöneres Fell. Im letzten Winter wohnten einige Arbeiter hier in der Nähe in einer Hütte. Einer hörte eines Nachts etwas sich draußen vor der Türe bewegen. Er ging mit einem Beil hinaus, erblickte vor sich ein Tier und schlug ihm mit der Axt auf den Schädel. Es war so finster, daß er nicht sehen konnte, wo es blieb; er ging also wieder zu den andern Arbeitern hinein und sagte ihnen, er habe draußen gewiß ein Tier totgeschlagen, das ihm wie ein Rehbock ausgesehen habe. Am andern Morgen gingen sie hinaus, um sich nach dem Reh umzusehen, und sie fanden einen einjährigen Tiger tot vor der Tür liegen. Als der Mann, der ihn mit dem Beil erlegt hatte, das Tier sah, fing er vor Angst zu weinen an.

Digitized by Google

Vor einiger Zeit begaben sich zwei Sonntagsjäger in den Wald. Sie waren den ganzen Tag unterwegs gewesen, und es wurde schon Abend, als sie plötzlich zwei Tiger zwischen den Bäumen erblickten. Sie waren nicht weit von den Tieren entfernt und hatten Flinten, aber sie wagten nicht zu schießen und ließen sich die Tiger entgehen; nach Hause getrauten sie sich aber auch nicht, weil es schon angefangen hatte dunkel zu werden. So blieben sie denn die Nacht im Freien an einem Feuer sitzen; aber schlafen konnten sie nicht, aus Furcht vor den Bestien, die sie in der Dunkelheit umkreisen konnten; es soll keine gemütliche Nacht gewesen sein. Jedenfalls war der eine der beiden auf Lebenszeit von der Lust zum Durchstreifen der Wälder kuriert.

Aber trotz all dieses großen Wildes sehnte ich mich jetzt nach dem Bellen der Hunde, wenn sie einen Hasen verfolgen. Die Fährte bleibt auf diesem Waldboden deutlich, und es muß sich hier famos jagen lassen. Könnte man nur die Zeit daran wenden, in diese Wälder einzudringen, die Eingeborenen aufzusuchen, ihr Leben mit ihnen zu leben und sie auf ihren Jagdzügen zu begleiten! Sie sind Jäger von Geburt an und wissen, wo sie das Wild aufzuspüren haben. Aber wir müssen weiter, immer weiter, um den Bau der Bahn zu besichtigen, deren Linie sich durch den Wald windet und der sogenannten Kultur einen Weg erschließen soll, jener Kultur, die nach und nach die Wälder, die Eingebornen und das Wild ausrotten wird.

Sausend ging es auf der hartgefrorenen, höckerigen Landstraße dahin; trotz zweimaligem Aufenthalt unterwegs legten wir in den ersten 40 Minuten 26 Kilometer zurück.

Wir sind jetzt auf dem östlichen Abhang des Berglandes, das man als eine nördliche Fortsetzung des in der Mandschurei liegenden Kleinen Chingan ansehen muß. Durch dieses Land geht die Eisenbahn in einer 150 bis 200 Kilometer langen Strecke westwärts, bis sie wieder die große Ebene auf der andern Seite erreicht. Eigentlich sind es zwei niedrige Gebirgsrücken, ein östlicher und ein westlicher, zwischen denen eine ziemlich flache Ebene liegt. In dem östlichen Teil war schönes Waldland. Blaue Hügel und blaue Berge hintereinander, Rücken hinter Rücken, und dazwischen finstere Waldtäler. Es erinnerte sehr an Norwegen. Überall Nadelholz, aber stellenweise bildeten statt der Tannen auch Zedern den Wald. Wie überall in Sibirien, sieht man auch hier nur selten einen wirklich

Digitized by Google

Schwarze und weiße Birken.

Baſalthügel in der Bureja-Ebene im Oſten des Archaraflusſes.

Digitized by Google

Ort des Untergangs der Goldwäscher an der Bureja.

Digitized by Google

großen Wald; oft war alles bloß junger Wald, aber nicht, weil der Wald etwa geschlagen worden wäre, sondern weil unverständige Menschen ihn angezündet hatten, denn hier nehmen die Waldbrände gar kein Ende; überall erblickt man ihre Spuren. Übrigens wächst hier der Wald an vielen Stellen nur langsam, weil der Winter zu kalt ist und zu wenig Schnee bringt. Dann und wann sahen wir große Ebenen mit Sümpfen; auf einigen stehen die Lärchen vereinzelt, auf andern weiße Birken. Die unermeßlichen Sumpfflächen erstrecken sich weit nordwärts bis an die blauen Landrücken, und die weißen Birkenstämme gleichen einem weißen Dunstschleier, der unterhalb der blauen Ferne über den Sumpf gespannt ist.

Langsam ansteigend geht es am Birafluß entlang hinan nach der Wasserscheide zwischen der Bira und dem Flüßchen Chingan, das sich in den Amur ergießt. Durch den höchsten Kamm führt hier ein Tunnel, der 1300 Meter lang ist. Bevor wir dorthin gelangen, machen wir Halt, um auf der Station Kimkan an dem Flüßchen gleichen Namens, das sich in die Bira ergießt, zu frühstücken. Die Station liegt ungefähr 260 Meter über dem Meer. Der Boden ist hier bis in 8 Meter Tiefe hinab beständig gefroren, und im Sommer taut er ungefähr einen Meter tief auf, wenn er sich in seinem ursprünglichen Zustand befindet; da, wo gepflügt worden ist, wird die Erde etwa zwei Meter tief eisfrei, und man hofft, daß sie mit der Zeit noch einmal ganz auftauen werde. Auf der Ebene unterhalb der Station hat man zu oberst 1 Meter tief Moor gefunden, darunter 3 Meter Torf, darauf 2 Meter blankes Eis und dann wieder Torf, der bis in 8 Meter Tiefe gefroren war. Am Abhang über diesem Sumpf ist es trockener und weniger gefroren; dort baut man Kartoffeln, Hafer und allerlei Gemüse, ja sogar Blumen und Mais wachsen in den Gärten. Und dies alles wurde in einem einzigen Jahre geschaffen!

Der Bergrücken, den der Tunnel durchzieht, besteht aus Porphyrit, er ist aber so stark mit Kaolin (Porzellanerde) durchsetzt, daß das Gestein, sobald es aus dem Tunnel kommt und in der Luft liegt, ganz weiß wird. Aus der Ferne sieht es wie glänzender Marmor aus. Der Tunnel ist im Innern nicht gefroren. Der Winterfrost dringt nicht tiefer als 2 Meter in die Erde ein. In dieser Tiefe hält sich, wie mir der deutsche Ingenieur mitteilt, die Temperatur das ganze Jahr hindurch auf ungefähr Null Grad. Tiefer

Digitized by Google

drinnen im Tunnel, etwa 70 Meter unter der Oberfläche, war die Temperatur viel höher. Der Ingenieur versicherte, sie betrage 7 Grad. In dieser Gegend ist überall Porphyrit, aber weiter nach Osten hin, jenseits des Flusses Kamenuschka, woher wir kamen, bestand das Gestein aus losem Gneisgranit, der an der Luft schnell verwittert. Im Westen des Tunnels senkt sich die Bahnlinie ein wenig, hier ist eine tiefe Talmulde, die die Bahn auf gewaltigen, bis zu 25 Meter hohen und noch höheren Aufschüttungen überschreitet. Die Dämme sind aus dem Kies und den Steinen der Durchstiche aufgeführt — eine imponierende Ingenieurarbeit.

Etwas weiter westwärts liegt der sogenannte „Kleine Tunnel", der nur 300 Meter lang ist und bei der Station Oblutsche durch einen Bergrücken hindurchführt. Er geht ebenfalls durch Porphyrit, aber durch eine etwas härtere, quarzhaltigere Art. Dieser Tunnel ist dadurch merkwürdig, daß das Gestein dort überall bis in mehr als 70 oder 80 Meter Tiefe hinab gefroren ist. Nach dem Durchschlagen des Tunnels ist die Temperatur im Innern des Berges gestiegen. Im ersten Winter stellte man einige Meter unter der Oberfläche 8 Grad unter Null fest; seitdem ist es immer wärmer geworden. Wir fanden jetzt 0,3 Grad unter Null in einem Seitenstollen, ungefähr 40 Meter unter der Oberfläche, und in 60 Meter Tiefe war es ungefähr 0,1 Grad unter Null. Derartige Temperaturen hat man hier sonst nirgends gefunden; in der Regel ist der Erdboden in dieser Gegend nicht ständig gefroren, und der Winterfrost dringt nur 2 Meter tief in die Erde ein. Die niedrige Temperatur dieses Tunnels muß dadurch hervorgerufen sein, daß das Gestein von Rissen durchzogen ist; es hat zum Teil große, offene Spalten, die weit in den Berg hineinführen. Die Abkühlung muß so vor sich gehen, daß die kalte, schwere Luft im Winter in diese Spalten sinkt und das Gestein auf niedrige Temperaturen abkühlt, wobei das durch die Ritzen und Spalten hinabgesickerte Wasser gefriert; die im Sommer durch Sonnenbestrahlung erfolgende Erwärmung des Gesteins an der Oberfläche dagegen dringt nur langsam hinunter, und die warme Luft, die sich im obersten Teil der Spalten bildet, kann infolge ihrer Leichtigkeit nicht sinken, so daß die schwere, kalte Winterluft auch den Sommer über in der Tiefe bleibt, jedenfalls überall da, wo keine Zugluft ist. Auf diese Weise

Digitized by Google

entsteht eine Art Eiskeller, und die Temperatur bleibt Sommer wie Winter gleichmäßig niedrig. Das rissige Gestein ist ein schlechter Wärmeleiter für die innere, von unten aufsteigende Bodenwärme. Ähnliche Verhältnisse sind uns in Norwegen wohlbekannt bei alten Schächten und Stollen, in denen keine Zugluft mehr herrscht; dort kann man das ganze Jahr hindurch Eis finden. Dieselbe Erscheinung benutzen auch die Bauern in Hardanger mit Vorteil, wenn sie ihre sogenannten „Kühlhöhlen" bauen, Löcher, die in einen Geröllabhang hineingegraben werden. Darin friert es den ganzen Sommer hindurch, so daß man Lebensmittel darin aufbewahren kann. Dies liegt an der kalten Luft, die im Winter zwischen den Steinen der Schuttabhänge hinuntersinkt und das Wasser unten gefrieren läßt, während die warme Luft im Sommer nicht die Fähigkeit hat, hinabzudringen.

In diesem Tunnel, den wir jetzt durchschritten, war es überall gefroren. Die Wände der Seitenstollen und der Spalten waren ganz mit Reif überzogen, so daß sie im Schein unserer Laternen wie der weißeste Marmor erglänzten. Es wird große Schwierigkeiten machen, diesen Tunnel fertigzubauen; bei solcher Temperatur der Wände läßt sich der Beton nicht gießen, der Tunnel müßte also erwärmt werden. Aber werden dann nicht, sobald das Eis in den Spalten schmilzt, große Stücke Fels herabstürzen? Die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit müssen im voraus erwogen werden, ehe ein Unglück geschieht.

Weiter nach Westen hin nahmen die Landrücken an Höhe ab und senkten sich nach der wellenförmigen, mit Gras bestandenen Ebene hinunter, die niedrige bewaldete Hügel umkränzten. Auf einer solchen weiten Ebene lag Esaulowka, ein Kosakendorf. Hier war gewiß guter Ackerboden, wenn er nur gepflügt worden wäre; aber die Kosaken sind nun einmal nicht so unternehmungslustig; sie begnügen sich damit, das notdürftige Heu für ihre vielen Pferde und einige Kühe abzumähen; Heuschober standen hier und da auf der Ebene; im übrigen leben die Kosaken vom Ertrag der Jagd. Gegen Abend gelangten wir an die Station Kundur, wo Ingenieur Skugarewskij in einem freundlichen Hause wohnt, mit schönem Garten und sogar einem Spielplatz mit einer Schaukel für die Kinder; im vorigen Jahr war hier noch ein Sumpf gewesen. Der deutsche Ingenieur erzählte, er sei vor achtzehn Monaten hier mit seinem

Digitized by Google

Pferde stecken geblieben und habe nicht weiter gekonnt. Jetzt wurden hier im freien Lande Möhren, Rote Rüben, Kartoffeln, Tomaten und sogar Wassermelonen gezogen. Allerdings waren nur zwei Melonen annähernd reif geworden, die eine davon erhielten wir zum Frühstück; man sagte uns, sie seien zu spät gepflanzt worden. Nach einem großartigen Frühstück ging es von neuem weiter, und wir näherten uns allmählich dem längsten Tunnel der Bahn, der durch den westlichen Gebirgskamm des Kleinen Chingan oder vielleicht richtiger, durch eine etwas westlicher liegende Bergkette hindurchführen soll. Er ist 1500 Meter lang und geht durch Glimmerschiefer. Nachdem wir einen Kilometer weit in den noch nicht ganz durchgeschlagenen Tunnel hineingegangen waren, fuhren wir mit dem Automobil über den Landrücken und darauf wieder bergab, in tollerer Fahrt als je zuvor; die Radgleise waren gefroren, aber an einigen Stellen ein wenig aufgetaut, so daß das Automobil von der einen Seite der Straße nach der andern taumelte und wir immerfort hoch emporgeworfen wurden. Jeden Augenblick erwartete ich, heraus und zwischen die Baumstümpfe geschleudert zu werden, und dachte nur daran, an welcher Stelle ich den Stumpf, auf dem ich stranden würde, wohl haben möchte. Aber es lief alles glücklich ab. Als wir unten angelangt waren und eine Strecke auf glatter Bahn zurückgelegt hatten, sollte es wieder bergauf gehen, und eine neue Übersetzung wurde eingeschaltet. Nun aber wollte das Automobil nicht mehr; die Maschine drehte sich nur sausend im Kreise, und wir blieben sitzen. Ein Zahnrad in der Übersetzung hatte alle seine Zähne abgestoßen. Die Ausbesserung sollte vier Stunden dauern; es blieb uns daher nichts anderes übrig, als auf das uns folgende Panzerautomobil zu warten. Wir warteten und warteten, aber es kam nicht. Droben auf dem Kamm des Landrückens war es noch dicht hinter uns gewesen. Wir warteten so lange, bis wir ganz ungeduldig wurden. Da kam ein Reiter, der gebeten wurde, umzukehren, um nach dem Automobil Ausschau zu halten und dann die Pferde mit den Wagen heranzuholen, die uns für den Fall, daß an dem Wagen etwas passieren sollte, der Sicherheit wegen folgen müssen.

Schließlich kam eine Troika; beim Panzerautomobil war eine Feder gebrochen. Also waren beide Automobile zugleich kampfunfähig; aber das war bei solchen Wegen kein Wunder. Noch eine

Digitized by Google

Troika langte an, und nun ging es zu Wagen weiter. Auch jetzt kamen wir keineswegs langsam vorwärts; die Pferde trabten und galoppierten unaufhaltsam; aber wir waren nun einmal an größere Geschwindigkeit gewöhnt und fanden, daß Pferde doch nur ein langsames Beförderungsmittel sind, auch wenn sie galoppieren. Ich fuhr mit dem deutschen Ingenieur Rathgen, der an allen diesen Tunnels gearbeitet hat und große Erfahrung besitzt, da er bei den großen Tunnels in der Schweiz und anderwärts beschäftigt gewesen ist. Wir überholten den Reiter, der uns den Wagen herangeholt hatte; es war ein Russe mit einer Flinte auf dem Rücken und Säcken vor sich, die über den Sattel herabhingen. Verdrießlich erzählte er uns, er sei auf der Suche nach seinem Gaul, den ihm irgendein Schmuggler gestohlen habe. Es schien mir eine ziemlich aussichtslose Mühe, in diesem ausgedehnten Lande mit diesen endlosen Wäldern ein Pferd suchen zu wollen.

Der deutsche Ingenieur erzählte mir mancherlei über die Sicherheit auf den Landstraßen und über die Schmuggler, die mit den Arbeitern unerlaubten Schnapshandel treiben und nebenbei noch jede sich bietende Gelegenheit zum Rauben benutzen. Vor anderthalb Monaten sei ein Unternehmer bei einem der Tunnels hier am hellen lichten Tage erschossen worden. Er sei, als er auf einige Tage habe verreisen wollen, so unvorsichtig gewesen, zu sagen, er werde die Arbeiter bezahlen, sobald er zurückkomme. Es sei also klar gewesen, daß er Geld mitbringen werde; infolgedessen habe man ihm aufgelauert und ihn im Wagen niedergeschossen. Der Kutscher habe sich um nichts gekümmert, sei es, daß er mit den Schurken unter einer Decke gesteckt habe, sei es, daß er von ihnen durch Drohungen eingeschüchtert worden sei, genug, er habe sich davon gemacht. Der Unternehmer habe 3000 Rubel in der Brusttasche auf der inneren Seite der Weste und 1000 Rubel in einer Seitentasche gehabt. Das letztere Geld hätten die Bösewichter gefunden und an sich genommen, ohne sich Zeit zu lassen, den Toten noch weiter zu durchsuchen; dann seien sie in den Wald geflüchtet.

Vielleicht waren es dieselben Schurken, die tags darauf zwei Arbeiter mitten auf der Landstraße in der Nähe der Häuser überfielen. Sie müssen gewußt haben, daß der eine der beiden seinen Lohn bei sich trug. Diesen Mann schlugen sie mit einem Stein auf den Kopf und wollten von ihm wissen, wo er sein Geld habe;

Digitized by Google

zufällig hatte er es kurz vorher einem andern gegeben. Durch einige sich nähernde Leute wurden sie gestört; nun sprangen die Schurken mit einigen Worten der Entschuldigung, sie hätten sich in der Person geirrt, in ihren Wagen und fuhren schnell davon.

Vor anderthalb Jahren wollte ein Krämer, der hier Handel getrieben, mit Weib und Kind und seinem ersparten Geld nach Rußland zurückkehren. Beim Abschiedsfest am Abend vor der Abreise hat er wohl ein wenig mit seinem Geld geprahlt. Ein paar Tage darauf fand man die ganze Familie ermordet auf der Landstraße; das Geld war weg.

Es kommt fast nie vor, daß solche Schurken ergriffen werden, weil sich keiner an sie heranwagt, denn dann kann der Betreffende mit Gewißheit darauf rechnen, daß man ihm bald den Garaus macht. Es ist vorgekommen, daß mitten am Tage einer der Zollbeamten, die viel mit dem Branntweinschmuggel zu tun haben und deshalb am meisten gehaßt werden, niedergeschossen wurde, und zwar auf dem Wege nach der Station, wo überall Leute waren. —

Am nächsten Morgen konnten wir unsere Reise wieder zu Automobil fortsetzen. Wir hatten jetzt das Gebirge allmählich hinter uns zurückgelassen. Der Wald in der Ebene bestand meist aus weißen und schwarzen Birken. Die weiße Birke ist schlank, graziös und dünnästig, die schwarze ist kräftiger und hat gespreiztere, knorrigere Äste; sie sieht oft eichenähnlich aus und bildet breitere Kronen. Auch stehen hier hin und wieder einige Eichen zwischen den Birken; auf den Höhen sieht man meist reinen Eichenwald.

Der letzte Tunnel dieser Strecke liegt bei der Station Ganukan; er führt durch einen Landrücken, der zu oberst aus Kies besteht, dann folgt Sand mit Ton und darauf Ton mit Sand in abwechselnden Schichten, die alle paar Zentimeter aus grobem Sand in feinen oder in Ton und dann wieder in Sand übergehen; die Schichten können sehr dünn sein und auch in ihrem Verlauf ungleiche Dicke haben. Es müssen Flußablagerungen sein, und die auf beiden Seiten der flachen, breiten Talmulde auf der Westseite des Tunnels sich erhebenden Landrücken scheinen ungefähr gleiche Höhe zu haben. Diese mächtigen Schichten sind vermutlich einstmals in einem großen Landsee abgelagert worden, der zu einer Zeit, als der Amur sein Bett noch nicht so tief durch das Gebirge (den Kleinen Chingan?) im Osten gegraben hatte, die ganze Bureja-Seja-Ebene

Digitized by Google

nach Westen hin bedeckt haben wird. Sie müssen am Ufer des Sees durch Flüsse, die sich in ihn ergossen, abgelagert worden sein; ihr häufiger Wechsel läßt sich durch einen Wechsel in der von den Niederschlägen abhängenden Wassermenge jener Flüsse erklären. Nachdem das Wasser des Sees gesunken war, weil der Amur sich im Osten tiefer eingegraben hatte, sind diese Ablagerungen durch kleinere Flüsse erodiert worden; diese Flüsse bildeten die flachen, breiten Täler, die wir jetzt sehen, wobei Landrücken entstanden wie der vom Tunnel durchzogene. Man hat in jenen Schichten auch Süßwassermuscheln gefunden.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Nach Transbaikalien.

Die Bureja-Seja-Ebene.

Noch eine Strecke weit zogen sich wellenförmige Höhen hin, aber sie wurden immer niedriger. Dann kamen wir plötzlich auf den letzten Landrücken hinauf, und nun lag vor uns, ganz flach und überwältigend groß, die Amurebene, soweit unser Blick bis an den nordwestlichen Horizont und im Westen bis an die blauen Berge hinten jenseits des Amur in China reichte. Es ist die große Bureja-Seja-Ebene, auf die wir gelangen; die Eisenbahn durchfährt sie etwa 240 Kilometer weit in nordwestlicher Richtung bis über den Sejafluß hinaus. Als wir so stundenlang dahinfuhren, sahen wir an vielen Stellen Weizenfelder, denn hier ist guter Ackerboden. Dann erhob sich ein großer Höcker oder runder Hügel vor uns; es war ein Basalthügel, der ganz einsam inmitten der flachen Ebene liegt. Der Basalt ist durch eine Spalte in der Erdrinde gepreßt worden; in diesem kleinen Berge werden die zum Tunnel bei Ganukan nötigen Steine gebrochen. Das Gestein soll fest und gut sein.

Am Nachmittag erreichten wir die Bureja, den großen Nebenfluß des Amur. Hier mußten wir vom Automobil Abschied nehmen und zu Boot über den Fluß setzen. Die 550 Meter lange Brücke soll im nächsten Jahr fertig sein, einstweilen sahen wir bloß einige Löcher im Sand zum Bau des ersten Brückenpfeilers. Hier war eine große Stadt entstanden; überall konnte man Leute und geschäftiges Treiben beobachten. Kaufleute hatten Läden errichtet und Speicher gebaut; vor anderthalb Jahren hat an dieser Stelle kaum ein Haus gestanden.

Bei Sonnenuntergang machten wir mit einer Seitenbahn, die nach einem Steinbruch führt, einen Ausflug am Flusse entlang. Es war eine schöne Landschaft mit Landrücken auf beiden Seiten und

Digitized by Google

Heimkehrende Arbeiter in der Station „Nanſen“ der Amurbahn.

Rückkehr der Telegas, nachdem ſie die Arbeiter nach Hauſe befördert haben.

Digitized by Google

Bau der Eisenbahnbrücke über die Seja bei Alexejewsk.

Durch einen Pferdegöpel getriebene Fähre über die Seja.

Digitized by Google

üppiger Vegetation. Die Bureja aufwärts hat man viel Gold gefunden; aber der Fluß strömt oft durch Schluchten mit jähen Bergwänden in einem wildzerklüfteten Gebirgsland. Nicht weit von hier liegt eine hohe Bergspitze, die steil vom Flußufer ansteigt. An ihrem Fuß sollen vor einiger Zeit mehrere Goldgräber, die zu Boot den Fluß hinunterfuhren, gescheitert sein. Die reißende Strömung trieb das Boot gegen die Felswand, wo es zersplitterte; die Insassen konnten sich zwar mit genauer Not ans Land retten, hatten aber Lebensmittel und Werkzeuge eingebüßt und keine Aussicht auf Weiterkommen, denn es ist unmöglich, durch den sumpfigen Urwald zu dringen. Sie mußten verhungern. Vor ihrem Tode aber, erzählt man, erkletterten sie noch den Gipfel des Berges, um nach Hilfe Umschau zu halten; bei dieser Gelegenheit sollen sie in der Bergwand unter der Spitze Angaben über die reichen Goldfunde eingeritzt haben, die sie drinnen im Gebirge gemacht hatten. Aber bisher hat noch niemand das Gold gefunden.

Ich war die Nacht über bei Ingenieur Barkowski und seiner liebenswürdigen Gattin zu Gaste. Barkowski, dem die Oberleitung des Baues der Burejabrücke übertragen ist, zeigte mir merkwürdige Kurven des Wasserstandes dieses Flusses. Nach starken Regenfällen im Gebirge kann er in wenigen Stunden um ein paar Meter steigen; das Hochwasser kommt so plötzlich, daß es manchmal gefährlich wird. Im April 1913 stieg der Fluß in wenigen Tagen um fast sieben Meter, fiel aber noch schneller wieder. Unter solchen Umständen ist der Brückenbau natürlich nicht leicht; er muß hauptsächlich im Winter vor sich gehen, wenn der Wasserstand gleichmäßig ist und man überdies die Kälte benutzen kann. Ein Fluß mit derartigen Überschwemmungen und starker Strömung wird selbstverständlich eine große Erosionskraft haben; daher führt er weiter aufwärts oft durch sehr enge Schluchten.

12. Oktober. Wir waren jetzt soweit gelangt, daß wir eine Strecke der Bahnlinie erreicht hatten, die großenteils fertig war oder wenigstens befahren werden konnte. Von Bureja aus konnten wir wieder mit dem Zug fahren; dann aber war aus Mangel an Schienen das Geleise nicht weiter gelegt, und wir mußten wieder im Automobil über die Ebene nach einer andern Station, wo wir von neuem einen Zug besteigen konnten. Hier sollten wir unsern liebenswürdigen Wirten aus Bureja Lebewohl sagen, aber der Abschied

Digitized by Google

schien allem Anschein nach recht feierlich werden zu wollen; alle Ingenieure waren zugegen, und der Abteilungschef aus Bureja, Herr Alfred Augustowitsch Klare, hielt in deutscher Sprache eine Rede an mich, in der er sagte: nachdem ich das Amurland durchreist, den Bau der Bahn gesehen und dieses große Land kennen gelernt hätte, sei ich nun an dem Schienenstrang angelangt, der mich, mit Ausnahme einiger Brücken, ohne Unterbrechung nach Petersburg bringen werde; aus dieser Veranlassung und zur Erinnerung an meine Reise hätten sie den Wunsch, dieser Station meinen Namen zu geben.

Es war eine vollständige Überrumplung, und ich konnte mich nur aufs herzlichste für diese ebenso große wie unerwartete Ehre bedanken. Es ist eine hübsche kleine Station, die in einer fruchtbaren, zum Teil schon angebauten Gegend in der Ebene liegt.

Dann ging es von neuem mit dem Zuge weiter. Oft sah ich Weizenfelder, soweit das Auge reichte. Nach der Menge des Getreides zu urteilen, war dort guter, fetter Boden; dies ist also ein Bild dessen, was diese großen Ebenen in Zukunft werden können. Allmählich zeigten sich viele Dörfer am Wege, aber sie lagen in großen Abständen voneinander; oft müssen die Leute morgens auf dem Weg zur Arbeit nach den Feldern und abends auf dem Heimweg sechs bis sieben Kilometer zurücklegen, was einem Ausländer als sinnlose Kraftvergeudung erscheint. Vielleicht aber ist es in diesem Lande sicherer, beisammenzuwohnen als einzeln draußen auf den Ebenen zu hausen; nur selten erblickte ich am Wege eine einsame Hütte.

Die Ingenieure erzählten ein merkwürdiges Beispiel von der Wirkung der Kälte im Winter. Man hatte eine neue Brücke gebaut, deren Holzpfeiler in den Schlamm eingerammt worden waren; weil es dort aber tief war, hatte man die Pfeiler aus zwei Balken aufführen müssen. Als die Ingenieure im Frühling wieder dorthin kamen, fanden sie die Brücke ganz schräg und verdreht. Die Pfeiler hatten sich teilweise um 31 Zentimeter gehoben. Als man sie ausgrub, zeigte sich, daß sich an den Ansatzstellen der zwei Balken Eis abgelagert hatte, das die Balken auseinandergetrieben und eine 31 Zentimeter hohe Eissäule von dem Querschnitt der Pfeiler gebildet hatte. Es wird wohl so zugegangen sein, daß Wasser in die Ansatzstellen eindrang und dort gefror, sich während des Gefrierens aus-

Digitized by Google

dehnte und die Balken auseinandersprengte. Dann kühlte das Eis sich weiter ab und zog sich wieder zusammen. Es entstand ein kleiner Zwischenraum; in diesen drang wieder Feuchtigkeit ein, gefror oder kristallisierte sich wieder, drängte die Balken noch weiter auseinander und zog sich dann bei weiterer Abkühlung zusammen, um neuer Feuchtigkeit Raum zu gewähren usw. Um das Eis herum an den Seiten konnte dasselbe geschehen; weil aber der gefrorene Erdboden um das Loch herum zu starken Widerstand bot, konnte sich das Eis nicht seitwärts ausdehnen, sondern wurde in die Höhe gepreßt, wo das Holz nachgab. Über die Ansatzstellen der Balken hatte man eiserne Schienen gelegt; diese waren mit Nägeln befestigt worden, die sich selbstverständlich während der Ausdehnung des Eises gelockert hatten; trotzdem verhinderten die Schienen, daß die Balken sich wieder senkten, wenn sich das Eis nach dem Gefrieren zusammenzog. Auf diese Weise sind beständig neue Zwischenräume entstanden. —

Wir verließen die Hauptlinie, um mit der Seitenbahn nach Blagowjeschtschensk weiterzufahren. Diese größte Stadt des Amurgebiets liegt an der Mündung der Seja in den Amur. Wir fuhren nicht bis ganz zur Stadt, denn wir wollten nur die Brücke besichtigen, die etwas oberhalb der Stadt über die Seja gebaut wird. Auf dem Wege dorthin entstand in unserm Wagen ein Brand durch die Funken der mit Birkenholz geheizten Lokomotive, die einen ganzen Regen glühender Funken nach rückwärts entsandte. Wir mußten die Wände aufbrechen und das Feuer, das die doppelte Holzbekleidung ergriffen hatte, mit Wasser löschen. Dann kamen wir an die breite, schöne Seja. Die Sonne ging gerade unter, als wir das Deck des Raddampfers betraten, der auf der Flußwerft in Blagowjeschtschensk gebaut ist. Tiefrot glühte das Tageslicht über dem Westufer, aber die Dämmerung wurde dichter, der Mond im Osten gewann an Leuchtkraft und spiegelte sich bleich im Wasser wieder, während die elektrischen Lampen auf den Brückenpfeilern zum dunkeln Himmel glänzten und ihre Lichtstreifen zu uns hinüber auf das Wasser warfen. Ein herrlicher, warmer Abend — linde, weiche Luft wie im Sommer.

Der Dampfer sollte uns die Seja hinaufbringen, bis wir wieder die Hauptlinie der Bahn erreichten; bevor wir abdampften, hatten wir noch Birkenholz einzunehmen. Hier muß ein bedeutender Ver-

Digitized by Google

kehr herrschen; in der kurzen Zeit unseres Aufenthalts kamen nicht weniger als drei große Dampfer vorbei, zwei flußabwärts und einer, der einen großen Leichter schleppte, aufwärts. Die Dampfer fuhren an uns vorüber mit einer großen Menge Blinklichter, Laternen und erleuchteter Kajütenfenster, die sich im Wasser spiegelten, ein phantastischer Eindruck in dieser Gegend; aus den großen unbewohnten Regionen schienen wir urplötzlich mitten in das pulsierende Leben hineinversetzt zu sein. Wie der Kapitän uns sagte, fahren 300 Dampfer auf dem Amur und seinen Nebenflüssen.

Auf diesem Teil der Reise begleitete uns ein sehr gemütlicher Doktor, der Bahnarzt Gusakowski. Er erzählte mir viel von dem Leben hierzulande, aber ich verstehe, wie gesagt, kein Wort Russisch, und er nicht viel andere Worte als russische, daher ging es bei unserer Unterhaltung recht seltsam zu. Als er mir den alten Kapitän vorstellte, sagte er: „Altus mare Lupus"; er hatte recht, jener war wirklich ein „alter Seewolf", ein Finne, der seit 17 Jahren den Amur hinauf- und hinabfuhr, von der Zeit an, als er mit den ersten Dampfern aus Finnland hierher gekommen war. Doch jetzt war er, wie er sagte, dieser Süßwasserfahrt zwischen den „Sanddünen" überdrüssig; er sehnte sich wieder nach Salzwasser und wollte bald abgehen. um nach Finnland zurückzukehren.

Das Fahrwasser war in der Nacht gut bezeichnet, rote Laternen am westlichen Ufer und weiße am östlichen; auch bei Tag soll es gut mit Baken versehen sein. Das war aber gewiß auch notwendig; denn es war wirklich ein verwickeltes Fahrwasser, scharfe Ecken und Windungen mit Sandbänken, wohin man blickte; es schlängelte sich S-förmig zwischen den Bänken hin, und alle Augenblicke sahen wir diese neben uns im Mondschein trocken liegen. Dazu kam, daß ein richtiges Steuern fast unmöglich war. Das Schiff wurde in der wechselnden Strömung gedreht, so daß es oft mehrere Kompaßstriche nach beiden Seiten hin aus dem Kurs kam, und beinahe noch schlimmer waren die Sogwellen, die hinter uns querab vom Achter über alle seichten Stellen hinfegten, und zwar oft derart, daß Brandung entstand, sobald die Wassertiefe unter 1½ Meter betrug. Der Dampfer selbst hatte nur 80 Zentimeter Tiefgang. Die Sogwellen sind gewissermaßen dieselbe Erscheinung wie die Totwasserwellen auf dem Meer; hier fegt aber das Schiff oben auf dem Wasser eine große Welle über die seichte Stelle, während es auf See eine Welle

Digitized by Google

in das Salzwasser unter der obersten Süßwasserschicht schleppt; daher wird auch hier die Fahrgeschwindigkeit nicht so stark verringert. Es kann auch möglich sein, daß die unteren Schichten des Süßwassers durch den aufgewühlten Sand schwerer werden und daß sich dadurch eine richtige Totwasserwoge unter den oberen Schichten bildet; in der Regel aber fahren wir mit zu großer Geschwindigkeit, als daß derartige Wellen uns sehr hinderlich werden könnten.

Während wir beim Abendessen saßen, legte sich das Schiff auf einmal auf die Seite; wir spürten einen Stoß. Wir hatten den Grund berührt, waren aber darüber hingeglitten.

13. Oktober. In der Nacht gegen 2 Uhr gerieten wir wieder auf Grund, aber nun saßen wir ein paar Stunden fest. Es ist übrigens ziemlich leicht, diese Schiffe wieder flottzumachen; es geschieht durch Böcke, die am Vorderende auf beiden Seiten auf den Grund hinabgelassen werden, worauf man das Vorderende mit Flaschenzügen hebt, während das Schiff rückwärts geht. Am Morgen hatten wir einen herrlichen Sonnenaufgang über der Seja, die sich durch flaches Land windet; aber auch hier sahen wir, daß der Fluß am rechten, westlichen Ufer höheres Land mit steileren Böschungen hat, während das Land auf der Ostseite, am linken Ufer, ziemlich niedrig ist und einen flachen Strand zeigt. Die Landrücken der Westseite sind bewaldet, hauptsächlich mit Kiefern, die mit Birken untermischt sind. Der Kapitän sagt, die sibirische Kiefer habe zwar starkes Holz, sei aber kein gutes Bauholz, weil sie zu leicht rissig werde. Der Wald ist auch hier ziemlich niedrig und spärlich und hat zwischendurch große Lichtungen, eine Folge teils des unvernünftigen Abholzens, teils der Waldbrände.

Die Seja ist ein reicher Fluß; überall gibt es hier Gold im Sand, und zwar soviel, daß man sich an einigen Stellen täglich durch Goldwaschen drei, vier Rubel verdienen kann, wie mir Dr. Gusakowski sagte; in der Regel findet man aber hier noch nicht soviel, um sich einen genügenden Tagesverdienst zu sichern; weiter flußaufwärts, bei Alexejewsk, beobachteten wir am Ufer mit Goldwaschen beschäftigte Leute. Weiter oben lagen mehrere Dörfer, die gut aussahen; diese Landstriche längs des Flusses sind schon lange bewohnt, und hier war wohl die Gegend, wo sich einst die Chinesen niedergelassen hatten.

Wir näherten uns der neuangelegten Stadt Alexejewsk, wo

Digitized by Google

die Brücke über die Seja führt; schon aus weiter Ferne hoben sich die Pfeiler über dem flachen Lande ab. Wir fuhren erst an einem Dampfer mit Leichtern im Schlepptau vorüber, darauf an noch einem Dampfer, und dann kam eine Baggermaschine; wieder herrschte Leben und Bewegung! Auf dem Fluß trieb auch ein großes Floß abwärts, Leute darauf steuerten es; Pferde und alles nötige Hausgerät befand sich mit auf dem Floß. Dies ist die alte Reiseweise hier; Dampfer, Eisenbahn und Baggermaschine verkörpern die neue Zeit. Die Brückenpfeiler schienen nahezu fertig zu sein. Jenseits der Brücke sahen wir eine merkwürdige Fähre voller Menschen übersetzen; sie wurde durch einen Pferdegöpel getrieben, zwei Pferde gingen im Kreis und drehten ein Rad.

Alexejewsk, eine große, neue Stadt, hat ihren Namen nach dem Thronfolger Alexej. Hier soll die Hauptverwaltung der ganzen Amurbahn ihren Sitz erhalten; wir besahen uns das Gelände, wo die Gebäude stehen werden; bis jetzt ist erst ein Haus gebaut, merkwürdigerweise ein Waisenhaus für Arbeiterkinder. Es hatte große Zimmer mit sehr weiten Fenstern, so daß die Kinder Sonnenlicht genug haben werden. Bis jetzt waren erst drei Waisen da. Die beiden ersten waren kleine Mädchen, die zu Ostern 1913 aufgenommen worden waren. Ihr Vater war ein Arbeiter, der seine Frau umgebracht hatte, wahrscheinlich in der Betrunkenheit. Die älteste Tochter, ein siebenjähriges Kind, war ins Zimmer gekommen und hatte mit ansehen müssen, wie der Vater der noch im Sterben liegenden Mutter den Kopf abhackte. Die Tochter hat nachher ausgesagt, wie es dabei zuging. Wie entsetzlich und welch ein Eindruck fürs ganze Leben auf ein weiches Kindergemüt! Der Vater war eingesperrt worden und wird wohl schwere Zwangsarbeit erhalten. Das dritte Kind war ein mißgestalteter dreijähriger Junge, der so an englischer Krankheit litt, daß er fast gar nicht gehen konnte; die Mutter ist tot, der Vater ein Säufer. Vor einem Jahr war die Stelle, wo dieses Haus steht, ein Sumpf; in einem weitern Jahr wird sich hier eine ganze Stadt von Gebäuden der Eisenbahnverwaltung erheben.

Wir begaben uns in die neue Stadt, die vor einem Jahr angelegt worden war. Vorher stand hier nicht eine einzige Hütte, jetzt sind breite Straßen da, abgesteckte Plätze, Boulevards und Promenaden und ein ebenfalls abgesteckter großer Park. Aber noch gab

Digitized by Google

es nur wenige Häuser. In der Schule werden in drei Klassen 250 Arbeiterkinder unterrichtet, es sind ihrer so viele, daß sie abwechselnd kommen müssen, eine Abteilung vormittags, die andre nachmittags. Die Kinder sahen kräftig und gesund aus.

Die Stadt scheint auf einer flachen Sandhöhe gut angelegt zu sein. Man hat allerdings weit zu gehen, wenn man zum Fluß hinunter will, und das wird dem Verkehr nicht gerade günstig sein; der beste Hafen liegt sogar noch eine Strecke weiter abwärts; aber dort ist das Land niedriger und würde der Stadt kaum eine so gesunde Lage bieten können.

Das Gebirgsland zwischen der Bureja-Seja-Ebene und Transbaikalien.

Von Alexejewsk geht die Eisenbahn in nordwestlicher Richtung weiter, ungefähr in der Mitte zwischen dem Amur auf der einen Seite und der Seja auf der andern. Diese fließt in ihrem ganzen Oberlauf fast parallel mit dem Amur, bis sie im Nordosten der Stadt Alexejewsk eine scharfe Biegung macht und nach Südwesten geht. Die Bahn folgt dem höchsten Flachlandrücken, der die Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen bildet, und steigt ganz langsam an, zunächst über eine weite wellenförmige Ebene, die ziemlich fruchtbar ist und als eine typische „Peneplain" der amerikanischen Geographen angesehen werden kann. Die Station Gondatti, ungefähr 100 Kilometer von Alexejewsk, liegt in dieser Ebene in 282 Meter Seehöhe. Die Ebene setzt sich weiter fort, aber die Bahn führt allmählich in ein höheres Bergland hinauf, bis sie hinter der Station Kerak, 680 Meter über dem Meer, die Wasserscheide zwischen den Quellen der Seja und dem kleinen in den Amur mündenden Flusse Never erreicht. Dann führt sie in wechselnder Höhe durch Gebirgsland weiter bis an die Grenze Transbaikaliens, wo sie noch höher hinaufsteigt.

Der Wald ist auf dieser ganzen Strecke ziemlich licht, und je höher wir kommen, desto spärlicher wird er. Er besteht hauptsächlich aus Lärchen, mit vielen Birken untermischt, und hier und dort aus Kiefern mit einigen Tannen darunter. Die Bäume sind nicht hoch, da das Winterklima rauh ist, im Winter wenig Schnee fällt, die Erde tief hinab gefriert, spät wieder auftaut und in den höheren Regionen das Erdreich beständig gefroren ist. Hinter der Station Gondatti,

Digitized by Google

in etwa 300 Meter Höhe, war der Wald so niedrig, daß die Nadelbäume kaum hätten Telegraphenstangen liefern können, und sie standen wie gewöhnlich weit auseinander. Weiter aufwärts, 600 bis 700 Meter über dem Meer, wurde der Wald noch niedriger. Er wächst langsam; Bäume, die am Boden 20 Zentimeter Durchmesser hatten, mochten an 120 Jahre alt sein. Das Gebirge bestand in der Hauptsache aus niedrigen, wellenförmigen Rücken mit großen ebenen Strecken dazwischen und umfangreichen Sümpfen, die oft baumlos waren oder auf denen man Lärchen oder Birken in weiten Zwischenräumen stehen sah. Hin und wieder nahmen die Rücken wohl einmal einen kleinen Anlauf zur Gipfelbildung, und diese Kuppen überragten etwas kühner die langen, ruhigen Wellenlinien. Meist aber sah man, soweit der Blick reichte, einen bewaldeten Rücken hinter dem andern aufsteigen.

Auch hier waren merkwürdigerweise nirgends Anzeichen einer früheren Eiszeit zu finden. Gebirge und Talseiten hatten nicht die typischen abgerundeten, vom Eis gescheuerten Formen. Fast überall zeigten Bergrücken und Täler die Formen eines durch Wasser erodierten Landes. Auch sah man nirgends eine gescheuerte, glatte Bergfläche. Und dann, was den Ausschlag gab: diese hohen, scharfen Kämme aus stark verwittertem, härterem Gestein (Gänge), die noch über dem flachen Land emporragten, hätten unmöglich erhalten bleiben können, wenn es hier eine Eiszeit gegeben hätte mit Gletschern, die in einer nahen geologischen Vorzeit den Untergrund abgehobelt hätten. Die Gebirgskämme waren oft auf die seltsamste Weise, die auf hohes Alter schließen ließ, verwittert.

Nachmittags hielt auf der Weiterreise von Alexejewsk der Zug plötzlich auf offener Strecke. Es war ein Unglück geschehen, wir hatten einen Mann überfahren! Einige sagten, er sei dem Zug entgegengelaufen, andere wieder, er habe versucht, vor der Lokomotive das Gleis zu überschreiten. War er betrunken gewesen? Niemand wußte es. Die Arbeiter, die etwas unterhalb der Unglücksstelle beschäftigt waren, hatten ihn nicht kommen sehen. Da lag nun der arme Mensch, ein hübscher, großer und kräftiger Mann, das eine Bein am Knie abgefahren und die Hirnschale an zwei Stellen eingedrückt. Er war bewußtlos. Der Arzt legte ihm eine Kompresse um das Bein, um das Blut zu stillen, und verband ihm auch den Kopf, aber der Zustand war hoffnungslos. Der Arm, der schlaff

Digitized by Google

Waldbrand im Amurgebiet.

Windbruch.

Digitized by Google

Über einer Quelle entstandener Eishügel.

Digitized by Google

über den Balken, auf dem er lag, herabhing, war ganz blau und kalt, der Puls gar nicht zu fühlen; aber noch atmete er. Viele Arbeiter standen um ihn herum, einige gingen dem Arzt zur Hand. Auch Frauen standen dabei, aber keine weinte oder jammerte; es war, als sei das Ganze etwas ziemlich Alltägliches. Hatte dieser stattliche Mensch gar keine Freunde? Oben auf dem Gleis bemerkte ich einen Stiefel, den noch keiner beachtet hatte; es war das abgefahrene Bein, das dort liegen geblieben war, und an den Schienen sah man Fleischfetzen. Nun legte man den Mann auf ein Laken und trug ihn in den Wagen; ein Arbeiter holte das abgefahrene Bein und reichte es hinauf. Dann pfiff die Lokomotive, und wir fuhren weiter. Bald war die Unterhaltung und das Lachen im Abteil wieder ebenso im Gang wie vorher. Am Abend starb der Mann. Draußen über dem Wald lag stille Nacht mit hellem Mondschein.

14. Oktober. Auf der Station Gondatti, wo wir übernachteten, sahen wir allerlei Gemüse, große Kohlköpfe, Blumenkohl, Möhren, Rote Rüben, Kohlrabi, Tomaten und dergleichen, alles groß und saftig; alles war hier im Sommer gezogen, trotz des langen, kalten, schneelosen Winters. Der Boden ist gut, der Sommer warm, und dann geht es schon, selbst wenn der Untergrund hier an vielen Stellen beständig gefroren ist, sobald man tiefer gräbt. Zum Getreidebau scheint der Sommer aber zu kurz zu sein. Bei einer etwas entfernteren, ein wenig höherliegenden Station hatte man es dieses Jahr mit Hafer versucht, aber er war nicht reif geworden; er war freilich zu spät gesät worden. Übrigens sind diese Ebenen jeder Unbill der Witterung schutzlos preisgegeben; der Winter tritt früh ein und hört spät auf, und so hat das Getreide wenig Zeit zum Reifen.

Ein seltsames Land! Hier stieg ein sehr gebildeter, sympathischer Ingenieur ein, der nun in meinem Abteil sitzt und eifrig über alles mögliche spricht. Er ist ein ziemlich junger Mensch, aber vollständig grauhaarig. Wie der Doktor mir erzählte, hat dieser Ingenieur 1905 in Taschkent während der Revolution schon den Strick, woran er gehängt werden sollte, um den Hals gehabt. Er wohnte in einer kleinen Stadt, die sich als Republik erklärt hatte, und er war als einer der Anführer angeklagt worden. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode. Durch Verwendung Bekannter wurde

Digitized by Google

er noch in der letzten Stunde freigelassen, aber, was er damals durchlebte, hat ihn vor der Zeit zum Greis gemacht. Jetzt ist er als Ingenieur an der Bahn angestellt und ein sehr tüchtiger Mann.

Der Zug hält in einer großen Station. Auf dem Bahnsteig stolziert in strammer Haltung, in sauber gebürsteter Uniform und blankgeputzten Reiterstiefeln ein Gefängnisinspektor umher, ein richtiger Stutzer, die ganze Zeit über in eifriger Unterhaltung begriffen. Vor drei Tagen ist er wie durch ein Wunder einem Eisenbahnunglück entronnen, das etwas weiter oben auf einer Brücke geschah; der Zug war von der Brücke hinabgestürzt.

Es ist ein einförmiges, trauriges Land, das wir jetzt durchfahren. Welch große Schwermut über diesem endlosen lichten Birken- und Lärchenwald in den Ebenen, wo die Bäume allmählich immer niedriger werden! Und nun geht es in den langen, kalten und schneelosen Winter hinein. Aber auch dieses traurige Land hat seine Schönheit — wenn erst der Frühling kommt, die Birken knospen und die Lärchen sich in helles Grün kleiden! Doch wo auf Erden ist der Frühling mit dem hellsprießenden Grün und seinen großen Verheißungen nicht schön? Aber hier zwischen diesen vielen tausend schlanken, weißen Birken muß der Frühling noch schöner sein als anderwärts und noch viel größere Versprechungen machen — die aber nie gehalten werden!

Auf langen Strecken sind hier die hohen Birkenstämme alle in ungefähr gleicher Höhe abgebrochen und tragen keine Zweige. Hat die Hitze beim Abbrennen des Grases sie getötet? Oder der unter ihnen gefrorene Erdboden? Und hat dann der Sturm die trockenen Wipfel alle in gleicher Höhe weggerissen? Dann kommt eine Strecke, wo alle Birken vom Sturm umgebrochen daliegen. Das ist vielleicht noch öder und trauriger.

Der Doktor erzählt, er sei vor ein paar Jahren zu Wagen in wütendem Sturm über diese Strecke gefahren. Die Bäume seien niedergeworfen und die Wurzeln weithin aus dem Boden herausgerissen worden. Der Sturm könne den Wald kilometerweise vollständig entwurzeln. Ein Waldbrand sei furchtbar. Er und Fräulein Wourtzel, die früher in Blagowjeschtschensk als Ärztin tätige Tochter unseres Freundes, fuhren vor zwei Jahren Ende März in einer Troika auf der Landstraße zwischen jener Stadt und Alexejewsk und

Digitized by Google

erlebten dabei einen Waldbrand. Es war in einem Eichenwald, wo nur das trockene Laub abbrennt, während die Stämme stehenbleiben; das Feuer sprang mit 10 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde von einem Baum auf den andern über. Sie konnten sich nur dadurch retten, daß sie in einen Teich hineinfuhren und dort mit den Pferden hielten, während das Feuer an ihnen vorbeiraste. Es pfiff und heulte um sie her, aber nur ein paar Minuten lang, dann war das Feuer vorüber und weiter gerast; doch der Rauch hat sie beinahe erstickt.

Am Abend erreichten wir die Station Taldan, wo wir übernachten sollten. Wir sind jetzt auf die Höhe hinaufgelangt und befinden uns 446 Meter über dem Meer, während die Station Gondatti, die wir in der Frühe verlassen hatten, 282 Meter hoch liegt. Es ist kalt und unfreundlich, und trotz des Mondscheins sieht die Landschaft öde und trostlos aus. Ich machte mit dem Doktor einen Spaziergang in dem rauhen Wind, der Mond zeigte uns den Weg. Hier ist in einem oder zwei Jahren eine ganze Stadt von ungefähr 1000 Einwohnern mit Straßen und Reihen von Holzhäusern entstanden, sie ist nur für die Bahnarbeiter und Bahnbeamten gebaut, um später zum großen Teil wieder vom Erdboden zu verschwinden. Wir besuchten den Klub, der in allen solchen Eisenbahnerstädten zu finden ist. Das Klubhaus hatte viele große Räume, ein Billard und sogar ein Theater, wo Schauspielvorstellungen, Konzerte, kinematographische Vorführungen, Vorträge und Tanzvergnügen stattfinden. Wir besuchten auch einen der Ingenieure. Keiner konnte eine andere Sprache als Russisch, und die Unterhaltung wurde in einem sonderbaren Kauderwelsch geführt. Der Doktor ist in seinen Versuchen, sich mir verständlich zu machen, unermüdlich. Als er mich fragen wollte, ob er mir einen Schnaps holen sollte, sagte er auf Deutsch: „Wollen Sie Schwanz trinken?", was natürlich einige Heiterkeit erregte. Als er mir Auskunft über die russische Dame geben sollte, die auf dem Wege von Wladiwostok nach Petersburg begriffen hier vorbeiritt, tat er es in folgender Weise: „Wladiwostok, Petersburg, hopp-hopp-hopp"; das ließ sich auch ganz gut verstehen. Die Dame ist übrigens zuerst von Tschita durch die Mandschurei nach Wladiwostok geritten und hat von dort aus den ganzen Weg durch die Provinz Ussuri, das Amurgebiet, Sibirien und Rußland bis Petersburg auf ein und demselben Pferd zurück-

Digitized by Google

gelegt. Sie ist 36 Jahre alt, hat in einem Jahr ihren Gatten und vier Kinder verloren und ist der Abstammung nach eine halbe Tatarin.

15. Oktober. Wourtzel ist mit seiner Arbeit noch nicht fertig und hat allerlei mit Ingenieur Tregubow zu besprechen, dem Oberingenieur der dritten Abteilung, die wir bald hinter uns haben. Wir müssen deswegen heute noch hierbleiben. Inzwischen machten wir andern einen Ausflug nach einer einige Kilometer von der Station entfernten Quelle, die der Stadt Taldan das Wasser liefern soll. Die Wasserfrage ist bei einer Eisenbahn selbstverständlich sehr wichtig; es soll nicht nur zum Trinken dienen, sondern hauptsächlich zum Füllen der Lokomotivkessel, die in bestimmten Zwischenräumen Wasser bereit finden müssen. Aber hier, wo der Grund beständig gefroren ist, Wasser zu finden, ist nicht leicht. Man hatte an mehreren Stellen gebohrt, ohne auf Wasser zu stoßen; dann aber traf man diese Quelle im Walde, ein großer Fund. Im Winter bildet sich über einer solchen Quelle ein ganzer Eisberg; hier wurde sie mit einem Holzhaus überbaut, das geheizt werden soll, um ein Gefrieren des Wassers zu verhindern, und das auch einen Behälter zum Sammeln des Wassers enthalten wird. Die Temperatur der Quelle beträgt Sommer und Winter hindurch ungefähr einen Grad über Null; sie liefert im Tag 300 Kubikmeter Wasser. Von der Quelle soll eine Röhrenleitung nach der Station gelegt werden, und man glaubt, sie trotz des gefrorenen Bodens durch Torf und Erde vor dem Einfrieren schützen zu können. Der Ingenieur ist der Ansicht, daß das Wasser, wenn es nur immer in Bewegung bleibt, gar nicht dazu kommt, sich bis zum Gefrieren abzukühlen, auch wenn es nicht erwärmt wird. Mir scheint dies jedoch ein etwas gewagtes Unternehmen. Aus welcher Tiefe das Wasser stammt, ist mir noch ein Rätsel. Der Ingenieur meint, es komme aus einer ungefähr 5 Kilometer entfernten Gegend. Es mag wohl höheren Regionen in der Nähe entstammen und Sommerwasser sein, das sich mit seiner Wärme in der Erde ansammelt, wo es nicht dazu kommt, sich im Lauf des Winters bis zum Gefrierpunkt abzukühlen; aber merkwürdig ist es doch, denn sonst friert hier ja das meiste Wasser, Flüsse wie Sümpfe, im Winter bis auf den Grund zu. Um die Quelle herum wurden drei Bohrungen vorgenommen, um ihre Ausdehnung und Mächtigkeit festzustellen. Die Bohrungen gingen ziemlich tief in den

Digitized by Google

Gneisgranit hinein, und die Bodentemperatur war hier nicht unter Null Grad. Die Leute waren gerade mit einem Bohrloch beschäftigt, das schon in 2 Meter Tiefe Wasser lieferte; jetzt reicht das Bohrloch 9 Meter tief.

Übrigens scheinen hier die Temperaturen im Boden sehr zu wechseln. In der Nähe der Station hat man drei Bohrungen vorgenommen, um nach Wasser zu suchen. Eine in dem flachen Sumpf unterhalb der Station ging bis in 106 Meter Tiefe. Zu oberst fand man einen Meter Torf, dann kam eine anderthalb Meter dicke Schicht blankes Eis, darunter Sand und zuletzt Gestein, Gneisgranit; dieser war bis auf den Grund des Bohrlochs gefroren. An einer Stelle der flachen Halde, auf der die Station liegt, wurde bis auf 110 Meter hinab gebohrt; hier stieß man bis zum Boden des Bohrlochs auf Schichten abwechselnd gefrorenen und nicht gefrorenen Gesteins. An einer dritten Stelle, auf demselben Abhang, hatte man bis 55 Meter Tiefe gebohrt; aber hier war das Gestein unter 20 Meter nicht mehr gefroren, und das Bohrloch lieferte Wasser, allerdings nicht genug für den Bedarf der Station. Bei der meteorologischen Station droben auf dem Abhang taut der Boden im Sommer bis zu 3½ Meter Tiefe auf, während dies drunten im Sumpf infolge der Torfschicht, die ein schlechter Wärmeleiter ist, kaum einen Meter tief geschieht.

Ich habe über diese Eisschichten in dem Erdboden Sibiriens viel nachgedacht und bin zu dem Schluß gelangt, daß die meisten der darüber abgegebenen Erklärungen unmöglich sind. Diese Schichten können nicht alte Gletscher sein, die als fossile liegen geblieben sind und auf irgendeine Weise mit Sand- und Tonschichten zugedeckt wurden — sie können auch nicht bei Überschwemmungen übergetretenes Wasser sein, das gefror und bei neuen Überschwemmungen mit Sand und Lehm bedeckt wurde usw. Die Eisschichten müssen sich da, wo sie sich befinden, im Erdboden gebildet haben und können nicht älter sein als die über ihnen liegenden Schichten. Man muß das wohl auch daraus schließen, daß in den obersten Schichten stellenweise Überreste aus einer wärmeren Zeit als der jetzigen gefunden wurden; es ist schwerlich anzunehmen, daß sich Eis unmittelbar unter der damals abgelagerten Schicht im Boden hätte erhalten können.

Ganz sicher kann sich im Boden auf verschiedene Weise Eis bilden. Es ist z. B. klar, daß Wasser, das durch Spalten oder

Digitized by Google

Öffnungen in das ständig gefrorene Erdreich hinabdringt, dort gefrieren muß, wie wir es auch in dem „Kleinen Tunnel" in dem Kleinen Chingan gesehen haben (S. 314); daß Wasser in den Erdboden eindringt und dort gefriert und daß das entstandene Eis sich auszudehnen vermag, haben wir an den Pfeilern der Eisenbahnbrücke in der Bureja-Seja-Ebene gesehen (S. 322).

Dr. Alexander von Bunge will in den „Verhandlungen der Kaiserlich-russischen mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg", zweite Serie, Band 40 (1903), S. 203, das allgemeine Vorkommen des Bodeneises in Sibirien in der genannten Weise erklären. Seiner Ansicht nach bildet es sich aus Wasser, das im Frühling durch die Frostspalten in die Erde dringt und gefriert, wenn es in die ewig gefrorenen Schichten hinunter kommt. Durch die Erweiterung und darauffolgende Zusammenziehung schafft es neuem Wasser Platz usw., und das Eis kann also wachsen.

An den erwähnten Brückenpfeilern haben wir gesehen, daß sich auf diese Weise Eis im Erdboden bilden kann, aber nicht in ausgedehnten horizontalen Schichten. Man kann sich auch wohl nicht denken, daß jene Spalten tiefgehen, jedenfalls nicht tiefer als bis in die Schichten hinein, in denen der Boden im Sommer und Winter beständig gleiche Temperatur hat.

Meiner Ansicht nach muß die regelmäßige Eisbildung im Boden einer Art Kondensationsprozeß zuzuschreiben sein.

Wenn die Durchschnittstemperatur einer Örtlichkeit soviel unter Null Grad ist, daß die beständige Temperatur des Erdbodens einige Meter tief unter der Oberfläche das ganze Jahr hindurch unter Null bleibt, wird das Erdreich bis zu einer gewissen Tiefe hinab beständig gefroren sein. Nun ist der Erdboden, mag er aus anstehendem Gestein oder aus lockeren Schichten bestehen und mag er gefroren oder aufgetaut sein, stets ein wenig porös und enthält Feuchtigkeit und Wasserdämpfe. Weil aber die Temperatur mit der Tiefe steigt, muß die Dampfspannung in den tieferen Schichten höher sein als näher an der Oberfläche. Wenn nun in einer bestimmten Tiefe des gefrorenen Bodens eine dünne Eisschicht auskristallisiert — die sich unter solchen Verhältnissen oft in der Erde zu bilden scheint — dann kann sie durch Kondensation der Wasserdämpfe aus den unter ihr liegenden Bodenschichten mit höherer Dampfspannung beständig wachsen. Auf diese Weise vermag die Eisschicht im Lauf der Jahre

Digitized by Google

immer umfangreicher zu werden und fast zu jeder beliebigen Dicke anzuwachsen. Durch die große Kristallisationskraft des Wassers wird das Eis die über ihm liegenden Bodenschichten mit Leichtigkeit heben. Es ist auch denkbar, daß sich im Sommer, wenn die Erdschichten über der Eisschicht auftauen, teils Wasserdämpfe, teils fließendes Wasser, das auf die Oberseite der Eisschicht hinabgesickert ist, auf ihr kondensieren und gefrieren und daß sie dadurch auch auf der Oberseite anwächst, wenn es nicht so warm wird, daß der Boden bis aufs Eis hinunter auftaut.

Mir scheint es ganz natürlich, daß sich auf diese Weise überall, wo die Vorbedingungen dazu vorhanden sind, Eisschichten, zum Teil recht dicke, im Boden bilden müssen; dadurch gewinnen wir, meiner Meinung nach, eine einfache Erklärung der großen Verbreitung dieser Erscheinung in Sibirien und anderwärts. Der Umstand, daß der Unterschied in den Bodentemperaturen in ganz kurzen Abständen so groß sein kann, wie wir hier in Taldan sahen, muß sich aus der verschiedenen Wärmeleitungsfähigkeit des Erdreichs erklären lassen. Man hat hier allgemein die Erfahrung gemacht, daß die oberste Bodenschicht in dieser Hinsicht eine besonders große Bedeutung hat. Wo den Boden auf ebenen Flächen eine dicke, mit Gras bestandene Torfschicht bedeckt, die ein schlechter Wärmeleiter ist, kann die Sonnenwärme nicht tief in die Erde dringen, und der Boden bleibt ständig gefroren. Wird aber die Torfschicht entfernt, so taut die Erde im Sommer in größerer Tiefe auf, und es kommt oft vor, daß der Boden dann nicht mehr ständig gefroren bleibt. Die verschiedene Befähigung zur Wärmeleitung von unten her ist selbstverständlich auch von Bedeutung. Ist der Erdboden mit Spalten und Rissen durchsetzt, so daß die kalte Luft im Winter in die Erde sinken kann, so vermag, wie wir gesehen haben, auch dies niedrige Temperatur hervorzurufen.

In Taldan war das Jahresmittel nicht besonders niedrig. Man sagte mir, es betrage 1 Grad unter Null. In der Regel erwartet man einen ständig gefrorenen Erdboden nicht in Gegenden, die eine höhere Durchschnittstemperatur als 3 oder 4 Grad unter Null haben und wo im Winter eine leidliche Schneedecke liegt; aber hier fällt wenig Schnee. Da die mittlere Temperatur so wenig unter Null ist, läßt sich leicht verstehen, daß man in so kurzen Abständen gefrorenes und nicht gefrorenes Erdreich findet.

Digitized by Google

Draußen im Walde in der Nähe der Quelle lag ein ganzer Gebäudekomplex; es waren Gefängnisse mit 200 Gefangenen, die unter militärischer Bewachung an der Bahn arbeiten.

Wie das Land jetzt im Herbst vor uns liegt, mit dem spärlichen, niedrigen Wald, den kahlen Lärchen und Birken und den schon zugefrorenen Sümpfen, ist es wirklich ein ödes, trauriges Land. Nicht einmal viel Wild ist hier zu finden; der eine Ingenieur besitzt zwei Hühnerhunde, die uns begleiteten. Er hat in drei Jahren fünf Birkhühner geschossen. Einige Elche gibt es allerdings und einige Bären. In der Nähe der Station lag ein Bergkamm, der aus einem Porphyrgang entstanden zu sein schien. Von seinem Gipfel herab sah man das wellenförmige Waldland sich nach allen Seiten hin erstrecken, ein Rücken hinter dem andern und niedrige blaue Berge in weiter Ferne; inmitten dieses öden Waldlandes lagen die Gefängnisse, während eine kurze Strecke von ihnen entfernt die gelbe Sandlinie der Eisenbahn die öde Taiga nach Westen hin durchschnitt, der Welt und dem Leben entgegeneilend.

Gold ist überall zu finden. Hier auf der Station ist seine Menge zum Betrieb zu geringfügig; sie beträgt kaum ein halbes Gramm auf den Kubikmeter. Aber 30, 40 Kilometer weiter nordwärts sind reiche Goldwäschereien, wo man in einem Kubikmeter ungefähr 10—12 Gramm findet. Diese Wäschereien betreibt man am Urkan, einem Nebenfluß der Seja. An den besten Tagen kann ein Mann bis zu 15 Rubel täglich auswaschen, und im letzten Jahr soll man, so habe ich verstanden, anderthalb Tonnen Gold gewonnen haben.

Auf der großen Grasebene bei der Station weideten wohl 100 mongolische Ochsen. Sie liefern den Arbeitern das nötige Fleisch, aber nirgends sah man Heuschober; die Tiere werden wohl geschlachtet, wenn es im Winter mit der Weide zu schlecht bestellt ist. Das Fleisch läßt sich in dieser Kälte leicht aufbewahren. Ich sah hier übrigens keine Anzeichen von Ackerbau oder Viehzucht, wohl aber weiter entfernt an einer Stelle Schober auf der Ebene, deren Heu darauf schließen läßt, daß dort Kühe gehalten wurden, falls es nicht für Pferde bestimmt war.

Beständig ging es langsam aufwärts, bis wir hinter der Station Kerak an einen 960 Meter langen Tunnel kamen, der durch den Kamm der Nutscha-Kette geht, einer Bergkette, die zwischen den

Digitized by Google

Leichentransport in der Taiga des Amurgebiets.

Digitized by Google

Eisstalaktiten in einem Tunnel der Amurbahn.

Digitized by Google

Sejaquellen und dem Flüßchen Never die Wasserscheide bildet. Der Nukscha-Rücken ist ein Ast, den das im Nordwesten liegende Jablonnoigebirge entsendet und der dort auch die Wasserscheide bildet zwischen der Nukscha, die sich durch die Olekma in die Lena ergießt, und dem in den Amur mündenden Oldoi. Der Tunnel liegt 680 Meter über dem Meer, und der Kamm des Berges erhebt sich 43 Meter über dem Tunnel. Hier ist der Boden schon von der Oberfläche an gefroren, und nur eine dünne Schicht taut im Sommer auf.

Das Land, in das wir jetzt eintreten, ist schöner, bietet größere Abwechslung und hat mehr Täler und Bergrücken, als wir bisher sahen. In herrlichem Mondschein fuhren wir unablässig durch Wald, über Hügel mit Steigungen und Durchstichen und über mehr als 20 Meter hoch aufgeschüttete Dämme, bis wir an die Station Oldoi gelangten, wo wir übernachten sollten. Ich spazierte lange vor dem Zuge hin und her mit dem Maschineningenieur, der seit drei Jahren in dieser Gegend war und in der weiter westlich liegenden Station Taptugari wohnte. Er erzählte mir viel über das Leben hier. Der Boden ist überall fest gefroren und taut nur gegen Ende Juli bis in ungefähr zwei Meter Tiefe auf. In dieser aufgetauten Schicht kann man aber in der kurzen Sommerzeit gutes Gemüse bauen. Die Kartoffeln kommen ungefähr am 10. Juni, und in der ersten Augusthälfte erfriert manchmal schon alles wieder; aber in dieser Zeit von weniger als zwei Monaten wächst alles schnell. Der Ingenieur selbst hatte Mitte Mai 50 Kilogramm Kartoffeln gepflanzt und im August 490 Kilogramm geerntet. Ebenso steht es mit den roten Rüben; er säte im Mai etwa 6 Quadratmeter voll und gewann ungefähr 82 Kilogramm. Die Pferde bleiben hier den ganzen Winter draußen und müssen selbst für ihre Nahrung sorgen; da aber im Winter fast gar kein Schnee liegt, finden sie leicht Gras, allerdings nur dürres und hartes. Wie man sich denken kann, werden die Pferde mager, wenn sie bei der auf 40 bis 50 Grad unter Null ansteigenden Kälte unausgesetzt im Freien sind; aber im Sommer werden sie wieder fetter. Die Kühe sind merkwürdig, man darf ihnen die Kälber nicht nehmen; sie geben keine Milch, wenn nicht das Kalb mitsaugt. So erhält das Junge die eine Hälfte der Milch, während die andre für die Leute gemolken wird; es sind mongolische Kühe. Der Ingenieur hatte das anfangs nicht

gewußt und schlachtete, als er sich eine Kuh kaufte, das Kalb, um selbst die Milch zu erhalten; aber die Kuh gab keine, und auch sie mußte geschlachtet werden. Im Winter fällt so wenig Schnee, daß man keine Schlittenbahn hat, sondern auf den Flüssen fahren muß.

Es ist wirklich ein unfreundliches Land, wenn der kalte Winter zur Entschädigung nicht einmal die Annehmlichkeit bietet, daß man eine gute Bahn zum Schneeschuhlauf und Schlittenfahren findet.

16. Oktober. Weiter westlich ist dasselbe Gebirgsland mit niedrigen Landrücken, aber die Waldbäume werden noch kleiner und dünner, und bald sind sie nur noch Zaunpfähle; hier und dort sieht man einen Baum, der so groß ist, daß er vielleicht als Telegraphenstange dienen könnte; greulich springt der Sturm mit diesem auf flachen Wurzeln ruhenden Walde um; er bricht ihn große Strecken weit nieder, so daß die umgerissenen Wurzeln überall in die Luft ragen. Auch der Waldbrand tut das Seine, und an vielen Stellen erzählen verkohlte Baumstümpfe und nackte abgebrochene Stämme von seinen Verheerungen. Auf dieser Strecke gab es nur Lärchenwald.

Wir gelangen an die Brücke über die Tschitka, wo das S. 330 erwähnte Eisenbahnunglück vor einigen Tagen geschehen ist. Die Lokomotive war mit acht Wagen die Brücke hinabgestürzt. Es sah unheimlich aus. Die Höhe des Falls betrug 16 oder 17 Meter. Die Lokomotive war eingedrückt wie ein Chapeau claque und gedreht und gewunden, als sei sie aus Pappe gewesen. Die Wagen waren übereinandergefallen, und die untersten vollständig zertrümmert; dennoch hatte man gerade aus dem alleruntersten Wagen, der so zusammengedrückt war, daß kaum eine einzige Planke heilgeblieben, drei Menschen hervorzogen; einer von ihnen, der Schaffner, war zerquetscht, die beiden andern aber lebten noch und hatten nur ein paar leichte Verletzungen davongetragen.

Das Unglück hatte sich dadurch ereignet, daß die Arbeiter im Begriff waren, neue breitere Schwellen auf der Brücke zu legen; um diese Arbeit ausführen zu können, machten sie zwei Schienen los. Am Ende der Brücke hatten sie ein rotes Haltesignal aufgesteckt. Neben dem Gleis stand dort auch eine Draisine, und da die Draisinen ebenfalls ein rotes Signal führen müssen, hatte der Zugführer geglaubt, die rote Fahne, die er sah, sei auf der Draisine angebracht. Zur Sicherheit war er mit verminderter Schnelligkeit gefahren; als

Digitized by Google

aber die auf der Brücke und am Gleis beschäftigten Arbeiter gewahrten, daß er nicht hielt, fingen sie an zu schreien und zu winken. Er versuchte aus allen Kräften zu bremsen, aber es war schon zu spät; der Zug rollte in ganz langsamer Fahrt auf die Brücke und, als er an die Stelle kam, wo die Schienen fehlten, stand er still. In diesem Augenblick aber verlor die Lokomotive das Gleichgewicht, stürzte hinunter und riß acht Wagen mit. Glücklicherweise waren es meist leere Wagen, nur zwei Menschen kamen dabei um, der erwähnte Schaffner und ein Heizer, der beim Absturz unter die Lokomotive geriet. Der Lokomotivführer und sein Gehilfe wurden gerettet, der Dampf hatte ihnen nur Gesicht und Hände verbrüht. Als der Lokomotivführer wieder zur Besinnung kam, lag er mit halbem Leib im Fluß. Er erhob sich, rang das Wasser aus seinen Rockschößen und lief wie besessen davon; der Gehilfe machte es ebenso, so verwirrt waren beide. Der letzte Wagen blieb auf dem Gleis stehen; zum Glück war die Kupplung gerissen, als die andern Wagen hinabstürzten, und die in ihm sitzenden zehn Personen wußten nicht einmal, daß etwas passiert war; sie fühlten nur einen kleinen Ruck, und als sie zum Fenster hinausschauten, war vor ihnen der ganze Zug verschwunden! —

Immer noch das gleiche flache Bergland mit demselben lichten, meist aus Lärchen bestehenden Wald, großen Sümpfen dazwischen und flachen Tälern und Flüssen. Überall Gneis oder eine Art Gneisgranit; Anzeichen einer Schichtung habe ich nicht gesehen. Gold findet man an diesen kleinen und großen Flüssen überall; an vielen Stellen wird Goldwäscherei betrieben.

Von der Grenze Transbaikaliens nach Kuenga.

Am Abend überschritten wir jenseits des Urkaflusses die Grenze des Amurgebiets und kamen wieder nach Transbaikalien. Jetzt haben wir freie Bahn vor uns und können mit dem Zug den ganzen Abend im Mondschein durch das wilde, öde Bergland fahren, das weniger flach und viel abwechslungsreicher ist als bisher. Zuerst ging es mit schwacher Neigung zum Flusse Amasar hinunter; wir hielten in der Station gleichen Namens, um dort die Nacht über zu bleiben. Es ist jetzt kalt, 12 Grad unter Null.

17. Oktober. Die Bahn führt langsam ansteigend am Amasar talaufwärts. An diesem Teil der Bahn arbeiten viele Sträf-

Digitized by Google

linge, wir sahen sie scharenweise mit ihren Soldaten, und in Rasdolni erhob sich ein ganzes Städtchen verschiedener Gefängnisse, in deren Mitte eine große Kirche stand.

Jenseits der Station Penkowaja schlängelt sich die Bahn mit der stärksten zulässigen Steigung, 8 Meter auf den Kilometer, nach der Wasserscheide zwischen dem Amasar und dem Schwarzen Urjum hinauf. Wir befinden uns hier 850 Meter über dem Meer und sind auf dem höchsten Punkt der ganzen Amurbahn angelangt. Jenseits dieser Stelle geht es in einem großen Bogen abwärts, an der Station Arteuschka vorüber; dann fahren wir langsam durch das Tal des Schwarzen Urjum hinab. Hoch droben in diesem Tal, in der Nähe der Wasserscheide, konnten wir in weiter Ferne die Gegend erblicken, wo die berühmten, dem Kaiserlichen Kabinett gehörenden Goldminen liegen und wo in den Jahren 1868 bis 1897 ungefähr 24 600 Kilogramm Gold gewaschen worden sein sollen, während die Minen jetzt nicht mehr so ergiebig sind. Übrigens gibt es hier an vielen Stellen Goldwäschereien, und wir sahen auch Leute unten am Flußufer Gold waschen. Sobald wir Transbaikaliens Grenze überschritten haben, sind alle Minenarbeiter Chinesen. Hier besteht kein Verbot, chinesische Arbeiter zu beschäftigen.

Die Bahn windet sich durch das Tal des Schwarzen Urjum beständig abwärts. Zu unserer Linken haben wir einen Bergrücken, der Xenjewskigebirge heißt, nach der Schwester des Zaren so genannt. Er steigt bis 1400 und 1500 Meter Höhe über dem Meer an und bildet die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Urjum und der Schilka. Er ist fast bis zum Rücken hinauf mit Nadelwald bestanden, nur ganz hoch droben wachsen niedrige Zwergzedern.

Wir hielten an der schönen Station Xenjewski, die auf dem Gehänge des Urjumtals liegt und gegen 1500 Einwohner hat. Eine schmucke kleine Kirche stand auf der Höhe oberhalb des Bahnhofs, von dort hatte man eine weite Aussicht über das breite Tal nach den Landrücken ringsumher. Von hier geht die Bahn flußabwärts weiter, nach der Station Sbjega (d. h. Zusammenfluß), wo sich der Schwarze und der Weiße Urjum vereinigen, um die Tschernaja, den „Schwarzen Fluß", zu bilden, der sich in die Schilka ergießt. Nachdem die Bahn die Krümmungen dieser beiden Flüsse auf vier Brücken überschritten hat, steigt sie längs des Weißen Urjum wieder langsam nach der Wasserscheide zwischen diesem Fluß und dem Aleur,

Digitized by Google

der der Kuenga, einem Nebenfluß der Schilka, zuſtrömt. Dieſe Waſſerſcheide iſt nicht ſo hoch wie die vorige, ſie liegt ungefähr 600 Meter über dem Meer.

Wir erreichen die Station Urjumſkij. Von ihr nach Weſten hin iſt die Bahn ſchon ſeit zwei Jahren in regelmäßigem Betrieb. Als wir in Silowa, der nächſten Station, Mittag aßen, war es ein ſeltſames Gefühl, den Bahnſteigbeamten in der Reſtauration ausrufen zu hören: „Zug nach N. N.“ In der Mondſcheinnacht fahren wir ohne weitern Aufenthalt mit 60 Kilometer Geſchwindigkeit durch das Bergland.

Unſere Reiſe durch das unbekannte Amurland mit der noch unvollendeten Bahn iſt zu Ende. Morgen vormittag ſind wir in Tſchita, und dann geht es über Petersburg nach Hauſe. So hat denn auch dieſe lange Reiſe ihren Abſchluß erreicht. Freilich fehlen daran noch etwa 7 bis 8000 Kilometer, aber nach den Maßen, mit denen wir jetzt zu rechnen gewohnt ſind, iſt das ja nicht viel.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Heimwärts durch Sibirien.

18. Oktober. Als ich heute Morgen aus dem Fenster des Abteils schaute, fand ich das Land ganz verändert. Wir fuhren an der Schilka talaufwärts; Birkenwald mit einigen Kiefern untermischt bedeckte die Landrücken auf beiden Seiten. An manchen Stellen sind die Gehänge ganz mit Gras bewachsen, ohne allen Wald, und drunten auf den Ebenen sieht man einige Espen und andere Laubbäume. Das Klima muß hier dem Walde günstiger sein, obgleich die Höhe über dem Meeresspiegel noch nicht viel niedriger ist wie gestern; hier sind die Bäume viel größer und üppiger.

Das Schilkatal ist da, wo wir uns jetzt befinden, ziemlich eng, und die Berge auf beiden Seiten fallen nach dem Fluß hin ab; dann aber erweitert es sich auf einmal zu breiten Grasebenen mit niedrigen Hügeln ringsumher. Größere und kleinere Dörfer liegen am Fluß. Hier wohnen sicherlich Kosaken. Wovon sie leben, ist mir eigentlich ein Rätsel. Getreidebau gibt es hier fast gar nicht; sie bauen zwar etwas Hafer, aber er wird selten reif, und man sät ihn hauptsächlich des Grünfutters wegen; aber Kartoffeln und verschiedene Gemüsearten gedeihen hier, und es gibt gute Heuernten; der Fischfang im Fluß lohnt sich nicht recht. Auf den Stationen sehen wir jetzt überall viele Chinesen, ein großer Unterschied gegen das Amurgebiet, wo uns gar keine begegneten. Nun kamen wir wieder an die Ostchinesische Bahn und an den Ingodafluß, von wo aus wir vor einigen Wochen südwärts nach der Mandschurei gereist waren. Wir erreichten die große Station Karimskaja, die wohl die Endstation der Amurbahn bilden wird. Von hier an sollten wir die regelmäßigen Züge benutzen können. Unglücklicherweise war der Expreßzug nach Rußland eben abgegangen, und der nächste fuhr erst in zwei

Digitized by Google

Tagen; es lohnte sich nicht darauf zu warten, unser Wagen wurde daher an den Personenzug angehängt, denn einen schnellern Zug konnten wir jetzt nicht erhalten.

Auf der Weiterfahrt fiel mir auf, wie groß der Kiefernwald war, der hier an den Gehängen der Landrücken und auf der Ebene am Flusse stand; er ähnelte sehr einem norwegischen Wald, und hätte man nicht hier und dort Häuser gesehen, so hätte es ebensogut in Norwegen sein können. Auf der Ebene nach dem Flusse zu erblickten wir den ganzen Weg entlang einen Heuschober hinter dem andern. Hier sieht es ganz anders aus als in dem gestern durchreisten Lande; dies ist eine auffallende Erscheinung, denn der höchste Punkt der Amurbahn, die Wasserscheide zwischen Amasar und Urjum, war 840 Meter über dem Meer, und Tschita, wohin wir jetzt kommen, liegt 655 Meter hoch. Das ist kein so großer Höhenunterschied; aber dennoch ist der Temperaturunterschied nicht gering. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Tschita ungefähr 2 Grad unter Null. In Njertschinsk ist sie ungefähr 4 Grad unter Null. Und in Xenjewski, der höchsten Station der Amurbahn, ist sie ebenfalls um 4 Grad unter Null herum. Im Jahre 1911 hat die Durchschnittstemperatur des Dezember dort 39 Grad unter Null betragen. Das mittlere Tagesminimum ist 49,7 Grad unter Null, die niedrigste Temperatur 56 Grad unter Null gewesen. —

In Tschita nahmen wir Abschied von den Oberingenieuren Seest und Podrutzkij, die dort wohnen. Dann ging es nach Rußland weiter, über dieselben ausgedehnten Grasebenen mit den spärlich bewaldeten niedrigen Landrücken, die wir auf der Reise nach Osten durchfahren hatten. Langsam steigt die Bahn wieder zum Kamm des Jablonnoigebirges und der Wasserscheide zwischen dem Stillen Ozean und dem Eismeer, zwischen dem Amur und dem Jenissei, hinauf.

19. Oktober. Am Morgen waren wir wieder in vollständigem Gebirgsland. Wir durchfuhren das Tal der breiten Selenga, das auf beiden Seiten hohe, mit Kiefern bewachsene Landrücken zeigt. Der Kiefernwald steht üppig, und die Bäume sind teilweise ziemlich hoch. In dem ebenen Talgrund liegen Wiesen mit Heuschobern und Einfriedigungen; hier und dort sind dem Anschein nach auch Strecken mit Weidenbäumen bestandenen Sumpflandes. Noch wohnen die Leute in weiten Abständen, aber je mehr man abwärts

Digitized by Google

gelangt, desto mehr Dörfer sieht man. Die bewaldeten Abhänge hier und die bestellten Äcker dort, die Holzzäune, die Getreidefelder, die grasenden Kühe und die umherlaufenden Pferde, dann wieder zwischendurch kleine Gehölze mit üppigen Kiefern und schönen Birken, alles sieht so unbeschreiblich anheimelnd aus, daß mir zumute ist, als sei ich wieder daheim in Norwegen. Die Zäune um die Äcker herum, die Felder selbst, ja manchmal sogar auch die Häuser versetzen einen in die Heimat. An den Pferden ist keine große Verschiedenheit von den unsern wahrzunehmen, aber die Kühe haben allerdings ein mongolisches Aussehen und sind zum Teil braun. Allmählich wird das Tal breiter, und die Berge treten zurück. Es wird immer bevölkerter, ein großes Dorf folgt dem andern, weiß erglänzen ihre Kirchen weithin über dem Tal, an einer Stelle erblicken wir in der Deltaebene der Selenga nach dem Baikalsee zu sogar ein großes Kloster, und fern im Nordwesten auf der andern Seite des Sees tauchen blaue Berge empor. —

Und dann liegt plötzlich der gewaltige blaue Seespiegel vor uns. Bei dem heftigen Wind sieht er allerdings dunkel aus, und weit draußen vor dem Ufer brechen sich die Wellen in den Untiefen des langsam abfallenden Deltastrandes. Nach Norden zu taucht alles Land unter den Horizont, aber uns gegenüber, jenseits des Sees erhebt sich in blauer Ferne das Gebirge. Im Südwesten verschwindet das Land ebenfalls eine Strecke weit unter dem Horizont. Und nun fahren wir am Südufer des Baikal weiter. —

20. Oktober. Nachts kamen wir in Irkutsk an; aber unaufhaltsam, Tag und Nacht, im Sonnenschein und im Mondlicht, trägt uns unser Zug weiter. Meist sieht man Wald, aber auch Steppe und hin und wieder einige Äcker mit Dörfern dazwischen. In der Station Tulun mußten wir zwei Stunden halten, um den aus Rußland kommenden Expreßzug durchzulassen. Der Personenzug, in dem wir jetzt fahren, ist kein Schnellzug. Wir müssen uns damit trösten, daß die Postzüge, denen die Beförderung der russischen Post obliegt, noch langsamer laufen. Hier ist übrigens eine wichtige Station, denn man beabsichtigt, von hier aus eine Zweigbahn nordwärts nach der Lena zu bauen, um den Dampferverkehr auf diesem Fluß an die sibirische Bahn anzuschließen.

Weiter westwärts ist das Land ein gewellter Teppich aus Kiefernwald, die im Südwesten vor uns liegenden zackigen Land-

Digitized by Google

Eisenbahnunglück bei der Brücke über den Tschikan.

Digitized by Google

Gefängnis von Nasdolni mit Kirche.

Digitized by Google

rücken heben sich in scharfen Silhouetten von dem gelben Abendhimmel ab. Mitten durch das Schwarz unter uns fließt ein Bach, der den gelbgrünen Himmel wie ein Auge in dem großen Walde widerspiegelt. Auf einmal ist die Dämmerung verflogen, am blauen Himmelsgewölbe funkeln die Sterne, und über Sibiriens Wäldern herrscht die Nacht. Bald steigt auch der Mond über dem Waldrand auf. Lichtstreifen stehlen sich schweigend weithin zwischen den Stämmen hindurch, es ist so still — ganz still; und die ganze Landschaft wird zum Traumland.

21. Oktober. Am Morgen fuhren wir über den mächtigen Jenissei, dessen breite Wasserstraße sich südwärts ins Gebirge hinein und nordwärts nach den endlosen Ebenen hin erstreckt. Gegen 11 Uhr kamen wir in Krasnojarsk an und wurden auf dem Bahnhof von Direktor Lied, Herrn Gunnar Christensen und dem jungen Herrn Gadalow begrüßt. Hier stieg auch Wostrotin ein, um mit uns nach Petersburg zu fahren.

Das Land westlich von Krasnojarsk ist dieselbe hügelige Ebene, die wir schon im Osten des Jenissei durchreist haben. Zum Teil ist sie angebaut, aber der weit größere Teil ist Waldland.

In Krasnojarsk war auch der bekannte Politiker Roditschew in den Zug gestiegen. Er ist einer der besten Redner der Duma und einer der bedeutendsten Männer der modernen Freiheitsbewegung in Rußland; unter anderm ist er dadurch bekannt, daß er als erster bei der Deputation an den Zaren, als dieser den Thron bestieg, den Wunsch nach einer konstitutionellen Verfassung aussprach. Man erklärte das damals für eine Verrücktheit, und er wurde verbannt; auch später ist er mehrmals verbannt worden. Er hatte jetzt zum erstenmal Sibirien durchreist und war bis Wladiwostok und Chabarowsk gekommen, aber Land und Leute hatten ihn enttäuscht. Das Land, meinte er, sei öde, menschenleer und leicht zu erobern, und die Leute waren, seinem Eindruck nach, ein Volk ohne Energie und Unternehmungslust. Man könnte mit dem Pflug durch das ganze Land kommen, vom Ural bis zum Stillen Ozean, und doch sehe man hier meist unangebauten Boden und Wald. Übrigens war er der Ansicht, die sich mir ebenfalls auf der ganzen Reise aufgedrängt hat: die Bauern Sibiriens sollten sich mehr auf Viehzucht verlegen, die für sie das Einträglichste sei, und weniger auf Getreidebau.

Digitized by Google

22. Oktober. Je weiter wir westwärts kommen, um so flacher wird das Land, und bei Atschinsk nähern wir uns schon dem Steppenland, aber ganz flach wird es erst jenseits des Obflusses. Wo die Eisenbahn diesen Strom überschreitet, liegt die merkwürdige Stadt Nowo-Nikolajewsk. Vor ungefähr fünfzehn Jahren, als die Bahn noch nicht gebaut war, standen nur einige Hütten am Flußufer; jetzt erhebt sich hier eine Stadt mit 85000 Einwohnern.

Von hier aus ist das Land auf einer ungefähr 1400 Kilometer langen Strecke vollständig eben bis Tscheljabinsk, in der Nähe des Uralgebirges. Es ist Steppenland, das sich südwärts erstreckt und dort in die eigentliche Kirgisensteppe übergeht; hier erscheint mehr die Steppenart, die man „Steppe der weißen Birke" nennt. Das Land ist so unglaublich einförmig, daß es alles übersteigt, was ich bisher in dieser Art gesehen habe. Flach wie das Meer, aber ohne dessen Wellen, Grasboden — unablässig Grasboden, dann einige Sümpfe, hier und dort ein paar kleine weißstämmige Birken, ab und zu ein Heuschober, und vereinzelt auch gepflügte Felder, aber fast gar keine Häuser sind vom Zuge aus zu erblicken. So geht es meilenweit. An vielen Stellen ist der Boden so sumpfig, daß das Wasser mit seinem steifen Gras und seinen Binsen sich kilometerweit auf beiden Seiten des Bahndamms hinzieht. Man hat an der Bahn entlang keine Entwässerung durch Kanäle und Gräben vorgenommen wie in der Amurebene. An andern Stellen ist es trockener; man sieht dort guten, fruchtbaren Boden mit schwarzer Erde, aber stellenweise sind Wasser und Boden stark salzhaltig. Lange Strecken weit ist auffallend wenig angebauter Boden zu erblicken; aber Wourtzel sagt mir zum Troste, daß es weiter landeinwärts auf beiden Seiten der Bahn ganz anders sei und daß es dort viele Dörfer gebe. Weiter westwärts wurde es etwas bevölkerter, und wir sahen jetzt mehr gepflügte Felder.

23. Oktober. In dieser Gegend war es schon vollständig Winter. Schnee bedeckte den Boden, und es machte einen seltsamen Eindruck, als wir in der Station Petropawlowsk die Kamele mit ihren Karren phlegmatisch und geduldig in einer Reihe stehen sahen; sie ließen sich durch den Schnee weißfärben, ohne sich auch nur zu rühren.

Ja, das ist die wahre Steppe und die Einförmigkeit selbst. Welche Heimat für den Nomaden, der hier mit seinem Vieh und

Digitized by Google

seinen Rossen frei umherzog! Jetzt ist er verdrängt durch den vorrückenden Ansiedler, der Butter bereitet und sie nach England versendet; den Nomaden findet man nur noch in den mageren Salzsteppen weiter südlich, wo es der Ansiedler noch nicht der Mühe wert gefunden hat, sich niederzulassen; aber auch diese Steppen werden noch an die Reihe kommen.

Ab und zu erblicken wir große Viehherden, hauptsächlich braune Tiere wie die mongolischen Rinder; auch einige Pferde und Schafe sind dabei und Hirten zu Pferd mit ihren Hunden. Ausnahmsweise stehen auch Windmühlen fern am Horizont, oder die Kuppeln und der Turm einer weißen Kirche, die sich inmitten eines Haufens niedriger Holzhäuser hoch aus der Ebene erhebt. Es ist, als ob diese hoch emporragende Kirche all ihre Nahrung aus den kleinen Häusern genommen, ihnen gleichsam das Mark ausgesogen, verkrüppelt und im Wachstum zurückgehalten habe. Je weiter wir vordringen, desto winterlicher wird es. Hier fuhr man schon im Schlitten über die Steppe, und in Kurgan, wo wir am Nachmittag ankamen, waren auf der Straße nur Schlitten zu sehen. Aber flach ist es, immer noch flach.

24. Oktober. In der Nacht erreichten wir Tscheljabinsk, und am nächsten Morgen befanden wir uns zwischen den Landrücken des östlichen Abhangs des Uralgebirges und auf dem Wege nordwärts nach Jekaterinburg. Hier herrschte schöner weißer Winter auf den Landrücken und den großen, üppigen Wäldern, die hauptsächlich Kiefernwälder sind mit einigen schneebelasteten Tannen dazwischen; tiefer Schnee bedeckt die Halden und bot eine richtige Schneeschuhbahn. Es war wie zur Weihnachtszeit, und man fühlte sich unbeschreiblich angeheimelt. Hier hat der Winter also schon jetzt begonnen.

Nach Jekaterinburg kamen wir am Vormittag; auf dem Bahnhof empfingen uns der Bürgermeister der Stadt und der Vorsitzende der Stadtverordneten, der Präsident und der Sekretär der Geographischen Gesellschaft, auch andere Mitglieder dieser usw.; wir wurden in jeder Hinsicht gastfrei aufgenommen. Ich besuchte das Museum und sah mir die geologischen und mineralogischen Proben dieses unglaublich reichen Landes an, das fast alles besitzt, was die Berge an Schätzen zu bieten haben. Ich besichtigte auch wertvolle archäologische, ethnographische und ornithologische Sammlungen; es

Digitized by Google

war viel Interessantes darunter. So konnte ich alles kennen lernen, was dieses Land an geschliffenen Steinen und Schmucksachen verschiedener Art hervorbringt.

Wir sahen uns auch ein wenig die schöne Bergstadt an. Eines der auffallendsten Gebäude schien mir ein Palast zu sein, es war das Wohnhaus, das sich ein reicher Goldminenbesitzer gebaut hatte, wohl nur, weil er gar nicht mehr wußte, was er mit seinem Golde anfangen sollte. Es ist aber so groß, daß nach seinem Tode es niemand allein bewohnen konnte, und nun ist der ganze Palast mit all seiner Pracht in eine Buchdruckerei verwandelt worden. Nachdem wir bei Oberingenieur Beer und seiner liebenswürdigen Familie gemütlich zu Mittag gegessen hatten, war am Abend eine Versammlung in der Geographischen Gesellschaft, wo ich einen Vortrag über die Reise nach dem Jenissei hielt. Auch hier fand ich großes Interesse an der Entwicklung dieses Seeweges, der doch gerade für diese Stadt schwerlich irgendwelche Bedeutung erhalten kann. Man begegnete mir mit großer Liebenswürdigkeit; ich erhielt ein Diplom und ein hübsches Geschenk zur Erinnerung an meinen Besuch in dieser Stadt und an ihre Steinindustrie. Der Aufenthalt endete damit, daß wir in das schöne Opernhaus geführt wurden und den ersten Akt einer Oper von Tschaikowskij hörten. Da aber der Zug um 8 Uhr 49 Minuten abends abfuhr, mußten wir leider schon vorzeitig fort und konnten die herrliche Musik nicht zu Ende hören.

25. Oktober. So sind wir denn nun über den Ural hinüber und nach Europa zurückgekehrt. Am Morgen erreichten wir Perm und fuhren über die Kama, in der ich schon starke Eisbildung beobachtete. Das Treibeis der Kama erinnerte mich sehr an das neugebildete Eis, das sogenannte Pfannkucheneis im Eismeer. Hier sieht es winterlich aus. Ein hügeliges Land mit viel Tannenwald zwischen den Äckern und Einfriedigungen; es ist Norwegen ziemlich ähnlich, nur haben die Schlitten mit ihren vorn hoch in die Höhe gebogenen Kufen eine andere Form. Die Häuser haben auch eine etwas sonderbare Bauart, die nicht ganz norwegisch ist; natürlich stehen hier überall Heuschober, und nirgends sieht man einen Heuschuppen, obwohl Holz genug vorhanden ist, um sie zu bauen. Der Winter hat bereits angefangen, aber die Schneedecke ist noch nicht sehr dick, der Schnee liegt erst mehrere Zentimeter hoch; das genügt jedoch schon zur Schlittenbahn.

Digitized by Google

Gegen Mitternacht kamen wir in Wiatka an, das ein bekannter Mittelpunkt der bäuerlichen Holzwarenindustrie ist. Merkwürdig, was sich aus Birkenholz und Birkenrinde alles herstellen läßt! Und obendrein noch zu solchen Spottpreisen. Ein Laden auf dem Bahnhof bot eine große Auswahl an solchen Sachen.

Die Bevölkerung des Gouvernements Wiatka ist, wie die in Perm, durchgehends betriebsam und freiheitlich gesinnt. Es gibt dort keine Großgrundbesitzer, aber sie haben Semstwo und kommunale Selbstverwaltung, und man behauptet, diese Gouvernements seien besser verwaltet als die konservativeren, nationalistischen Nachbargouvernements, wie z. B. Wologda, dessen Bevölkerung lange nicht so betriebsam sein soll, wenigstens nicht in der Landwirtschaft. Übrigens dürften die Bewohner der Gouvernements Perm und Wiatka meist finnisch-ugrischer Abstammung sein, und die Slawen sind erst später dorthin gekommen; doch sprechen die Bauern jetzt russisch.

26. Oktober. Wir nähern uns schnell dem Ziele. Nur noch ein Tag, dann sind wir in Petersburg und die Reise in diesem Wagen hat ein Ende. Seit fast einem Monat bewohne ich jetzt diesen Wagen, seit dem 29. September, als ich in Krasnojarsk in den Zug stieg, mit einer Unterbrechung allerdings, als wir die Ussuriprovinz und das Amurgebiet durchreisten. Es ist noch ebenso winterlich. Aber die Landschaft ist etwas flacher geworden; wir sehen Wälder, hauptsächlich Tannenwälder mit Birken, Espen und andern Laubbäumen untermischt, und der Boden ist angebaut. Bald ist die Reise zu Ende. —

Der Gedanke an die Trennung von diesen großen, schwermütigen Wäldern und dieser ernsten Natur mit ihren einfachen großen Linien, denen nichts Kleinliches anhängt, stimmt mich wehmütig. Ich habe es lieb gewonnen, dieses endlose Land, das gewaltig ist wie das Meer, — mit seinen unendlich weiten Ebenen und seinen Gebirgen — mit der erstarrten Eismeerküste — der öden freien Tundra — mit der tiefen, geheimnisvollen Taiga, die sich vom Ural bis an den Stillen Ozean erstreckt — der mit Gras bestandenen wogenden Steppe — den blauen bewaldeten Bergen — und mit den kleinen Flecken dazwischen, auf denen Menschen wohnen.

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel.

Die Fahrt durch das Karische Meer.

Am 10. September, eine Woche nach unserer Weiterfahrt mit dem „Omul", war der „Correct" mit dem Einnehmen seiner Ladung fertig geworden; er lichtete nachmittags die Anker und trat die Heimreise an. Im Süden der Dickson-Insel stieß er am 12. September auf Treibeis, das sich westwärts nach der Wilkitskij-Insel hinzog, aber meist locker war. Weiter westwärts traf er im Karischen Meer kein Eis. Ein paar Tage hindurch hatte er mit starkem widrigem Wind, zum Teil Sturm, und mit hohem Seegang zu kämpfen, daß er kaum vorwärts kam. Am 16. September ging der „Correct" durch das Karische Tor und in der Nacht vom 19. auf den 20. lief er um Mitternacht in den Hafen Söndre Honnings-Vaag ein, ohne auf der ganzen Reise durch Eis aufgehalten worden zu sein.

Ein paar Tage nach uns waren auch zwei russische Schiffe ostwärts durch das Karische Meer gefahren. Kapitän Chas. J. Spahde mit dem Fischereidampfer „Sapad" stieß am 12. August im Westen der Jugorskij-Scharr auf Eis und gelangte am selben Abend durch diese Straße ins Karische Meer, also zwei Tage, nachdem der „Correct" durch das Karische Tor gefahren war. Die See war offen, und man richtete den Kurs nordostwärts durchs Karische Meer. Aber ungefähr 70 Seemeilen jenseits der Jugorskij-Scharr stieß Spahde am Morgen des 14. August wieder auf Eis, fuhr eine Strecke weit nordwestwärts am Eisrand entlang, kehrte aber wieder um, weil ihm das Eis in dieser Richtung keinen Durchgang bot, und ging südostwärts bis in die Nähe des Landes auf der Südseite des Karischen Meeres. In der Richtung auf Jamal durchfuhr er das Eis und zwar, wie es scheint, in derselben tiefen, offenen Bucht, die wir, drei Tage vor Spahde, in der Nacht vom 11. auf den 12. August sich nordostwärts ins Eis hineinziehen sahen.

Digitized by Google

Während der folgenden Tage ging Spahde an Jamal entlang mit nördlichem Kurs durch das Eis, aber weiter vom Lande ab als der „Correct" und traf dort offeneres Eis. Am 18. August gelangte er bis 73° 56′ nördlicher Breite und ungefähr auf 67° östlicher Länge, aber er hatte immerfort große Schollen und schwieriges Eis vor sich. Er ging wieder südwärts, um eine Durchfahrt durch das Eis zu suchen. Endlich, am 20. August, gelang es ihm auch durch das Eis hindurch auf der Nordseite der Weißen Insel offenes Fahrwasser zu erreichen. An dieser Insel vorbei fuhr er südwärts in die Obbucht hinein. Der „Sapad" war bei der Fahrt durch das Eis durch Zusammenstöße mit den Eisschollen sehr leck geworden.

Am 22., 23. und 24. August wurde die Obbucht mit Grundnetzen abgefischt, allerdings ergebnislos, weil die Störe, auf die es abgesehen war, bereits den Ob hinaufgewandert waren. Am 26. August war Spahde schon wieder auf der Heimreise am Nordende der Weißen Insel. Er stieß hier auf Eis und mußte einige Stunden langsam fahren, bis er am Abend mit voller Fahrt zwischen großen Eisschollen weiterdampfen konnte. Tags darauf ging er an der Halbinsel Jamal südwärts durch das Eis bis an das in 71° 5′ nördlicher Breite liegende Kap Charosowai, und am 28. August dampfte Spahde durch die Jugorsche Straße westwärts.

General N. Morosow verließ Mitte Juli 1913 mit dem Regierungsdampfer „Nikolai II." Archangelsk, um entweder durch die Jugorsche Straße oder durch das Karische Tor zu gehen. Er fand aber im Westen der Insel Waigatsch das Meer durch undurchdringliche Eismassen versperrt und mußte einige Tage in diesem Eise kreuzen, ohne weiter zu kommen; ebenso ging es den Dampfern „Dan" und „Wassian", die den drahtlosen Stationen Material bringen sollten. Morosow versuchte es dann mit der Matotschkin-Scharr und durchfuhr sie am 16. August ohne Schwierigkeit. Auf offener See nahm er direkt östlichen Kurs, bis er 70 Seemeilen hinter jener Straße auf zerstreutes Eis stieß. Dieses verdichtete sich aber bald, und nach weiteren 70 Seemeilen mußte er haltmachen. Bei dem Versuch, das Eis nördlich zu umgehen, gelangte er ungefähr bis 74° 45′ nördlicher Breite, sah aber hier, daß ein Umfahren des Eises im Norden aussichtslos war. Er ging nun wieder süd-

Digitized by Google

wärts, um sich in der Richtung der Weißen Insel durch das Eis zu drängen. Nachdem er 30 bis 40 Seemeilen weit durch dickes Eis gefahren war, hatte er das Glück, den Gürtel zu durchbrechen, und am 26. August erreichte er die Weiße Insel. Hier blieb er elf Tage, um ein gegen 20 Meter hohes Seezeichen aus Beton zu errichten. Am 6. September erreichte er die Wilkitskij-Insel, wo ebenfalls ein Seezeichen aufgeführt wurde, und am 10. September fuhr er nach der Dickson-Insel weiter, wo auch die Insel Wernsa ein Seezeichen erhielt. Erst am 25. September wandte sich Morosow von dort bei argem Sturm wieder westwärts. Erst zeigten sich nur zerstreute Schollen, aber tags darauf stieß er im Nordosten der Wilkitskij-Insel auch auf dichteres Eis. Der Schnee fiel so dicht, daß die Lücken zwischen den Schollen ausgefüllt wurden, und da es gleichzeitig fror, kam das Schiff in eine schwierige Lage; am 27. September war es vollständig eingeschlossen und trieb mit dem Eis, aber zwei Tage später lockerte sich das Eis ein wenig, so daß es gelang, in das offene Wasser auf der andern Seite zu kommen. Durch gänzlich eisfreies Wasser ging es auf der Nordseite um die Weiße Insel herum und längs der Westküste von Jamal südwärts, und am 1. Oktober erreichte Morosow die Jugorsche Straße.

Diese drei im Jahre 1913 unternommenen Expeditionen durch das Karische Meer zeigen, daß noch im August im östlichen Teil dieses Meeres, und zwar westlich und nordwestlich der Halbinsel Jamal, recht viel Eis war. Die Menge des Eises verringerte sich gegen Ende des Monats, und im September sind weder der „Correct" noch der „Nikolai II." auf der ganzen Reise durchs Karische Meer von der Weißen Insel bis Waigatsch auf Eis gestoßen.

Um sich über die Aussichten für eine regelmäßige Schiffahrt durchs Karische Meer klar zu werden, ist es wichtig, die dort bisher gemachten Erfahrungen kennen zu lernen.

Wir wissen nicht, wann der Seeweg von Europa nach Sibirien entdeckt wurde und wann sich der Handelsverkehr auf diesem Wege entwickelt hat. Im Jahre 1620 wurde die Schiffahrt vom russischen Zaren verboten und das Wenige, was wir über Reisen vor jener Zeit wissen, stammt meist aus der Feder einiger Westeuropäer, die im 16. Jahrhundert an der Küste Sibiriens entlang den Seeweg nach China suchten. Vereinzelte Aufzeichnungen finden wir auch in

Digitized by Google

Über die Wasserscheide zwischen dem Amasar und dem Schwarzen Urjum.

Eisenbahnlinie in der Nähe des Schwarzen Urjum.

Digitized by Google

Goldwäscherei am Schwarzen Urjum.

Kirche in der Station Xenjewski.

Digitized by Google

den Chroniken der Stadt Nowgorod und in den Berichten der Tobolsker Woiwoden, die ein Verbot der Reisen zwischen dem Weißen Meer und den Flüssen Sibiriens mit ausdauernder Zähigkeit anstrebten.

Aus diesen Quellen geht ziemlich klar hervor, daß in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine gut bekannte Handelsverbindung an der Küste von der Petschora und dem Weißen Meer nach der Obbucht bestand. Der Weg führte meist wohl durch die Jugorsche Straße, aber, wenn hier Eis hinderte, vielleicht auch durch das Karische Tor, und dann weiter an der Südküste des Karischen Meeres nach Jamal. Gewöhnlich fuhr man nicht nördlich um diese Halbinsel herum, sondern mit Benutzung zweier Flüsse quer durch sie hindurch nach der Obbucht.

Im Jahre 1556 wurde Stephen Burrough aus England abgesandt, um den Ob aufzusuchen, den man vom Hörensagen kannte. Er erreichte am 10. August das Karische Tor und die Insel Waigatsch. Das Eis versperrte ihm die Einfahrt ins Karische Meer, aber die Aufklärungen, die er von einem russischen Walroßfänger erhielt, bewiesen, daß der Weg nach der Obmündung den Russen dazumal genau bekannt war.

Im Jahre 1580 verließen Arthur Pet und Charles Jackman mit zwei Schiffen England, um die Nordostdurchfahrt zu suchen. Am 2. August gelangte Pet durch das Karische Tor ins Karische Meer. Auch Jackman erreichte mit seinem Schiff das Meer, aber während sie an der Südküste ostwärts segelten, zeigte sich viel Eis. Möglich, daß sie weit genug vordrangen, um Jamal in Sicht zu bekommen, aber am 7. August mußten sie umkehren. Am 27. August fuhren sie wieder durch das Karische Tor nach Westen.

Mehrere Gerüchte lassen darauf schließen, daß 1581 ein westeuropäisches Schiff, vielleicht ein englisches, an der Obmündung gescheitert ist und seine Besatzung von den Samojeden totgeschlagen wurde, da die Eingeborenen geglaubt hatten, die Fremden seien gekommen, sie zu berauben und zu unterdrücken.

Im Jahre 1594 sandte Holland eine Expedition von vier Schiffen zur Auffindung der Nordostdurchfahrt aus. Während Willem Barents mit zwei Schiffen an der Westküste der Insel Nowaja Semlja nordwärts steuerte, segelte Cornelis Nai, der Admiral der Flotte, mit den beiden andern Schiffen am 25. Juli in

Digitized by Google

die Jugorsche Straße hinein und erreichte am 1. August das Karische Meer, wo er anfänglich auf recht viel Eis stieß. Am 9. August aber hatte sich die Menge des Eises verringert, und bald zeigte sich das Karische Meer beinahe eisfrei, so daß der Admiral schon glaubte, einen offenen Seeweg bis nach China entdeckt zu haben. Er erreichte die Westküste von Jamal und meinte, dort über die Obmündung hinausgekommen zu sein. An der Westküste segelte er nordwärts weiter und gelangte vielleicht bis auf 71½° nördlicher Breite. Da das Meer beständig offen war und man nirgends Eis sah, schien es zweifellos, daß der offene Seeweg nach China entdeckt war; daher kehrten die Schiffe hier um und fuhren am 14. August durch die Jugorsche Straße zurück.

Im nächsten Jahre, 1595, kam Cornelis Nai wieder, diesmal als Admiral einer Flotte von sieben Schiffen, und Willem Barents begleitete ihn als Oberlotse. Am 19. August fanden sie in der Jugorschen Straße dichtes Packeis. Sie trafen hier einige russische Fänger, die ihnen erzählten, daß aus Cholmogori am Weißen Meer und „von ihrem Lande aus alljährlich einige Schmacken durch das Tartarische Meer am Obfluß vorbei bis an einen andern Fluß namens Gilliffy führen, wo sie mit Kleiderstoffen und andern Sachen Handel trieben, und daß bald zehn kleine Schmacken aus Cholmogori kommen würden, um nach jenem Flusse zu segeln und dort den Winter über zu bleiben, wie sie es gewöhnlich täten". Der „Gilliffy" ist selbstverständlich der Jenissei; soweit ich ausfindig machen konnte, ist dies die erste Erwähnung dieses Flusses in der Literatur. Die Russen erzählten auch „sie hätten einen langen, harten Winter gehabt, und hier gleiche ein Jahr nicht dem andern. Bald werde alles Eis wie alljährlich verschwinden, manchmal geschehe das früher, manchmal später; es würde zehn Wochen dauern, bevor der richtige Winter wieder anfange".

Am 25. August segelte die Flotte durch die Jugorsche Straße und traf erst wieder auf Eis, als sie acht Seemeilen im Karischen Meer zurückgelegt hatte. Aber weiter kam sie infolge der schwierigen Eisverhältnisse nicht, trotz aller Versuche, an der Südküste entlang vorzudringen. Selbst der unermüdliche Barents mußte schließlich die Sache aufgeben, und am 15. September segelte die Flotte durch die Jugorsche Straße heimwärts.

Im Jahre 1596 versuchte Willem Barents, nördlich um

Digitized by Google

Nowaja Semlja herum nach Osten vorzudringen, wurde aber unter 76° 7′ nördlicher Breite Ende August im Eishafen an der Nordostküste vom Eis eingeschlossen. Er mußte dort überwintern, das Schiff im nächsten Sommer zurücklassen und mit einem Begleiter in Booten heimwärts fahren. Unterwegs starb er am Skorbut.

Der Seehandelsweg zwischen Nordrußland und dem Lande an der Ob- und Jenisseimündung wurde eifriger benutzt, nachdem im Jahre 1601 am Unterlauf des Tas, etwas oberhalb des Tasbusens, einer Abzweigung des Obischen Meerbusens, die befestigte Stadt Mangaseja gegründet war. Die Seereisen zwischen dem Weißen Meer und dem Ob und Mangaseja unternahm man gewöhnlich in Booten mit flachem Boden an der Küste entlang nach der Mutnajabucht auf der Westküste von Jamal, ungefähr auf 70° 20′ nördlicher Breite. Von dort fuhr man den Mutnajafluß, den „trüben Fluß", hinauf bis in den aus drei miteinander verbundenen Teilen bestehenden See Nei-te. Darauf wurden die Boote über die kleine, niedrige Landenge nach dem See Jambu-to gezogen, und von hier aus ging es auf der Selenaja, dem „grünen Fluß", auf Samojedisch Scho-jaga genannt, in den Obbusen hinein und von dort aus über die Tasbucht und den Tas hinauf nach Mangaseja. Zeitweise muß auf diesem Wege ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr bestanden haben. Am 10. August 1611 trafen einige Engländer in der Mündung der Petschora nicht weniger als 26 russische Schmacken, die nach Mangaseja hatten fahren wollen, aber durch das Eis zur Umkehr gezwungen worden waren.

Es scheint, daß nicht nur dieser Weg auf den Flüssen quer durch Jamal bekannt war, sondern auch der nördliche Weg, an der Weißen Insel vorbei, wenn er vielleicht auch nicht so oft benutzt wurde. Selbst wenn es nicht jedes Jahr gelang, durch das Karische Meer nach dem Ob und der Stadt Mangaseja vorzudringen, und selbst wenn jede Fahrt zwei Jahre dauerte, weil man überwintern mußte, stand dieser Handel wohl in Blüte und brachte gewiß sehr viel ein. Besonders holte man von dort Zobel-, Eichhörnchen- und Fuchsfelle, sowie anderes kostbares Pelzwerk; in jener Zeit wurde im nördlichen Sibirien sehr viel davon erbeutet. Mehrfach wird erwähnt, daß die Zobelfelle von einigen Orten auf diesem Wege nach Mangaseja in besonders hohem Rufe standen. Auch viele Waren wurden nach Mangaseja gebracht, die insbesondere von den

Digitized by Google

Engländern stammten. Daher wurden die Klagen über diesen Handel im Norden von seiten der Woiwoden in Tobolsk, wo die Kaufleute natürlich darunter litten, immer lauter. Sie forderten, jener Handelsweg müsse den Russen untersagt werden, damit sie nicht Ausländer nach Sibirien brächten.

Infolgedessen verbot der Zar Michael Fedorowitsch im Jahre 1620 durch einen Ukas die Benutzung dieses Weges; jeder Übertreter dieses Verbotes sollte totgeprügelt werden. Auf der Insel Waigatsch errichtete man einen Wachtposten von 50 Mann. Wer mit Mangaseja Handel treiben wollte, sollte dadurch gezwungen werden, auf dem Landweg dorthin zu ziehen, wo er sich um die Verzollung seiner Waren nicht herumdrücken konnte; aber dieser Weg war zu mühsam, und so begann nach 1620 der Verfall der Stadt Mangaseja, die in ihrer Glanzzeit ein Hauptort jener Regionen gewesen war, denn im Sommer hatten sich gewöhnlich 2000 Kaufleute dort eingefunden.

Nach diesem Verbot von 1620 scheinen die Russen die Seereisen nach dem Ob ganz eingestellt zu haben. Dagegen setzten sie sicher den Fangbetrieb im Karischen Meer noch lange nachher fort, und auch den Handel mit den Samojeden auf Jamal werden sie noch ferner unterhalten haben; hierüber gibt es aber keine Aufzeichnungen. Nur zufällig erwähnt der Holländer Witsen in seinem großen Werk von 1705 einige 1690 und 1691 nach Jamal unternommene Reisen auf Grund der Erzählungen eines Steuermanns, der dort Schiffbruch erlitten und den Winter verlebt hatte. Nachher scheint aber auch der russische Fangbetrieb allmählich aufgehört zu haben.

Eine Aufzählung aller im Laufe der Jahre gemachten Versuche zur Durchfahrt des Karischen Meeres nach Osten würde zu weit führen; die meisten in der älteren Zeit liefen unglücklich ab, aber einige hatten auch Glück. So gelang es 1664 dem holländischen Walfischfänger Willem de Vlamingh, nördlich um Nowaja Semlja herum nach dem Winterhafen des Barents zu segeln und von dort aus in ganz eisfreiem Meer südostwärts weiter vorzudringen bis ungefähr 74° nördlicher Breite, im Norden des Obbusens oder der Jenisseimündung.

Auf ihrer großen nordischen Expedition machten die Russen in den Jahren 1734—39 wieder ernstliche Versuche zur Erforschung

Digitized by Google

des Karischen Meeres und der sibirischen Küste nach Osten, und nach mehrjähriger Anstrengung gelang es Malygin und Skuratow 1737 über Jamal und die Weiße Insel hinaus den Obbusen zu erreichen.

Von Russen, die sich später um die Erforschung der Küsten des Karischen Meeres besonders verdient gemacht haben, sind vor allem folgende zu nennen: Sawa Fofanow Loschkin, der 1741—42 (?) Nowaja Semlja umsegelte, Rosmuislow, der 1768—69 durch die Matotschkin-Scharr ging, Pachtusow und Ziwolka, die 1833—35 an der Ostküste Nowaja Semljas fuhren, von Baer (1837) und Paul von Krusenstern, der 1860 durch das Karische Tor ging und das Karische Meer vollständig eisfrei fand, aber wegen mangelhafter Ausrüstung am 13. September wieder umkehren mußte. Am 15. August 1862 drang er ostwärts durch die Jugorsche Straße, wurde im Eis eingeschlossen und trieb mit ihm in östlicher Richtung weiter, bis er am 26. August Jamal in Sicht bekam; von dort ging es mit dem Eise nordwärts, bis er und die Mannschaft am 17. September das Schiff verließen und mit Hilfe der Samojeden zu Lande nach Obdorsk gelangten.

Nach dieser Zeit begannen die norwegischen Fänger in ihren kleinen Schiffen ihre Fahrten nach Osten auszudehnen, um neue Fanggebiete aufzusuchen; damit leiteten sie einen ganz neuen Abschnitt der Schiffahrt durchs Karische Meer ein.

Im Jahre 1868 segelte der Fangschiffer Elling Carlsen mit einer Fangjacht von Hammerfest durch das Karische Tor in das Karische Meer und kehrte durch die Jugorsche Straße wieder zurück.

Im Jahre 1869 drang Carlsen bis an die Weiße Insel vor und machte die Heimreise nach Norwegen durch die Matotschkin-Scharr. Im selben Jahr segelte der norwegische Fangschiffer Edvard Johansen am 29. Juni durch das Karische Tor und in ganz eisfreiem Fahrwasser quer über das Karische Meer nach der Küste von Jamal, an ihr entlang nach der Weißen Insel, die er am 7. August erreichte, von dort wieder westwärts über das Karische Meer, dann südwärts längs der Ostküste Nowaja Semljas nach dem Karischen Tor und durch dieses heim nach Norwegen. Im selben Sommer segelte auch der englische Sportsmann Major John Palliser durch die Matotschkin-Scharr über das Karische Meer ungefähr bis an die Weiße Insel und durch die Jugorsche Straße zurück.

Digitized by Google

In den folgenden Jahren befuhren norwegische Fangschiffer das Karische Meer kreuz und quer.

Das Jahr 1870 war besonders günstig; das Karische Meer scheint damals schon seit den ersten Augusttagen fast eisfrei gewesen zu sein.

Auch 1871 war ein ziemlich günstiges Eisjahr, besonders für den nördlichen Teil des Karischen Meeres. Der Fangschiffer Mack aus Tromsö erreichte am 12. September in offenem Fahrwasser 75° 25′ nördlicher Breite und 82° 30′ östlicher Länge, also einen östlicheren Punkt als die Jenisseimündung.

Die Jahre 1872 und 1873 waren ungünstig, 1874 wieder besser, und viele norwegische Fangschiffer kreuzten im Karischen Meer. In diesem Jahr erreichte auch der Engländer Joseph Wiggins, der durch das Karische Tor und das Karische Meer auf der Nordseite der Weißen Insel ostwärts gesegelt war, einen Punkt im Norden der Obmündung, von wo aus er wieder umkehrte und am 28. August das Karische Tor passierte.

Am 2. August 1875 segelte Baron Nordenskiöld mit der norwegischen Fangjacht „Pröven" (Kapitän Isaksen) durch die Jugorsche Straße und erreichte durch das fast eisfreie Karische Meer am 15. August im Norden der Jenisseimündung den Dickson-Hafen.

Auch 1876 waren die Eisverhältnisse günstig. Nordenskiöld ging am 5. August mit dem Frachtdampfer „Ymer" durch die Matotschkin-Scharr und erreichte die Jenisseimündung am 15. August. Auch Kapitän Wiggins durchfuhr am 3. August mit einem Dampfer das Karische Tor und kam am 9. September vor der Jenisseimündung an.

1877 waren die Eisverhältnisse ebenfalls günstig, und einige Dampfschiffe erreichten die Mündungen des Ob und des Jenissei.

Als Nordenskiöld 1878 auf seine Expedition mit der „Vega" auszog, war das Karische Meer in den ersten Augusttagen fast ganz eisfrei, und mehrere Damfschiffe fuhren in diesem Sommer durchs Karische Meer hin und zurück, darunter auch Kapitän Wiggins, der nach der Obbucht ging. Auch weiter nordwärts war das Meer außergewöhnlich eisfrei, so daß der Fangschiffer Edvard Johansen nördlich um Nowaja Semlja herum so weit ostwärts gelangte, daß er

Digitized by Google

das Land der Taimyrhalbinsel erblickte und die Einsamkeit-Insel entdeckte.

Im folgenden Jahr waren die Eisverhältnisse für die Fahrt durch die Straße ins Karische Meer minder günstig, und nicht weniger als sechs Handelsdampfer und ein Segelschiff versuchten vergeblich, auf diesem Wege den Ob zu erreichen. Am 3. September glückte es dem Schiffe „Neptun", durch die Matotschkin-Scharr das Karische Meer zu gewinnen, es mußte aber des Eises wegen wieder umkehren. Dagegen gelang es Kapitän Dallman mit dem Dampfer „Louise", am 8. oder 9. September durch die Jugorsche Straße ins Karische Meer zu kommen, das er jetzt fast eisfrei antraf, und am 13. September Goltschicha in der Jenisseimündung zu erreichen, von wo aus er am 11. Oktober durch die Jugorsche Straße wieder heimfuhr. In diesem Sommer durchsegelten mehrere norwegische Fangschiffer das Karische Meer.

Auch 1880 waren die Eisverhältnisse des Karischen Meeres nicht gerade günstig. Ein paar Dampfer mußten umkehren, ohne es erreicht zu haben, aber der Dampfer „Neptun" kam in die Obbucht und war am 19. September wieder in der Jugorschen Straße. Sibiriakow mit dem Dampfer „Oscar Dickson" und dem teilweise ins Schlepptau genommenen Schoner „Nordland" drang durch das Karische Meer hindurch fast bis zur Wilkitstij-Insel vor, als am 24. September die Schiffe auf Grund gerieten und vom Eis umringt wurden. Schließlich kamen sie in die Gydabucht, litten nachher aber im Eise Schiffbruch.

Das Jahr 1881 war ein günstigeres Eisjahr im Karischen Meer; zwei Dampfer nebst einigen Leichtern erreichten die Jenisseimündung.

Aber 1882 war im Karischen Meer ein besonders ungünstiges Jahr. Vergeblich versuchten die Dampfer „Louise" und „Nordenskiöld" durchzudringen, und sowohl die holländische Expedition mit dem Dampfer „Varna", wie auch die dänische Expedition mit dem Schiffe „Dijmphna" unter Kapitän Hovgaard blieben stecken und mußten den Winter hindurch mit dem Eise treiben.

Auch 1883 war ungünstig. In diesem Jahr kamen gar keine Schiffe durch das Karische Meer, obgleich dies vielleicht nur zufälligen Mißgeschicken zuzuschreiben war.

Ebensowenig günstig scheint 1884 gewesen zu sein. Der Dampfer „Nordenskiöld" mußte umkehren, aber nur wegen Beschädigung

Digitized by Google

ſeiner Maſchine; ob auch andere Schiffe einen Verſuch machten, wiſſen wir nicht.

Aus den Jahren 1885 und 1886 haben wir keine Nachrichten über eine Fahrt durch das Kariſche Meer.

1887 war ein günſtiges Jahr. Kapitän Wiggins fand das Kariſche Meer am 29. Auguſt nahezu eisfrei; er fuhr bis an die Jeniſſeimündung und wieder zurück.

Aber 1888 war viel Eis im Kariſchen Meer. Noch am 25. September ſah Kapitän Wiggins dort große Eismaſſen, aber auch etwas offenes Waſſer. Er ging bis zur Weißen Inſel und fuhr am 1. Oktober wieder heim.

Im Jahre 1889 war das Kariſche Meer offen. Kapitän Wiggins erreichte am 4. September ohne Schwierigkeiten die Jeniſſeimündung.

1890 gelangten drei Dampfer bis zur Jeniſſeimündung.

Doch 1891 und 1892 fand keine Fahrt durch das Kariſche Meer ſtatt, und auch keine Fänger drangen bis dorthin vor.

1893 ſtieß die „Fram" in der erſten Auguſthälfte auf viel Eis, während Kapitän Wiggins mit ſechs Dampfern in den letzten Auguſttagen dort wenig Eis antraf und ungehindert nach der Jeniſſeimündung gelangte.

Ein günſtiges Jahr war 1894. Wiggins fuhr Ende Auguſt in offenem Fahrwaſſer durch das Kariſche Meer nach der Jeniſſeimündung.

Ende Auguſt und Anfang September 1895 traf Wiggins im Kariſchen Meer viel Eis an, gelangte aber doch nach der Jeniſſeimündung.

Im Jahre 1896 erreichten zwei Dampfer die Jeniſſeimündung und kamen auch von dort zurück.

Beſonders günſtig war 1897. Elf Dampfer fuhren nach dem Ob und nach dem Jeniſſei.

Auch 1898 ſcheint günſtig geweſen zu ſein. Sechs Dampfer fuhren durch das Kariſche Meer nach der Ob- und Jeniſſeimündung; auch das ruſſiſche Unterſuchungsſchiff „Pachtuſow" traf wenig Eis im Kariſchen Meer an.

Im Jahre 1899 war ziemlich viel Eis im ſüdlichen Kariſchen Meer. Vier große engliſche Dampfer konnten die Straßen nicht paſſieren, und nachdem der eine im Eis untergegangen war, kehrten

Digitized by Google

Wourtzel und seine Abteilungsingenieure Seest und Podrutzkij im Salonwagen.

An der Selenga.

Digitized by Google

Baikalsee bei Tanchoi.

Sibirische Dorfstraße.

Digitized by Google

die andern wieder nach Hause zurück; aber mehrere norwegische Fangjachten durchfuhren glücklich das Karische Meer, ebenso der russische Dampfer „Pachtusow".

Ein gutes Jahr war 1900. Während der ersten Augusthälfte traf Baron von Toll mit der „Sarja" (Morgenröte) im Karischen Meer nur wenig und zerstreutes Eis an. Auch der „Pachtusow" stieß auf wenig Eis, und in der letzten Augusthälfte war es zum größten Teil schon verschwunden. Mehrere norwegische Fangjachten segelten durch das Karische Meer hin und zurück, und eine unter ihnen fuhr sogar bis zum Franz-Joseph-Land hinauf.

Außerordentlich gut war das Jahr 1901. Ein norwegischer Fänger fand das Karische Meer schon Anfang August eisfrei, ebenso der „Pachtusow" in den ersten Septembertagen.

1902 gab es im Karischen Meer noch Ende August und Anfang September so viel Eis, daß der „Pachtusow", nachdem er an der Südküste eine Strecke nach Osten gefahren war, am 10. September wieder umkehrte. Die Samojeden erzählten, das Karische Tor sei im Winter vorher vollständig zugefroren gewesen, was sehr selten vorkomme.

1903 war viel Eis in den Straßen, und es gelang weder dem „Pachtusow" noch anderen Schiffen, in das Karische Meer einzudringen.

Sehr günstig war das Jahr 1904. Der „Pachtusow" fand das Karische Meer ganz eisfrei, als er dort in der zweiten Augusthälfte anlangte.

Im Jahre 1905 gingen 22 Dampfer im Auftrag der russischen Regierung nach der Mündung des Jenissei und zwei deutsche Dampfer nach der Obmündung. Sogar noch in den letzten Augusttagen war die Jugorsche Straße durch Eis versperrt, aber in den ersten Tagen des September kamen die Schiffe durch und fanden das Karische Meer fast ganz eisfrei, einige zerstreute Schollen in seinem südlichen Teil abgerechnet.

1906 scheinen im Karischen Meer günstige Eisverhältnisse geherrscht zu haben, aber es fehlen darüber zuverlässige Nachrichten.

Auch 1907 müssen die Eisverhältnisse des Karischen Meers ziemlich günstig gewesen sein. Das russische Fangschiff „Swjatoi Foka" (der heilige Seehund) ging Ende August in eisfreiem Fahr-

Digitized by Google

wasser durch das Karische Meer und kehrte nach erfolgreichem Walroßfang im September wieder zurück. Der russische Dampfer „Bakan" fuhr am 31. August durch die Jugorsche Straße und erreichte am 27. September den Jenissei.

Ebenso günstige Verhältnisse scheinen 1908 geherrscht zu haben; mehrere russische und norwegische Fangschiffe haben in jenem Jahre Fang im Karischen Meer getrieben.

Aus den Jahren 1909 und 1910 war keinerlei Kunde über die Eisverhältnisse im Karischen Meer zu erhalten.

1911 erreichte der Engländer Webster mit dem „Nimrod" trotz vielen Eises im Karischen Meer die Jenisseimündung, und das Schiff fuhr im selben Jahr wieder zurück.

1912 zeigte sich außergewöhnlich viel Eis im Karischen Meer. Mehrere Schiffe, die Material für die drahtlose Station bei Mora Sale auf Jamal bringen sollten, versuchten noch Mitte September vergeblich, dorthin zu gelangen. Auch einige andere russische Schiffe bemühten sich umsonst, durch das Eis nach Osten zu bringen, und am 28. und 29. September traten sie von der Jugorskij-Scharr aus die Heimreise wieder an.

Ich habe schon erwähnt, daß die Sibirische Gesellschaft in jenem Jahr das norwegische Dampfschiff „Tulla" nach dem Jenissei sandte. Das Schiff erreichte am 12. August die Jugorsche Straße, konnte sie aber des Eises wegen nicht passieren. Auch das Karische Tor war versperrt. Am 27. August kam die „Tulla" durch die Jugorsche Straße, stieß aber auf so viel Eis, daß sie an der Südwestküste nicht vorwärtskommen konnte. Nachdem sie vier Tage vor Anker gelegen und gewartet hatte, kehrte sie am 4. September wieder nach der Jugorschen Straße zurück und trat die Heimreise nach Norwegen an.

Diese Übersicht über die Schiffahrt nach und in dem Karischen Meer zeigt trotz ihrer Kürze wohl in zureichender Weise, daß die Eisverhältnisse dieses Meeres von einem Jahr zum andern sehr wechseln können. Andrerseits aber lassen die verschiedenen Berichte auch deutlich erkennen, wie wenig sich im ganzen die Verhältnisse in den 333 Jahren seit dem 1580 erfolgten Eindringen der ersten englischen Expedition in das Karische Meer verändert haben. Lesen wir die Beschreibung jener Reise oder die der holländischen Expe-

Digitized by Google

ditionen in den Jahren 1594 und 1595, so klingen sie genau so, als ob es sich um Expeditionen aus den letzten Jahren handele; dasselbe offene Fahrwasser in dem einen Jahr und dieselben Schwierigkeiten mit dem Eis im andern. Damals aber verfügte man nur über Segelschiffe, während wir jetzt Dampfer haben.

Unsere Übersicht zeigt auch, wie auffallend selten in neuerer Zeit Schiffe nicht durch jenes Meer gekommen sind, wenn sie es ernstlich versuchten. In den 45 Jahren, seitdem norwegische Fänger Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dieses Meer der Schiffahrt wieder erschlossen, scheint es nur in wenigen Sommern nicht möglich gewesen zu sein, eine Durchfahrt dorthin zu finden. Und in den 40 Jahren seit 1874, seitdem Dampfschiffe von Europa aus nach der Mündung des Ob und des Jenissei zu dringen versucht haben, ist es nur in den vier Jahren 1882, 1902, 1903 und 1912 vorgekommen, daß die Eisverhältnisse alle Schiffe am Vordringen verhinderten. 1883 ist zwar auch kein Schiff dorthin gelangt, aber bei dem einen der beiden, die es versuchten, wurde im Eis die Schraube beschädigt, und das andre kehrte um, weil es das beschädigte Schiff nach Norwegen zurückschleppen mußte. In den Jahren 1902 und 1903 hat nur ein einziges Schiff, der „Pachtusow", den Versuch gemacht. Es steht zwar fest, daß es böse Eisjahre waren, aber wie sich die Eisverhältnisse damals in andern Teilen des Karischen Meeres gestaltet haben, wissen wir nicht. Im Jahre 1912 hat man nur längs der Südseite des Karischen Meers vorzudringen versucht; es ist daher unbekannt geblieben, wie die Eisverhältnisse in dem nördlichen Teil waren.

Die vielen älteren Expeditionen zeigen also ganz entschieden, daß es in den weitaus meisten Jahren möglich ist, durch das Karische Meer die sibirischen Flüsse zu erreichen, und diese Expeditionen haben nicht den Beweis erbracht, daß es nicht in allen Jahren möglich wäre. Ich glaube, bei den reichen Hilfsmitteln unserer Zeit wird es nur in Ausnahmejahren — die selten, wenn überhaupt eintreten — unmöglich sein, die Eishindernisse im Karischen Meer zu überwinden und einen Weg nach der Ob- und der Jenisseimündung zu finden.

Gleichwohl zeigt die hier gegebene Übersicht, daß die Menge des im Sommer im Karischen Meer vorhandenen Eises von einem zum andern Jahr großen Veränderungen unterworfen ist. In

Digitized by Google

einigen Jahren, z. B. 1878 und 1900, scheint die See in ihrem südlichen Teil und nordwärts bis an die Einsamkeit-Insel und nach Franz-Joseph-Land zu so gut wie eisfrei gewesen zu sein, während in andern Jahren, im südlichen wie im nördlichen Teil, viel Eis war, das ein Vordringen erschwerte, ohne es ganz unmöglich zu machen. 1882 z. B. gab es im Süden wie im Norden des Karischen Meeres viel Eis, und auch 1883 war das Meer, soweit es untersucht wurde, voll Eis. 1888 und 1895 wurde noch Ende September viel Eis gesehen, ebenso 1902 und 1903, wenigstens im südlichen Teil des Meeres. Andrerseits hat man in den Jahren 1887, 1890, 1894, 1897, 1898, 1901, 1904 das Karische Meer Ende August ziemlich eisfrei angetroffen.

Man darf daher nicht annehmen, daß im Karischen Meer jeden Sommer und Herbst ungefähr gleichgroße Eismengen umhertreiben und daß infolgedessen ein Vordringen im nördlichen Teil leicht sein müsse, wenn es im südlichen Teil schwierig ist, und umgekehrt. Allerdings haben die Winde und die durch sie hervorgerufene Drift des Eises für die Richtung, die die Hauptmasse des Eises einschlägt, große Bedeutung, aber für die Schiffahrtsmöglichkeit in den verschiedenen Jahren ist die Menge des Eises noch wichtiger. Es wäre daher im Interesse der künftigen Schiffahrt durch das Karische Meer sehr erwünscht, daß man möglichst feststellte, woran der große Wechsel der Eismengen dort liegen kann.

Zwei Möglichkeiten lassen sich denken: entweder können Veränderungen der herrschenden Winde und Meeresströmungen die Wirkung haben, daß, während in dem einen Jahr große Eismassen von Norden her in dieses Meer getrieben werden, die Eismassen in andern Jahren nordwärts oder aus dem Meere hinaustreiben; oder aber wir müssen annehmen, daß die Hauptmasse des Eises im Karischen Meer zu Hause ist und nicht anderswo herkommt; dann muß die Masse des sich in diesem Meer selbst alljährlich bildenden und dort auch wieder schmelzenden Eises Veränderungen unterworfen sein.

Die erste Möglichkeit ist nicht wahrscheinlich. Das Karische Meer ist in dem Gebiet zwischen Jamal und Nowaja Semlja als ein so abgeschlossenes seichtes Gewässer zu betrachten, daß ein Hineintreiben großer Eismassen von Norden her gewöhnlich nicht zu erwarten ist. Das Eis, das man dort trifft, jedenfalls das im

Digitized by Google

südlichen Teil zwischen Jamal und Nowaja Semlja, macht den Eindruck, als habe es sich in diesem Meer selbst gebildet. Es ist gewöhnlich nicht das schwere Eis, dem man weiter nordwärts begegnet.

Wir müssen also glauben, daß in der Menge des in diesem Meer jährlich entstehenden und schmelzenden Eises große Veränderungen eintreten können. Daß die Ursache Änderungen in der Temperatur des Meerwassers sein könnten, die durch einen von einem Jahr zum andern eintretenden Wechsel der Strömung hervorgerufen würden, ist nicht wahrscheinlich. Mit den Meeresströmungen kann von Westen her so wenig Wasser in dieses abgeschlossene Meergebiet gelangen, daß dieses Wasser nur eine unbedeutende oder gar keine Rolle spielt. Dazu kommt, daß das Karische Meer mit einer Wasserschicht von geringem Salzgehalt bedeckt ist, die durch Mischung mit Flußwasser und Schmelzwasser aus Eis und Schnee entstanden ist; diese Schicht ist daher viel leichter als das darunterliegende salzhaltigere Wasser, so daß sie selbst bei der stärksten Abkühlung nicht in jenes hinabsinken kann; infolgedessen wird diese Oberflächenschicht immer unabhängig bleiben von einem möglichen Temperaturwechsel der unteren Schicht, der verursacht wäre durch Veränderungen des Wassers, das diesen Schichten durch Strömungen im Norden Nowaja Semljas zugeführt wird. Die Wassermassen, die durch die südlichen Meeresstraßen kommen können, sind zu gering, um in dieser Hinsicht von nennenswertem Einfluß zu sein.

Die Menge des sich alljährlich im Karischen Meer bildenden Eises muß durch die Abkühlung der Oberfläche dieses Meeres im Laufe des Winters bedingt sein, sowie auch durch die das Eis bedeckende Schneeschicht; denn selbstverständlich bildet sich unter einer dicken Schneeschicht weniger Eis als unter einer dünnen. Nach einem kalten Winter mit wenig Schnee wird im nächsten Frühling die Eismenge im Karischen Meer viel größer sein als nach einem milden Winter mit viel Schnee. Folgen einem strengen Winter ein verhältnismäßig kalter rauher Frühling und Sommer, dann wird wenig Eis schmelzen, und wir werden im Karischen Meer ein besonders ungünstiges Eisjahr haben. Kommen aber nach einem milden Winter ein warmer Frühling und ein Sommer mit viel Sonnenschein, dann wird die Eisschmelze rasch vor sich gehen, und wir können ein ziemlich eisfreies Karisches Meer erwarten.

Dazu kommt noch, daß die Eisbildung während des Winters

Digitized by Google

zum großen Teil von den Verhältnissen abhängt, die im Herbst im Meer geherrscht haben, ob dort viel oder wenig Eis gewesen ist, ob das Wasser der oberen Schichten kalt oder warm war. Ist die See zu Ende des Sommers leidlich eisfrei, was oft der Fall sein kann, so wird das Wasser der Oberflächenschichten verhältnismäßig warm sein und einer gewissen Zeit bedürfen, um sich bis zum Gefrierpunkt abzukühlen. Außerdem wird es schwer zur Eisbildung kommen können, wenn die Winde das Wasser in Bewegung halten; hat sich dann neues Eis gebildet, so wird es durch den Seegang sofort wieder zertrümmert, zerstört und zu Schneeschlamm zerrieben. Daher kann es lange dauern, ehe die Eisbildung so mächtig wird, daß sie im Kampf mit Wind und Seegang Siegerin bleibt.

In andern Jahren dagegen, wenn im Herbst in der See viel Eis ist, das sich noch vom vorhergehenden Winter her den Sommer über gehalten hat, wird das Wasser der Oberflächenschichten kälter sein, und zwischen den treibenden Schollen, die den Seegang sehr dämpfen und den Wind hindern, seine Macht geltend zu machen, wird sich bald neues Eis bilden können. Dann kann die Eisbildung schon vom Beginn des Winters an ziemlich ungestört vor sich gehen. Ein Jahr mit viel Eis kann daher auch noch die Verhältnisse des nächsten Jahres beeinflussen; kommen z. B. hintereinander zwei strenge Winter, so ist alle Aussicht vorhanden, daß der folgende Sommer besonders schwierig wird. Andrerseits läßt sich nicht immer voraussetzen, daß ein milder Winter imstande sei, die Wirkungen eines vorangegangenen schwierigen Eisjahres aufzuheben.

Schon seit sehr langer Zeit scheint man der Ansicht gewesen zu sein, daß die Strenge des Winters auf die Menge des im nächsten Sommer im Karischen Meer vorhandenen Eises Einfluß habe. Wie oben erwähnt, erzählten schon im Jahre 1595 die russischen Fänger den Holländern, die sie in der Jugorschen Straße trafen, daß ein Jahr nicht dem andern gleiche und daß sie einen harten, langen Winter gehabt hätten, der die Ungunst der Eisverhältnisse in diesem Jahre erkläre.

Durch einen Vergleich der durchschnittlichen Lufttemperatur im Winter und im Sommer im Gebiet am Karischen Meer mit den dort herrschenden Eisverhältnissen müßte es möglich sein, die Richtigkeit des hier ausgesprochenen Gedankens zu prüfen. Leider aber gibt es am Karischen Meer keine meteorologische Station, in der eine

Digitized by Google

Reihe von Jahren hindurch regelmäßige Beobachtungen angestellt worden sind. Die nächste Station ist Malije Karmakuli auf der Westküste von Nowaja Semlja; aber von ihr gibt es nur eine einigermaßen zusammenhängende Beobachtungsreihe von 1896 bis 1910 und dazu noch aus einzelnen Wintern vorher, nämlich aus den Wintern 1876—77, 1878—79, 1882—83 und 1891—92. Wir müssen also die südlich von ihr auf dem Festland liegenden Stationen aufsuchen; die nächste ist Obdorsk, die eine wichtige Beobachtungsreihe vom Herbst 1882 an bis 1913 aufzuweisen hat. Die nächste Station in Rußland ist Pustosersk an der Petschora. Von ihr liegen Beobachtungen vor, die von Neujahr 1901 bis zum Frühling 1906 reichen, zu welcher Zeit die Station aufgegeben wurde, zugleich aber auch regelmäßige Aufzeichnungen in dem nahen Oxino begannen.

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Direktors des physikalischen Zentralobservatoriums Nikolas in Petersburg und des Unterdirektors Herrn Stelling habe ich eine Abschrift der mittleren Monatstemperaturen erhalten, die von jenen Stationen vorliegen.

Die Mittelwerte aus Obdorsk sind nach Beobachtungen berechnet worden, die um 7 morgens, 1 Uhr mittags und 9 Uhr abends angestellt wurden, und sie sind für den Tag auf dasselbe Mittel korrigiert. Dasselbe ist auch bei den Mittelwerten aus Karmakuli der Fall. Dagegen sind die Monatsmittel aus Pustosersk und Oxino direkt nach den täglichen Beobachtungen um 7 Uhr früh, 1 Uhr mittags und 9 Uhr abends ohne eine Korrektur berechnet worden.

Aus diesen verschiedenen Monatsmitteln habe ich die Werte der folgenden Tabellen zusammengerechnet. In Tabelle I ist für jede Station das Temperaturmittel jedes Winters aus den Monaten vom 1. November bis zum 30. April eingetragen worden; Tabelle II gibt die Temperaturmittel jedes Jahres während der Frühlings- und Sommermonate vom 1. Mai bis zum 31. August an; Tabelle III zeigt die Temperaturmittel der zehn Monate vom November des vorhergehenden Jahres bis zum 31. August. Man kann sich denken, daß die Temperaturen dieser ganzen Zeit von Einfluß sind auf die Eisverhältnisse im Karischen Meer, wie man sie im August und September antrifft.

Digitized by Google

I. Mittlere Wintertemperatur der Monate vom 1. November bis zum 30. April.

	1876—77	1878—79	1882—83	1883—84	1884—85	1885—86	1886—87	1887—88	1888—89
Obdorsk .			— 18,8	— 19,5	— 19,2	— 20,1	— 17,4	— 22,6	— 18,4
Karmakuli	—18,1?	— 12,3	— 13,3						

	1889—90	1890—91	1891—92	1892—93	1893—94	1894—95	1895—96	1896—97	1897—98
Obdorsk .	— 16,0	— 19,0	— 20,6	— 19,0	— 18,2	— 22,5	— 19,2	— 19,1	— 20,8
Karmakuli			— 15,3					— 12,7	— 13,6

	1898—99	1899—1900	1900—01	1901—02	1902—03	1903—04	1904—05	1905—06
Obdorsk .	— 20,3	— 16,3	— 17,3	— 23,9	— 19,8	— 16,4	— 16,9	— 19,1
Karmakuli	— 16,1	— 11,8		— 20,2	— 16,4	— 10,7	— 12,7	— 13,9
Pustozersk			(— 12,8)	— 19,2	— 15,1	— 10,95	— 11,1	— 12,3

	1906—07	1907—08	1908—09	1909—10	1910—11	1911—12	1912—13
Obdorsk .	— 14,5	— 19,3	— 20,0	— 17,1	— 20,6	(— 19,3)	— 18,6
Karmakuli	— 8,1	— 12,2	— 14,7	— 13,6			
Ogino . .	— 10,8	— 14,9	— 14,0	— 10,1	— 16,0	— 16,6	— 11,7

II. Mittlere Temperaturen der Frühlings- und Sommermonate vom 1. Mai bis zum 31. August.

	1879	1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890
Obdorsk .		5,8	4,3	4,4	5,4	8,8	7,9	6,5	5,8
Karmakuli	(1,9)	1,8							

	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
Obdorsk .	4,2	8,6	7,5	8,5	6,2	9,0	9,9	7,8
Karmakuli							4,1	(2,8)

	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906
Obdorsk .	5,9	8,1	6,7	6,6	6,6	10,0		9,1
Karmakuli	(0,5)	2,2		1,6	(1,5)	3,7	(2,9)	2,4
Pustozersk			6,4	6,4	6,9	8,8	8,0	8,2

	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913
Obdorsk .	7,8	8,6	8,2	9,0	8,5	5,8	8,0
Karmakuli	2,8	3,0	2,6	(2,8)			
Ogino . .	8,3	7,4	6,4	7,0	6,6	5,6	7,1

Digitized by Google

Straße im Dorf Tanchoi.

Straße in Tulun.

Digitized by Google

Brunnen in der Station Chudojelanſkaja.

Dampfboote in Nowonikolajewsk, von der Brücke über den Ob geſehen.

Digitized by Google

III. Mitteltemperaturen der zehn Monate vom 1. November bis zum 31. August.

	1879	1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890
Obdorsk .		— 8,9	— 10,0	— 9,7	— 9,9	— 6,9	— 10,4	— 8,4	— 7,2
Karmakuli	— 6,6								

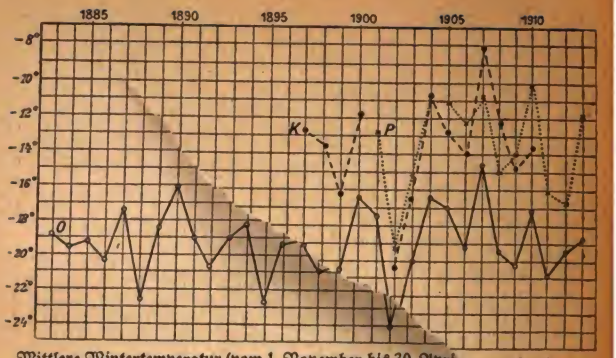
	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
Obdorsk .	— 9,7	— 8,9	— 8,4	— 7,6	— 11,0	— 7,9	— 7,4	— 9,4
Karmakuli							— 6,0	(— 7,1)

	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906
Obdorsk .	— 9,8	— 6,5	— 7,7	— 11,7	— 9,3	— 5,8		— 7,8
Karmakuli	(— 9,5)	— 6,2		— 11,5	(— 9,2)	— 4,9	(— 6,5)	— 7,4
Pustoserst			(— 5,1)	— 9,0	— 6,3	— 3,1	— 3,5	— 4,1

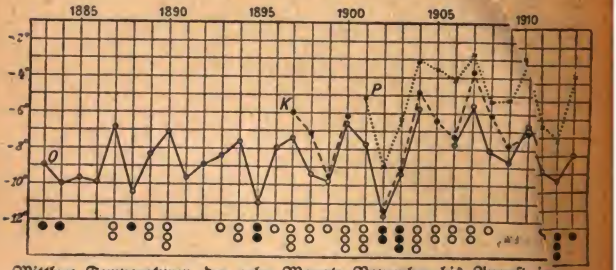
	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913
Obdorsk .	— 5,6	— 8,1	— 8,7	— 6,7	— 8,9	— 9,4	— 8,0
Karmakuli	— 3,8	— 6,1	— 7,8	(— 7,1)			
Ogino . .	— 2,6	— 5,4	— 5,3	— 2,7	— 6,4	— 7,2	— 3,6

In den umstehenden Diagrammen sind die gefundenen Mittelwerte für den Winter und die zehn Monate von jeder der drei Stationen durch Kurven dargestellt. Die Jahre sind durch die Horizontallinien bezeichnet, die Temperaturen sind in der Skala links angegeben. Diese Kurven zeigen, daß bei den Jahren, aus denen wir gleichzeitige Beobachtungen durch die drei Stationen haben, die Schwankungen der drei Kurven ziemlich nahe zusammenfallen, besonders in den Kurven, die zur Darstellung der Mittel in den zehn Monaten, von November bis August, dienen. Bei den Kurven der Wintertemperatur gibt es 1897 und 1898 ein paar Ausnahmen, weil sich die Temperaturänderungen in Karmakuli nicht ganz mit den in Obdorsk beobachteten decken, ebenso 1908, in welchem Jahre die Temperatur in Pustoserst verhältnismäßig etwas niedriger gewesen ist als in Obdorsk und Karmakuli. Aber die großen Schwankungen der Kurven treten in allen drei Stationen zugleich ein.

Digitized by Google



Mittlere Wintertemperatur (vom 1. November bis 30. April) in den Stationen Obdorsk (O), Karmakuli (K), Pustoserk und Ozino (P).



Mittlere Temperaturen der zehn Monate November bis August in den Stationen Obdorsk (O), Karmakuli (K), Pustoserk und Ozino (P).

Über die Frühlings- und Sommermonate ist es schwierig für eine Ansicht zu bilden, weil die Beobachtungen aus Karmakuli lückenhaft sind; im Sommer 1901 hatte man dort drei Monate lang gar keine Aufzeichnungen gemacht, und in den Jahren 1898, 1899, 1903 und 1905 waren im August keine Beobachtungen angestellt worden; durch Einfügung einer mittlern wahrscheinlichen Augusttemperatur der genannten vier Jahre ist es möglich, einen

nähernden Wert für das Temperaturmittel der vier Sommermonate auszurechnen, der in Tabelle II in Klammern eingetragen ist. Die gefundenen Werte zeigen, daß die Schwankungen in der mittleren Temperatur dieser Monate, der Frühlings- und Sommermonate, sich in allen drei Stationen ungefähr miteinander decken.

Hiernach werden wir mit Recht davon ausgehen dürfen, daß die Mittelwerte der Temperaturen in Obdorsk ein annähernd richtiges Bild der Schwankungen der mittleren Temperatur des betreffenden Jahres im Gebiet am Karischen Meer geben können, wenn wir auch selbstverständlich beachten müssen, daß vielleicht kleinere Abweichungen möglich sind, weil ja Obdorsk viel weiter südlich liegt. Vergleichen wir die Kurven der Temperaturmittel in Obdorsk — besonders die der zehn Monate — mit den Eindrücken, die wir durch die Reiseberichte von den Eisverhältnissen im Karischen Meer erhalten haben, so finden wir eine merkwürdige Übereinstimmung. Unter dem zweiten Diagramm ist versucht worden, die Eisverhältnisse anzudeuten, wie sie nach der obigen Übersicht über die Reisen in den verschiedenen Jahren anscheinend gewesen sind. ⁘ bedeutet, daß im Karischen Meer Eis gewesen ist, ⁙ daß man dort viel Eis angetroffen hat, und ⁝, daß dort besonders viel Eis gewesen ist. ⁘ bedeutet, daß das Meer leidlich offen gewesen ist, ⁘ daß es sehr offen, und ⁘, daß es fast eisfrei gewesen ist. Wir finden daß die Eisjahre sich um die Jahre gruppieren, in denen die Kurve die niedrigsten Temperaturmittel zeigt, z. B. in den Jahren 1888, 1895, 1902, 1903 und 1912; dasselbe ist auch geschehen, nachdem mehrere Jahre hintereinander eine verhältnismäßig niedrige Temperatur geherrscht hat, wie 1883 und 1884; daß das Jahr 1903 besonders ungünstig sein werde, war zu erwarten, weil es selbst ein verhältnismäßig kaltes Jahr war und auf das außergewöhnlich kalte Jahr 1902 folgte. Andrerseits treten die offenen Jahre in ausgeprägtem Grad in den Zeiten ein, in denen die Kurve die höchsten Temperaturen zeigt, wie in den Jahren 1887, 1890, 1894, 1896 und 1897, ganz besonders aber 1900, 1901 und 1904. Eine Ausnahme scheint das Jahr 1907 gebildet zu haben, da es damals anscheinend Eis im Karischen Meer gegeben hat, obwohl es ein sehr warmes Jahr war. Aber viel Eis kann dort nicht gewesen sein, wenigstens nicht Ende August, denn sowohl ein norwegischer Robbenfänger wie auch das russische

Fangschiff „Foka" fuhren Ende August durch das Karische Meer und fanden das Fahrwasser eisfrei.

Eine bessere Übereinstimmung als diese kann man wohl nicht erwarten, und meiner Ansicht nach sind wir zu dem Glauben berechtigt, daß zwischen dem Wechsel in der Eismenge des Karischen Meers zur Herbstzeit und dem Wechsel der mittleren Lufttemperatur jener Gebiete im vorhergehenden Winter und Frühling ein Zusammenhang besteht. Ist dies aber richtig, so muß man sich auch im voraus eine leidlich zuverlässige Meinung darüber bilden können, wie die Eisverhältnisse und die Schiffahrtsbedingungen des Karischen Meers im Herbst sein werden, wenn man im Frühling oder im Vorsommer zu erkunden vermag, wie der Winter und der Frühling in der Gegend am Karischen Meer oder z. B. in Obdorsk gewesen sind. Allerdings hat auch, wie wir sahen, die Sommertemperatur Einfluß auf das Schmelzen des Eises, aber in den meisten Jahren muß man sich doch schon im Frühling eine Ansicht darüber bilden können, wie die Verhältnisse sich gestalten werden. Dies kann möglicherweise in Zukunft großen Wert für die Schiffahrt haben.

Die Möglichkeit des Vordringens in einem Gewässer wie dem Karischen Meer hängt aber natürlich nicht allein von der Menge des Eises, sondern auch von seiner Ausdehnung und Verteilung im Meer ab, und insofern haben Richtung und Stärke der Winde und die Bewegungen des Wassers eine große Bedeutung. Selbst wenn im Sommer gar nicht besonders viel Eis da ist, können ungünstige Winde es z. B. nach den Meerengen — dem Karischen Tor und der Jugorschen Straße — treiben, so daß die Durchfahrt dort, wenigstens einen Teil des Sommers hindurch, vielleicht sehr schwierig sein wird; aber in solchen Jahren dürfte man auch wieder erwarten können, in andern Teilen des Meeres ziemlich leichte Durchfahrt zu finden.

Die Tiefenverhältnisse des Meeres haben ebenfalls Einfluß auf die Bewegungen des Wassers und die Verbreitung des Eises. Auf der Reise mit dem „Correct" sowohl wie auch schon früher glaube ich die Erfahrung gemacht zu haben, daß das Eis im Karischen Meer, gleich wie im ganzen Eismeer, oft eine ausgeprägte Neigung zeigt, über den seichten Teilen der See liegen zu bleiben. Dort ist weniger Bewegung im Wasser, weil der unebene Meeresboden

Digitized by Google

Heißes Waſſer zum Tee in einer ſibiriſchen Station.

Die winterliche Steppe.

Digitized by Google

Buchdruckerei im ehemaligen Palaſt eines Goldbergwerkbeſitzers in Jekaterinburg.

Dorf im Gouvernement Wiatka.

Digitized by Google

Widerstand leistet, und es wird dem Winde weniger leicht, Wasser und Eis von der Stelle zu treiben. Das Wintereis wird daher gewöhnlich da, wo das Meer seicht ist, länger liegen bleiben als über tieferen Stellen.

Die Schwierigkeiten der Schiffahrt von Europa nach den Mündungen der Flüsse Ob und Jenissei liegen, wie sich aus allem hier Gesagten ergeben haben wird, beinahe ausschließlich in den zwischen Nowaja Semlja und Jamal im Karischen Meer herrschenden Eisverhältnissen; in einigen Jahren ist das Vordringen dort schwierig, ausnahmsweise auch sehr schwierig und die Zeit zum Schiffsverkehr immer nur kurz. Will man die Hin- und Rückreise möglichst schnell machen, so gilt es als allgemeine Regel, daß die Schiffe nicht zu zeitig im Sommer aus Europa abfahren dürfen, und zwar in den schwierigeren Eisjahren später als in den günstigen. Als Durchschnittszeitpunkt für den Antritt der Fahrt durch das Karische Meer kann man möglicherweise die letzte Augusthälfte annehmen, in einzelnen Jahren ihn aber noch später, Anfang September, ansetzen. Wie schon erwähnt, müßte man sich einige Zeit vorher eine Ansicht darüber bilden können, wie die Verhältnisse sich in den betreffenden Jahren gestalten werden, sobald man genau weiß, wie der Winter gewesen ist.

Um aber einer regelmäßigen Schiffahrt durch das Karische Meer in Zukunft eine noch sicherere Grundlage zu geben, wäre es meiner Ansicht nach außerordentlich wichtig, sich eine vollständigere, systematischere Kenntnis der im Sommer und Herbst dort herrschenden Eisverhältnisse zu verschaffen, als wir sie jetzt haben. Es gilt, genau darüber unterrichtet zu sein, wie große Eismengen es in der Zeit des möglichen Schiffsverkehrs in jenem Meeresgebiet wirklich gibt, wie schnell das Eis im Laufe des Sommers und des Herbstes abnimmt und wie große Veränderungen sich von einem Jahr zum andern in der Menge des Eises zeigen. Auch wird es wichtig sein zu wissen, wie und in welchem Grade das Eis durch Wind und Strömung bewegt wird. Man muß auch die Strömungen und ihre Veränderungen untersuchen, sowie den Salzgehalt in den verschiedenen Meerestiefen und in den verschiedenen Regionen der See, und zwar zu allen Zeiten des Sommers und des Herbstes.

Eine derartige systematische Untersuchung ließe sich am vorteilhaftesten durch verhältnismäßig kleine, mit Motoren versehene

Digitized by Google

Segelkutter anstellen, die ihrer drei oder vier, sobald das Eis es gestattet, durch die verschiedenen Straßen in das Karische Meer, und zwar in seinen nördlichen wie in seinen südlichen Teil, einzubringen und vielleicht auch von der Jenisseimündung westwärts zu gehen hätten. Diese Boote würden dann solange wie möglich während des Herbstes in den verschiedenen Teilen dieses Meeres umherfahren und die Verbreitung des Eises usw. zu den verschiedenen Zeiten genau untersuchen.

Alles, was wir bisher über die Eisverhältnisse im Karischen Meer wissen, verdanken wir nur vereinzelten, zufälligen Beobachtungen, die auf den verschiedenen Reisen gemacht worden sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß derartige systematisch fortgesetzte Untersuchungen ein gut begründetes Verständnis jener Verhältnisse bringen werden, das von größter Bedeutung sein wird, um die künftige Schiffahrt nach den großen sibirischen Flüssen zu sichern.

Falls solche Motorkutter mit drahtloser Telegraphie versehen werden, können sie auch sofort dadurch von Nutzen sein, daß sie von der See aus den drahtlosen Stationen Mitteilungen über die Eisverhältnisse machen, so daß die Stationen ihrerseits Nachrichten nach Europa senden können oder an die Schiffe, die nach dem Karischen Meer unterwegs sind. Wenn diese Schiffe in das Karische Meer kommen, können die Kutter, die an verschiedenen Orten im Eis liegen, ihnen auch direkte telegraphische Mitteilungen zukommen lassen; das wird für die Führung der Schiffe von größter Wichtigkeit sein.

Um sich aber eine Übersicht über die Verbreitung des Eises zu verschaffen und seine Lage sofort melden zu können, werden Flugzeuge noch viel besser sein als Motorkutter. Die Entfernung von der drahtlosen Station bei Mora Sale bis zur drahtlosen Station an der Jugorschen Straße beträgt nicht mehr als 120 Seemeilen, fast 220 Kilometer, und der Abstand zwischen Jamal und der drahtlosen Station auf Waigatsch ist ungefähr 160 Seemeilen, also etwa 300 Kilometer. Diese Entfernungen sind nicht so groß, daß unsere heutigen Flugzeuge sie nicht mit Leichtigkeit zurücklegen könnten, und es ist klar, daß durch ein einmaliges, bei klarem Wetter unternommenes Überfliegen dieser Strecken in jeder Woche, z. B. von der Station bei Mora Sale nach der Station an der Jugorschen Straße oder nach der auf Waigatsch oder auch in umgekehrter Richtung, diese Stationen instand gesetzt würden, auf

telegraphischem Weg die zuverlässigsten Nachrichten über die Verbreitung des Eises zu geben. Sollte es sich als wünschenswert herausstellen, so würde es ja nur geringe Mühe kosten, irgendwo im Norden an der Küste von Jamal, z. B. um den 71.° herum, oder noch weiter nordwärts ein oder zwei Benzindepots anzulegen. Dann könnte ein Flugzeug mit Leichtigkeit von Mora Sale an der Küste von Jamal entlang nordwärts nach diesen Depots fliegen und unterwegs die Eisverhältnisse beobachten. Nachdem es sich mit Benzin versehen, könnte es über das Karische Meer nach Waigatsch oder der Jugorschen Straße fliegen, und das nächste Mal auf dem Rückweg in umgekehrter Richtung gehen. Auf diese Weise könnten wir beständig genaue Kunde über die Eisverhältnisse im südlichen Karischen Meer erhalten.

Würde außerdem noch eine drahtlose Station an der Matotschkinstraße eingerichtet und mit einem Flugzeug verbunden, dann würden sich auch Nachrichten über die dortigen Eisverhältnisse und die Möglichkeiten eines Vordringens in jenem Teil des Meeres geben lassen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würden diese Flugzeuge in Zukunft wichtige Faktoren der Schiffahrt in Gewässern wie das Karische Meer sein, umsomehr, als die mit ihnen verbundenen Kosten kaum unerschwinglich sein dürften. Auf der flachen Halbinsel Jamal, an der Jugorschen Straße und auf der Insel Waigatsch werden sich leicht ebene Flächen zur Sicherung des Auf- und Niedersteigens der Flugzeuge finden lassen. Auch auf den großen Eisschollen längs der Ufer wird es nicht schwierig sein, mit einem Flugzeug aufzusteigen und zu landen.

Man scheint sich allseitig darüber einig zu sein, daß eine gute Entwicklung der Schiffahrt von Europa aus nach den Mündungen des Ob und Jenissei außerordentlichen Wert für die Entwicklung der großen Möglichkeiten Sibiriens hat. Daher muß man die Opfer, die mit einer solchen Einrichtung zur Sicherung dieser Schiffahrt möglicherweise verbunden sind, als unbedeutend ansehen im Verhältnis zu dem, was dadurch erreicht werden kann.

Register.

Acipenser Baeri 83.
— ruthenus 84.
Aino 268.
Alaska 226.
Albasin 282.
Alexejewsk 325. 326.
Alk 33.
Altai 68. 70; Sprachen 135.
Amundsen, Roald 11.
Amur 299. 306. 318. 319; Brücke 275 276; Schiffahrt 252. 323. 324; Unterlauf 267; Unterschied der Ufer 299.
Amurbahn 252. 253. 274. 301. 302. 343; Bau 302—305.
Amurgebiet 299 fg.; Ackerbau 240; Bewohner 300. 301; Einwanderung 284. 286. 287; Klima 300; Mineralien 300; Verbindung mit dem Westen 301.
Amurkosaken 285. 296.
Ananjino 110. 111.
Angara 53. 243.
Anutschin 135. 165.
Archangelsk 25.
Arseniew 268. 269. 274.
Atlantischer Strom 12. 13.
Avam-Samojeden 71.

von Baer 123.
„Baikal", Fähre 244.
Baikal, See 3. 53. 244. 344; Eisenbahn 244 fg. 246; Entstehung 246. 247; Gebirge im Süden 245; Gesteine 247; Tiefe 246; Tierwelt 247. 248.
Baikalrobbe 247.
Bär, im Volksglauben 180.
Barents, Willem 353 fg.
Barentssee 13.
Basalt 320.
Bauer, sibirischer 222. 231. 345.
Bauernbank 228.
Bauerngemeinde 193.
Bäume, die ersten 110.
Bei-lem 53.
Bergformen 245. 246. 251. 255.
Bjelij Ostrow s. Weiße Insel.
Birken 129. 132. 138. 192. 252. 253. 255. 256. 257. 306. 310. 325. 327. 342. 346; schwarze 300. 318; weiße 300. 309. 312. 318.
Blagowjeschtschensk 323.
Bochai, Stamm 268. 269.
Boote, von Hunden gezogen 162.
Boxeraufstand 139. 291. 296. 297.
Brandt 94.
Brechowskie-Inseln 61. 64.
Brusilows Polarexpedition 47. 48. 49. 113. 114.
Bulgaren 70.
von Bunge 334.
Bureja 320; Brücke 320. 321.
Bureja-Gebirge 299.
Bureja-Seja-Ebene 299. 300. 320 fg.
Buttergewinnung, in Sibirien 233. 234.

Castrén, Alexander 67. 78. 135. 174. 180.
Cervus Debovskii 277.
Chabarow 282.
Chabarowsk 274 fg.
Charbin 259.

Chechtsir-Gebirge 273.
Cheta, Fisch 308.
Chetinskij-Insel 110.
Chilkow, Fürst 244.
China 254 fg.; Stellung zu Rußland 279 fg. 297.
Chinesen 136. 249. 256. 257. 260. 262. 267. 269. 271. 288. 290. 292. 293. 295. 296. 340. 342; Arzneimittel 290.
Christensen, Gunnar 63. 103.
Chua-kem 53.
Chunchusen 262. 263. 264; Steuersystem 262. 263.
Comephorus baicalensis 248.
Coregonus autumnalis 56. 83.
— merkii 56. 83.
— muksun 30. 83.
— nasus 83.
— pidschian 83.
„Correct", Dampfer 3. 5. 6. 9; aufgefahren 45. 46. 47. 59. 60. 64; Bau 10; Begegnung mit „Omul" 100; Begegnung mit russischen Schiffen 62; Beschädigung durch das Eis 42; drahtlose Telegraphie 10. 14. 24, Eishaut 10. 17; im Eis 17—20. 33; Ladearbeit 64. 65; Ladung 10; Leben an Bord 33; Mannschaft 11; Rückfahrt 350; Russen an Bord 56. 63; Samojeden an Bord 23. 24. 28. 29.

Dahl, Dr. Knut 85.
Dalnij 270. 284.
Delphinapterus beluga 56.
Dezembristen 250. 252.
Dickson-Hafen 2. 47. 48.
— Insel 47. 48. 50. 51. 53.
Dolganen 67. 99.
Donner, Kai, Sprachforscher 27. 71. 72. 73. 74. 75. 135. 165. 174.
Drahtlose Stationen 11. 14. 15. 47.
Drahtlose Telegraphie 6. 374. 375.
Dubo, Volk 68.
Dudinka 118. 122.
Dünger, in Sibirien 187. 194.
Eichen 257. 260. 272. 300. 309. 310. 318. 331.
Eichhörnchen 131. 170.
Eingeborene, Untergang 172. 173.
Einsamkeit-Insel 50.
Eis, schmutziges 38. 39.
Eisberge 35.
Eisenbahnunglück 328. 329. 338. 339.
Eisenten 33. 51.
Eissturmvögel 12.
Eiszeit 125. 218. 220. 245. 246. 328.
Elchgeweihe 267.
Entwässerungsarbeiten 306. 307.
Erdumdrehung, Wirkung der, auf Lage des Meereises 41; auf Flußufer 123. 124. 192; auf Flußströmung 54.
Erosionskraft eines Flusses 109.
Eskimos 135.

Festland, altes 13.
Finnische Stämme 69. 70.
Fische 107; im Baikalsee 248; im Eismeer 12; Jahresringe der Schuppen 84. 85; im Jenissei 56. 83. 85. 86. 116; als Nahrung 83; Verkaufspreise 87; Wachstum 85; Wanderungen 83. 84.
Flugzeuge im Karischen Meer 19. 374. 375.
Flußeis, Steintransport 125.
Flußufer, Unterschied zwischen Ost- und Westufer 109. 110. 299. 325.
„Fram" 20. 28. 360.
Franz-Joseph-Land 36.
Fuchs, blauer 26. 58.
—, weißer 26. 52; Fang 58. 59.

Gebirgssinnen 70.
Gefrorener Boden 133. 249. 250. 251 313. 332. 333. 337; Erklärung 333 fg.
Geschichtsschreiber, chinesische 136. 137. 268.
„Gjöa", Schaluppe 11.
Giljaken 268.
Gletscher, fossile 333.
Gneisgranit 314.

Digitized by Google

Gobi, Wüste 254.
Gold 183 fg. 231. 232. 249. 277. 290. 300. 321. 325. 336. 339. 340.
Golden 267. 268. 278. 300. 301.
„Goldenes Horn" 270.
Golfstrom 12. 48.
Gondatti, Generalgouverneur 271. 273. 294.
Gondatti, Eisenbahnstation 327. 329. 331.
Gräber der Eingeborenen 138.
Granitgebirge 219. 220. 258.
Graphit 65. 139.
Großer Chingan 246. 255. 256. 258.

Harelda glacialis 33.
Hasen 133.
Hausschlitten 111.
Heu, Aufbewahrung 127. 128; Wert 128.
Hirschgeweihe 267. 277.
Hochebene, mongolische 254.
Hochwassermarken 109.
von Hoiningen-Huene, Baron 259. 261. 262. 263. 270. 273.
Holzschiffe 122.
Hunde, zum Bootziehen 162, s. auch Schlittenhunde.

Jablonnoi-Gebirge 246. 250. 251. 343.
Jabtung Aljo 97. 98.
Jakuten 67.
Jamal 11. 20. 21. 34. 42. 355; Bevölkerung 24. 25. 26.
Japan, Stellung zu Rußland 279 fg.
Japaner 271. 288. 291. 295. 302.
Jekaterinburg 347. 348.
Jenissei 354; Ansiedlungen 154. 155; Breite 53. 61; Brücke 219; Durchbruch 218; Fische 56; Fischfang 83. 116. 151. 160; Gestein 129. 130; Hochwasser 109. 218; Inseln 61; Karte 103; Klima 134; Länge 53; Lauf 53. 54. 55. 192. 193; Mündung 44. 45. 52. 53; Nebenflüsse 53. 68; Niederschlaggebiet 53; Quellflüsse 53; Schiffahrt 2. 3. 5. 48. 115. 116. 142. 223; Seeverbindung 2—4. 48. 243; Stromrinne 156; Stromschnellen 167. 175. 182. 184; Strömungen 153; Telegraphenleitung 167; Ufer 54. 109. 110. 129. 152. 153. 167. 182. 183. 184. 192. 199; Volksstämme 67; Wasserscheide gegen Lena 251.
Jenisseier 136.
Jenissei-Ostjaken 28. 67. 72. 117. 131. 135. 150. 157. 162. 165. 166. 168. 169. 188; Abstammung 135. 136; Anzahl 136. 174. 175; Aussehen 158. 159. 176. 177. 178; Boote 159. 175; Fischerei 160. 161; Frauen 150. 157. 158; Hängewiege 157; Lebensunterhalt 160. 161. 177; Männer 158; Religion 180; Renntierzucht 160; Schamanen 178 fg.; Sprache 135. 136. 137. 161; Untergang 170. 171. 172; Verbreitung 174; Zelte 135.
Jenissei-Samojeden 67. 73. 76. 86; Steuern 98.
Jenisseisk, Gouvernement und Stadt 4. 53. 128. 195. 200; Lage und Bau 202. 203; Bewohner 203.
„Jenisseisk", Dampfer 102.
Jermak 281.
Ignatiew, Graf 283.
Ilou, Stamm 268.
Ingö 14.
Johannisbeeren 192.
Johansen, Hans 11. 13. 17.
Irkutsk 3. 243.
Isatschenko 85. 87.
Iswolski 280.
Jugorsche Straße 11. 12. 14. 48.
Jugorskij-Scharr, s. Jugorsche Straße.
Juraken 25. 52. 67. 76. 86. 96. 107. 142; Häuptling 96. 97. 98. 99; Religion 99; Schlitten 107; Steuern 97. 98.
Jurak-Samojeden 74.

Kälte, Wirkung auf Holzbrücke 322. 323; Benutzung zum Schachtbau 185. 186.
Kamassinzen (Kamassinen) 68. 72. 74.
Kamen-Samojeden 25.
Kanin-Noß 12.
Kanoe 150. 151.
Kansk 222.
Kap Woronow 16.
Karaulnoje 105. 106.
Karisches Meer 25. 38; Eishügel 35. 36; Eisverhältnisse 13. 362 fg. 371 fg.; russische Forscher 357; Schiffahrt 2. 3. 4. 222. 223. 350 fg. 373 fg.; Telegraphenstationen 6; Temperaturen 366 fg.
Karisches Tor 15. 17. 18. 350.
Karmakul 129.
Karskija Worota, s. Karisches Tor.
Kasanskoje 107. 108.
Kaufleute, russische 86. 111. 144. 170. 171. 172. 173. 174.
Kaviar, roter 83.
Kentei-alin 261.
Kiefer 133. 168. 251. 252. 310. 325. 327. 342. 343. 344.
Kirchen, sibirische 217.
Kirgisen 136.
Kleiner Chingan 299. 309. 310. 312.
Kleinrussen 291.
Kloster, russisches 82.
Kohlenlager 121. 122. 123. 232. 300.
Kolgujew 6.
Kolonien, ein zweifelhafter Vorteil 242.
Koreaner 271. 274. 288. 289. 304.
Korkeiche 273. 300.
Kosaken 274. 284. 285. 286. 289. 315. 342.
Kossogol 53. 68.
Kotten 174.
Krähen 143.
Krasnojarsk 2. 3. 53. 128. 195. 216 fg. 345; Lage 217. 218; Umgebung 218.
Krebstiere 248.
Krestowa 110.
Krestowskij-Inseln 52.
Kuh, die nördlichste 106.
Kühlhöhlen 315.
Kulumbuir 254. 255.
Kureika 137. 140.
Küstenprovinz 266 fg.; Geschichte 268 fg.; Klima 267; Stämme 267. 268.
Kutscher, sibirischer 212. 214.

Lachsarten 30. 83.
Lärche, sibirische 110. 122. 129. 132. 133. 168. 259. 261. 309. 313. 327. 339; Holz 134.
Larix sibirica, s. Lärche.
Laubwald 132. 168.
Lauju-ling 261. 265.
Lebiajjij-Insel 95.
„Lena", Dampfer 110.
Lieb, Direktor 1. 2. 3. 4. 5. 9. 13. 23. 40. 92. 103. 345.
Li-hung-tschang 293.
Loris-Melikow 1. 5. 6. 9. 65. 161. 222.
Lotungen 12. 13. 15. 16. 20. 34. 35. 42. 44. 45. 46. 59. 60. 62.
Luftspiegelung 95.

Malyginstraße 42.
Mammut, gefrorenes 92. 93.
Mandschu 300.
Mandschurei 254 fg.; Grenzstation 265; Klima 255. 256.
Mangaseja 142. 146. 147. 355. 356.
Mansen 269. 286. 290. 291.
Maral 277.
Maschinen, landwirtschaftliche 236. 237.
Matoren 68. 74.
Meeresströmungen 12.
Middendorff 67. 69. 71. 75. 77. 78. 81. 94. 126. 188.
Minussinsk 3. 53.
Mirojedicha 152.
Mir-System 193.
Mittelasien als Völkerwiege 70.
Mönche, russische 82.
Mongolei 3. 258.
Mongolen 269.
Mora Sale 21. 48.
Morosow 351.

Möwen, dreizehige 12.
Mücken 155.
Muksun 30. 83. 84. 116.
Multbeeren 138.
Murawiew Amurskij 283.

Nadelbäume 132. 168; Einführung in Europa 134; Widerstandsfähigkeit 133.
Nansen, in Alexejewsk 326. 327; im Amurgebiet 306—339; im Automobil 309 fg. 316—320; in Chabarowsk 274 fg.; in Charbin 259 fg.; in China 254—265; auf dem „Correct" 9. 65. 100. 101. Abschied vom „Correct" 103; auf der Dickson-Insel 49. 50; auf der Draisine 309; in Dudinka 118. 119; in Jekaterinburg 347. 348; auf dem Jenissei 103 fg.; bei der Jenisseimündung 52; Plan der Jenissei-Reise 65. 66; in Jenisseisk 200 fg.; in Irkutsk 243 fg.; Fahrt durch das Karische Tor 15—17; in Krasnojarsk 214 fg. 345; Abfahrt von Krasnojarsk 222; Abfahrt von Norwegen 1. 2; Jagdausflug auf die Nosonowski-Insel 88—91; auf Nosonowski Pesok 64; an Bord des „Omul" 101. 104. Abschied vom „Omul" 200. 207; in Petersburg 349; über Polarexpeditionen 8. 113; bei Kapitän Ritscher 7. 8; Begegnung mit Schamanen 178 fg.; Schlitten 278; über Schröder-Stranz-Expedition 7—8; auf der Seja 323 fg.; in Sumarokowo 168. 182; Fahrt im Tarantas 207 fg.; Telegramme 187. 188. 196; in Transbaikalien 249. 339 fg.; im Troizkij-Kloster 141 fg.; in Tromsö 6. 7. 9; in Werchne-Inbazkoje 162 fg.; in Wiatka 349; in Wladiwostok 265—273; in Worogowo 187; Trennung von Wostrotin und Loris-Melikow 249; Eisenbahnfahrt mit Wourtzel 222; Zweck der Reise 2. 3. 5.
Nansen, Eisenbahnstation 322.
Nashorn, wollhaariges 93.
Nationalgericht, russisches 110.
Nehring 94.
Newelskij 283.
Njelma 56. 83. 84. 168.
Nikodem 113.
„Nikolai II.", Dampfer 351.
Nomadenkultur 69. 72.
Nomadenstämme, Besteuerung 97. 98; Kindersterblichkeit 75; Untergang 75.
Nonnen, russische 82. 83.
Nordenskiöld 39. 121. 358.
Nordkapstrom 12.
Nordostdurchfahrt 47. 353 fg.
Norwegen, Ackerbau 239. 240; Auswanderung 242.
Nosonowski-Insel 61. 64. 88.
Nosonowski-Pesok 64.
Nowaja Semlja 14. 35.
Nowo-Nikolajewsk 346.
Nummelin, Steuermann 89. 90.
Nuksha-Gebirge 336. 337.

Ob 71; Mündung 38. 44.
Obdorsk 23. 25. 27.
Obstbäume 300.
Omul 56. 83. 84. 248.
„Omul", Motorboot 100. 101. 103; in Jenisseisk 200; Kapitän 100. 101; Lotse 156. 157; in den Stromschnellen 184. 185.
Opferstein 126.
Opium 261. 262.
„Orjol", Dampfer 101; Kapitän 101.
Orotschonen 267. 268. 277. 300. 301.
Osseten 143.
Ostasien, politische Umwälzungen 279 fg.
Ostchinesische Bahn 252. 253. 257. 258. 259. 270. 274. 283. 302.
Ostjaken 67. 69.
Ostjak-Samojeden 25. 67. 69. 72. 74.

Paläo-asiatische Völker 28.
Panax ginseng 290.
„Pandora II", Dampfer 49.
Panzerautomobil 309.
Pelzhandel 142. 355.

Digitized by Google

Pelztiere 160. 161.
Petroleum 232.
Petropawlowsk 270. 283.
Petrowsk 250.
Petschora 6.
Phalacrocorax carbo 247.
Phoca baicalensis 247.
— hispida 30. 247.
Pimens Grab 104. 105.
Pinus cembra 134. s. Zeder, sibirische.
Plankton 84.
Pockenepidemie 181.
Pogranitschnaja, Eisenbahnstation 265.
Pojarkow 281. 282.
Polizeibeamte, russische 114. 143.
Porphyrit 314.
Port Arthur 270. 284. 302.
Post in Sibirien 130.
Posthalter, sibirische 209. 210. 211.
Preobraschenija-Insel 121.
Preßeisrücken 36.
Priester, russische 163. 165.
Prokofewa-Bank 15.
Pustoserst 23.

Quelle, Fassung 332.

Radloff 68. 136.
Raubmöwen 12.
Rauschbeeren 137.
Renntiere 21. 25. 26. 112. 130; Jagd 50; Zucht 69. 72. 73. 77.
Riesentiere, Untergang 93. 94. 95.
Rindvieh 155. 213. 336. 337. 338. 347.
Ringelrobbe 30. 33. 247.
Ritscher, Kapitän 6—8.
Robitschew 345.
Rusanows Polarexpedition 48. 49. 50.
Russen, Typen 112.
Russennüsse 134.
Rußland, Auswanderung 226. 227; Eroberung Sibiriens 281; als Kolonialmacht 225; Krieg mit Japan 279. 280. 284; Politik gegen gelbe Rasse 271. 289; am Stillen Meer 270. 279 fg. 284; Wachstum 225. 226.
Sachanin-Insel 15.
Sajangebirge 53. 68. 72. 74. 213.
Sakuska 83. 308.
Samojeden 21. 22. 26. 52. 96. 117 Aberglaube 78; Anzahl 24. 25; Boote 24; Branntweingenuß 81; Ehe 26. 27; Ehrlichkeit 81; Einteilung 73; Essen 30; Fischfang 30; Frauenleben 77. 78. 79; Gastfreundschaft 78; Geistesanlagen 27; Häuptlinge 80; Hauptstämme 73. 74; Jagdtiere 26; Kleidung 24. 76. 80; Körperbau 80; Körpergröße 27. 71; körperliche Erscheinung 27. 28; Krankheiten 29; Kreuzungen 27. 28; Lebensmittel 25; Name 73; Religion 79; Renntierzucht 25. 26. 73. 77; Schlittenhunde 100; Sprache 71. 74; Stämme 26. 67; Tätigkeit der Männer 78; Tauschmittel 92; Untergang 74. 75; Ursprung 68. 71; Verbreitung 67. 68; Vielweiberei 26; Waren zum Verkauf 25; Zugehörigkeit 25.
Samojedenfürst 80. 81.
Samuelsen, Kapitän 6. 9. 21. 103.
„Sapad", Dampfer 350. 351.
Schamanen 79. 98. 99. 178 fg.
Schiffbau 159.
Schinsengwurzel 290.
Schitkow 27.
Schlitten 278.
Schlittenhunde 100. 107. 112. 117; Geschirr 112.
Schnaps, Wirkung auf Eingeborene 169. 171. 172. 173.
Schneeschuhe 277.
Schrenck 94.
Schröder-Stranz' Polarexpedition 7. 8.
Schwäne 127.
Sedows Polarexpedition 49.
Seeweg von Europa nach Sibirien, Geschichte 352 fg.
Seja 327; Brücke 323. 326; Unterschied der Ufer 3. 5.
Selanka 110.
Selenga 53. 247. 248. 249.

Digitized by Google

Semstwo 223. 230. 349.
Sibiriakow 359.
Sibiriakow-Insel 44. 45.
Sibirien, Ackerbau 191. 233; Aufschwung 227; Besiedelung 237. 238; Bevölkerung 225; Einwanderer 227. 228. 229. 234. 235. 236. 241; Einwanderung der gelben Rasse 288 fg.; Eisenbahnen 3; Entwicklung 4; Erzeugnisse 3. 65. 238. 239; Getreideland 193; Kolonisation 225 fg.; ein verrufenes Land 226; Landwirtschaft 191. 193. 194 fg.; Mineralien 234. 239; Regierungssystem 229. 230. 281; Rückwanderer 264. 265; Verbindung mit Europa 2. 3. 4; Viehzucht 194; Volksbildung 140; Wasserwege 3.
Sibirische Bahn 3. 223. 224. 228. 233. 252. 284; Steigung 252.
Sibirische Gesellschaft 1. 2. 3. 4. 362.
Sichota-Alin 246. 266. 267 273.
Sidorow 57. 142. 172. 175.
Sjeld 56. 83. 84. 116. 160. 162.
Sig 83.
Skandinavien, Urvolk 135. 136; alte Verbindung mit Sibirien 112. 113.
Skidalski 260. 262. 270.
Skorbut 199.
Sojabohne 260.
Sokolvereine 220.
Sopotschnaja-Karga 56.
Spahde, Kapitän 350.
Spitzbergen 86.
Sprachen als Grundlage der Völkereinteilung 70.
Srjetensk 252.
Stanowoi-Gebirge 250. 282. 299; s. auch Jablonnoi.
Staxrud, Kapitän 7.
Stechfliegen 155.
Stenodus nelma 56. 83.
Steppe der weißen Birke 346.
Sterlett 84.
Stolypin 193. 194.
Stör 83. 84. 110. 168. 185. 198. 308. 351; Fang 107. 161; Rückentrang 198; Wanderungen 103.
Strandebenen 51. 52.
Sumarokowo 168.
Suschkowo 130.
„Sviataja Anna", Dampfer 47. 48. 49.
Syrjänen 23.

Taiga 126. 127.
Taimyr-Samojeden 73.
Tannen, sibirische 129. 132. 133. 134. 138. 154. 168. 249. 261. 310. 312. 327. 349.
Tarantas 207. 209. 210. 212.
Tavgy-Samojeden 71. 73.
Telegraphenlinie, am Jenissei 143.
Teufelsinsel 45. 47.
Thymallus Pallasii 248.
Tichon, Mönch 146. 147.
Tiger 311. 312.
Toll, Baron 48. 93. 94. 95. 361.
Transbaikalien 249. 292; Einwohner 249; Klima 250.
Traubenkirschen 192.
Treibholz 135.
Troika 209.
Troizkij-Kloster 141. 147. 148; Schule 149.
Tromsö 2. 3.
Tschang-kwan-tsai-lin 259. 260. 261.
Tschir 83. 84.
Tschiratschi-Holm 16.
Tschita 251. 252. 343; Lage 252.
Tubiner 68. 74.
„Tula", Dampfer 2. 3. 362.
Tundra 127.
Tunguſen 67. 69. 72. 131. 188. 267. 300. 301; Boote 277.
Tunguska 53. 183; untere 141.
Turan-Gebirge 299.
Turkestan 309.
Turuchansk 141; Geschichte 142.
„Turuchansk", Dampfer 63.

Ural 25. 71.
Ural-Samojeden 25.

Ussuri 266. 273.
Ussuribahn 301. 302.
Ussurikosaken 286.
Ussuriprovinz, Ackerbau 240. 273. 274; s. auch Küstenprovinz.

Vaccinium uliginosum 137.
Verbannte, politische 56. 57. 119. 120. 144. 145. 149. 150. 153. 181. 204. 250; Raubzüge 144—146.
Verbrecher, in Sibirien 214. 215.
Verwitterung 255.
Vogelbeerbaum 129. 132.
Vogelfallen 166.
Vogelwelt 12. 33. 51. 127. 130. 139.
Völker, asiatische, Einteilung 70.
Völkermischungen 72.
Völkerwanderung 69.

Waigatsch 11. 12. 15. 47.
Wald 122. 123. 126. 128. 129. 132. 133. 137. 138. 151. 152. 154. 156. 162. 166. 168. 184. 190. 212. 220. 232. 248. 249. 251. 252. 255. 256. 257. 259. 260. 261. 272. 273. 300. 306. 309. 310. 312. 313. 318. 325. 327. 328. 330. 338. 339. 340. 342. 343. 344. 349; Abholzung 167. 191.
Waldbrand 132. 252. 253. 260. 261. 265. 313. 330. 331. 338.
Waldsteppe 250.
Wale, Bedeutung für Fischfang 57; Fang 57.
Walrosse 39.
Wanderblöcke 125. 126.
Wasser, schmutziges 38. 39. 44.
Wassilij Mangaseistij 146.
Wege, sibirische 212. 213.
Wein 273. 300.
Weiße Insel 18. 42. 44. 352.
Weißwale 56. 117; Bedeutung für Fischfang 57. 117.
Werchne-Inbagtoje 162.
Wiatka 349.
Wild 311.
Wildgänse 51.
Wilkitstij 49. 103.
Wilkitstij-Insel 44. 352.
Wladiwostok 265. 267. 270. 280; Befestigungen 272.
Wodka 25; s. auch Schnaps.
Wölfe 64.
Worogowo 148. 186. 187.
Wostrotin 1. 2. 4. 9. 22. 65. 76. 101. 102. 139. 140. 151. 183. 187. 188. 222. 223. 345.
Wourtzel 6. 65. 100. 201. 222. 223. 224. 253. 258. 259. 273. 275.

Xenjewski-Gebirge 340.

Zeder, sibirische 132. 133. 134. 138. 168. 249. 259. 260. 312. 340.
Zirbelkiefer 134.
Zobel 172. 355.
Zöppritz 123. 124.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Digitized by Google

BOUND

MAY 13 1948

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google